JOHANNES LEPSIUS

DAS LEBEN JESU

DER TEMPELVERLAG
IN POTSDAM

W. E. Gladstone

Cancelled
Gladstone's L
22 MAY 2024

St. Deiniol's Library
Hawarden Clwyd
Founded by
The Rt. Hon. W. E. Gladstone

B 40/63
B 71/38 d.
B 40 d. 8

ST. DEINIOL'S LIBRARY,
HAWARDEN.

(Jesus Christ)

DAS LEBEN JESU.

DAS LEBEN JESU

VON

JOHANNES LEPSIUS.

Cancelled from
Gladstone's Library
22 MAY 2024
GLADSTONE'S LIBRARY

ERSTER BAND.

DER TEMPELVERLAG IN POTSDAM.
1917.

50054

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, vorbehalten.

— *Copyright by Tempelverlag in Potsdam* 1917. —

ST. DEINIOL'S LIBRARY,
HAWARDEN.

Erstes Buch

DIE ANFÄNGE.

Erstes Kapitel.

Wer von Jericho durch die Steinwüsten des Gebirges Juda nach Jerusalem hinaufgeht, blickt rückwärtsschauend in eines der merkwürdigsten Tieftäler der Erde.

Durch die Länge des Heiligen Landes ist eine Furche aufgerissen, die vom Fuss des Hermons bis zum Südrande des Toten Meeres tiefer und tiefer in die Erdrinde einschneidet. Gleich Schollen, die eine Pflugschar aufgeworfen hat, begleiten sie zu beiden Seiten langhingestreckte Gebirgszüge. Diesseits sind sie nach den Landschaften Galiläa, Samaria und Judäa benannt. Jenseits des Jordans erhebt sich die gleichmässig fortlaufende Mauer der Berge von Gilead und Moab. Vom Westabhang des Judäischen Gebirges aus gesehen, wechselt die Farbe der jenseitigen Bergwand je nach dem Spiel des Sonnenlichts von zartem Blau zu leuchtendem Rot und dunkelstem Violett.

Der Boden der Furche, die zwei bis vier Wegstunden breit ist, wird von Sand und Steppengras bedeckt. Das grüne Band des Jordans zerschneidet die Steppe in zwei fast gleiche Hälften. Das südliche Drittel des Tieftales wird in ganzer Breite von dem blauen Spiegel des Toten Meeres ausgefüllt. So tief ist die Furche eingerissen, dass der Jordan bis zu seiner

ST. DEINIOL'S LIBRARY
HAWARDEN.

Mündung in das Tote Meer nahezu vierhundert Meter unter das Niveau des Mittelländischen Meeres hinuntersteigt. Nicht genug damit, hat er sich im Schlund des Salzsees ein Grab geschaufelt, das noch einmal vierhundert Meter in das Erdinnere hinabreicht, nicht anders, als wolle er sich den Eingang in den Abgrund öffnen, der einst hier die Städte Sodom und Gomorrha verschlang.

Der schnellfliessende Strom entspringt im äussersten Norden des Landes unter dem Schneehaupt des Hermons.

Sein jugendlicher Lauf, durch wasserreiche Quellflüsse verstärkt, staut sich unter dem Rauschen von Papyrusstauden in den Schilfmooren des Merom-Sees. Mit angesammelter Kraft durchbricht er das Bergland von Galiläa und Batanäa. Durch Zuflüsse bereichert, drängt er die Hänge des Gebirges auseinander und ladet breit in das herzförmige Becken des Sees von Genezaret aus. An seinen volkreichen Gestaden verbringt er seine besten Tage und umwindet seine Ufer mit einem Kranz von unvergänglichen Begebenheiten, die sich an die Namen Bethsaida, Korazin, Kapernaum, Magdala und den Königssitz Tiberias knüpfen.

Der Gebirgswall, der sich von den Ausläufern des Libanon über Galiläa, Samaria und Judäa erstreckt, steil nach der Jordanfurche und allmählich nach der Küste abfällt, verhindert den Strom zum Mittelmeer durchzubrechen. So tritt er mit dem Abschied vom Galiläischen See in die Niederung ein. Zwischen hohe Gebirgszüge eingebettet, streckt und dehnt sich die Steppe träge unter der tropischen Sonne, als hätte

sie alle Jahreszeiten verschlafen. Wo ihr noch bebautes Land und Siedelungen abgewonnen sind, liegen sie abseits vom Fluss am Fuss der Gebirge.

In starkem Gefäll läuft der Jordan seinem Grabe zu. Als fürchte er sein baldiges Ende, sucht er durch mäandrische Windungen seinen Lauf zu verlängern. Von den Dächern des Gebirges führen ihm Winterbäche und zahllose Rinnsale durch die Risse der Steppe den Regen und den Tau des Himmels zu. Aber so tief hat er sich in sein Bett eingewühlt, dass es ihm nirgends gelingt, die Wälle von Mergelhügeln, die ihn eindämmen, zu überfluten und die unfruchtbare Steppe mit Wiesen- und Saatgrün zu überkleiden.

Nur ein schmales Band von dichtem Gehölz, das dem Wild als Schlupfwinkel dient, begleitet den Jordan. Nutzlos bringt er seine Zeit damit hin, die kristallenen Quellwasser des Gebirges mit dem Mergelschlamm seines Bettes zu einem milchigen Lehmwasser zusammenzuquirlen, als wolle er die Verheissung von dem Land, wo Milch und Honig fliesst, verspotten. Er treibt weder Mühlen, noch trägt er Frachtkähne auf seinem Rücken. Weder Städte noch Dörfer spiegeln sich in seinen Wellen. Nur wenige Karawanenwege kreuzen seine Furten. Endlich erstirbt er im Meer des Todes, und seine Wasser verdunsten in der bleiernen Glut, die über der trägen Lauge des Salzsees brütet.

Abseits vom Schlangenband des Jordans breitet sich zu unsern Füssen am Westrand der Steppe eine scharfumrissene grüne Fläche aus.

Es ist die Oase Jericho.

Ein starker Quell und künstliche Leitungen, die über Aquadukte die Wasser der Berge zu der Gartenstadt führen, haben der Wüste hier am Rande des Todes ein Paradies entlockt. Orangengärten und Balsampflanzungen würzen weithin die Luft. Palmen wiegen sich über Marmordächern. Die Fürsten des Landes und der Priesteradel von Jerusalem haben sich inmitten der ärmlichen Lehmhäuser des Landvolks ihre Villen und Paläste erbaut.

Die Strasse von Jericho nach Jerusalem führt viele Wegstunden die schattenlose und steile Abdachung des Gebirges hinan. Bis zum letzten Augenblick verbirgt sich die Heilige Stadt, die unmittelbar hinter der Wasserscheide liegt. Noch ehe die Kammhöhe des Gebirges erreicht ist, begrüsst uns als erstes Dorf, in still umfriedetem Talkessel an den Ostabhang des Ölbergs angelehnt, Bethanien. Noch müssen wir den Sattel zwischen der Kuppe des Ölbergs und seinem südlichen Ausläufer, dem Berg des Ärgernisses, überschreiten. Da plötzlich öffnet sich der Blick und zu unsern Füssen liegt die Heilige Stadt und der Tempel.

Jerusalem ist eine Bergstadt, an drei Seiten von tiefen Tälern eingeschlossen. Nur im Norden läuft der Bergrücken, über dem sich die Stadt aufbaut, in die Hochebene aus. An ihrem tiefsten Punkt, der Südostecke des Mauerlaufs, wo die Stadtquelle ihr Wasser im Siloateich sammelt, laufen drei Täler zusammen. Das Kidrontal trennt die Ostmauer der Stadt vom Ölberg. Das Gehennatal umfasst die Stadt von Westen und Süden. Das Tyropöontal durchschneidet sie als leichte Senkung zwischen Oberstadt und Unterstadt.

Am Siloa lag die alte Davidsburg, von der die Unterstadt den Namen Davidsstadt empfing. Ihr erster Name Zion übertrug sich auf den Tempelberg.

Wer vom Sattel des Ölbergs herabsteigt, hat zuerst die Feigengärten des Dorfes Bethphage vor sich. Hat er die Gärten durchschritten, so sieht er sich von der gegenüberliegenden Stadtmauer durch den tiefen Einschnitt des Kidrontals getrennt und hat nur die Wahl nach Norden oder Süden abzubiegen. Ausser einem steilen Treppenweg, der von einem Pförtchen der Stadtmauer zu einem Ausfluss der Stadtquelle, — einst Gihon, jetzt Marienquelle genannt — in die Talsohle hinabführt, hat die Ostmauer in ihrer ganzen Ausdehnung keinen Zugang. Will man das hinter dem Tempelberg gelegene Nordtor erreichen, so muss man talaufwärts das Kidronbett kreuzen und die Umfassungsmauer des Tempels nördlich umgehen. Der Weg zum Südtor ist näher. In ihn biegt die grosse Verkehrsstrasse ein, die vom Jordan her über den Ölberg zur Stadt führt. Nachdem sie die Gärten von Bethphage verlassen hat, läuft sie über der Kidronschlucht auf halber Höhe an dem Berg des Ärgernisses hin und senkt sich in Windungen zum Südausgang der Stadt. Da, wo die Strasse am Berg entlang führt, durchschneidet sie ein Dorf, das wie ein Schwalbennest an der Bergwand hängt. Heute ist es unter dem Namen Silwan bekannt, in jener Zeit hiess es Gelila oder, griechisch gesprochen, Galiläa, ein Name der schon früh zu Verwechslungen mit der Landschaft Galiläa Anlass gab.

Am nördlichen Eingang von Galiläa lag zu der

Zeit, in der unsre Erzählung beginnt, ein Gehöft, das der Wanderer vor Augen hat, wenn er die Gärten von Bethphage verlässt und den Weg einschlägt, der nach Siloa führt. Der Name des Gehöftes ist Beth Hanna.

Es gibt keinen Platz in der unmittelbaren Umgebung von Jerusalem, wo man die Stadt so nahe vor sich hat und doch mit einem Blick übersehen kann.

Die gegenüberliegende Stadtmauer, nur durch die Kidronschlucht getrennt, ragt steil über die Westwand des Tales auf. Über die Mauer erhebt sich gleich einem Amphitheater mit weitem nach Südosten geöffneten Halbrund das weissschimmernde Häusermeer der Altstadt. Die zyklopische Stadtmauer steigt in langgestreckten Treppenstufen von Siloa her bergan und lehnt sich, auf der Höhe angelangt, an die quadratische Umfassungsmauer des Tempelberges.

Terrassenförmig türmt sich das Heiligtum über dem steil aus der Talsohle emporsteigenden Unterbau auf. Säulenhallen krönen rings die Umfassungsmauern. Über die flachen Hallendächer erheben sechs schlanke Pylone ihre Hohlkehlengesimse. Die Pylone bezeichnen die Eingänge zu den inneren Höfen des Heiligtums. Inmitten des reichgegliederten Baukörpers reckt sich das stolze Haupt des Tempelhauses zu doppelter Höhe empor. Nach Osten zum Ölberg schauend, empfängt seine weisse Stirn den ersten Strahl der Morgensonne. In der strengen und heiteren Majestät seiner wuchtigen Kalksteinquadern und schlanken Säulenschäfte thront das Heiligtum wie ein Königssitz über der Stadt.

Der festliche Anblick der Tempelbauten wird von einer Seite durch ein düsteres Gemäuer gedrückt. An den nördlichen Säulenumgang drängt sich als störender Nachbar ein festungsartiger, viergetürmter Bau, die einst von den hasmonäischen Königen zum Schutz des Heiligtums errichtete Burg. Herodes baute sie aus und nannte sie, zu Ehren seines Gönners Mark Anton, Antonia. Bald sollte sie der Stadt und dem Tempel zur Zwingburg werden, als römische Statthalter ihr Prätorium hier errichteten und ihren Richtstuhl auf dem marmornen Hochpflaster Gabbatha inmitten des Burghofs aufstellten.

Die Stadt ist von einem Kranz von Bergen eingefasst, die mit Feigengärten, silbergrünen Olivenhainen und weinumrankten Landhäusern bedeckt sind. Nach Norden schweift der Blick durch die Mulde des Kidrontals bis zum Rücken des Skopus. Nach Süden wird die Aussicht durch den Berg des bösen Rats begrenzt. Im Westen schliesst ein Hochplateau, über das der Weg nach Bethlehem führt, den Horizont ab. Im Nordosten winkt eine ferne Landmarke, das alte Mizpa auf dem Samuelsberg.

Im Vordergrund beschäftigt der niemals rastende Verkehr auf der Ölbergstrasse das Auge. Fussgänger, Reiter, Esel- und Maultiertreiber überholen die bedächtig ausschreitenden Kamelkarawanen, deren endlose Kette die Windungen des Weges bezeichnet. Dazwischen schwanken Sänften, die an Stangen von zwei Mauleseln getragen werden. Geharnischte Reiter bringen gefangene Araber ein. Pilger stimmen im Anblick der Heiligen Stadt ihre Psalmlieder an. Weitgereiste Rabbis werden von ihren Schülern feier-

lich eingeholt. Bauern bringen Eselsladungen von Feldfrüchten zur Stadt. Hirten treiben auserlesene Schafe und Rinder auf den Tempelmarkt, um sie als Opfertiere zu verkaufen. Kaufleute aus aller Herren Länder, von Damaskus, aus Arabien, Mesopotamien und Babylonien, kommen des Weges, um in der Gottesstadt anzubeten, Handel zu treiben und weiter zu ziehen nach Egypten, Griechenland und Rom.

Am lebhaftesten wird der Verkehr auf der Ölbergsstrasse in den Festzeiten. Dreimal des Jahres laden die grossen Wallfahrtsfeste, Passah, Pfingsten und Laubhütten, die Judenschaft der ganzen Welt ein zum Besuch des nationalen Heiligtums. Der Markt von Jerusalem wird zur Weltmesse. Der Tempelschatz fliesst vom Strom des Goldes über. Die jährliche Steuer und freiwillige Geschenke lohnen der reichen und stolzen Priesterschaft die Mühwaltung des Tempeldienstes. Noch einmal, mitten im Winter, lockt das erleuchtete Heiligtum am Lichterfest die Landbevölkerung zur Erinnerung der Tempelweihe in die Stadt.

Solch ein mannigfaches Schauspiel hatten jahraus jahrein die Bewohner des Gehöfts vor Augen, von dessen Terrasse wir die Heilige Stadt betrachtet haben.

Zu der Zeit, als Augustus römischer Kaiser und Herodes König der Juden war, lebte in Beth Hanna ein jüdisches Mädchen von vornehmer Herkunft. Ihre Familie gehörte zum Priesteradel des Landes. Ihre Eltern, Joachim und Hanna, leiteten ihr Geschlecht aus dem Hause Aarons her und standen der mächtigen Familie des Hannas nahe, die in zwei Generationen nicht weniger als acht ihrer Glieder mit dem hohenpriesterlichen Diadem geschmückt sah.

Maria, so hiess das Mädchen, war mit einem Manne aus Bethlehem, namens Joseph, verlobt, der sich noch vornehmerer Herkunft rühmen konnte. Er stammte in gerader Linie von König David ab und war der legitime Erbe der alten Dynastie, die das Reich Juda vierhundert Jahre beherrscht hatte, ehe es von heidnischen Grossmächten geknechtet wurde.

Obwohl Joseph königlichen Blutes war und es gern hörte, wenn man ihn „Sohn Davids" nannte, so hatte er doch ausser dem verblassten Glanz seines erlauchten Namens keinerlei Nutzen von seiner fürstlichen Herkunft. Schon seine Vorfahren waren verarmt und alles, was ihm von seinem Königserbe blieb, war der Besitz eines engen, urväterlichen Hauses in Bethlehem, zu dem noch etwas Acker und Weiderecht auf der Gemeindeflur gehörte. Im übrigen musste er sich, wie jeder andere Bürger, durch seiner Hände Arbeit ernähren. Die Bauleute von Bethlehem waren weit und breit im Lande begehrt, auch Joseph arbeitete viel über Land und sah keinen Grund, sich seines Handwerks zu schämen.

Seiner ehelichen Verbindung mit Maria, seiner Verlobten, stand nur ein Bedenken entgegen. Maria

war jung, und Joseph war ein Witwer in hohen Jahren. Aus erster Ehe hatte er zwei Töchter und vier Söhne. Die Töchter hatten sich nach Nazaret in Galiläa verheiratet. Die Söhne, die die Profession des Vaters erlernt hatten, fingen an, ihm zur Hand zu gehen. Je älter er wurde, um so schwerer dünkte es ihm, sein Hauswesen neben der Arbeit zu versehen. So beschloss er, sich aufs neue zu verehelichen. Die Zahl der Familien, die für den Erben des Königshauses in Betracht kamen, war gering. Seltsamerweise fühlte sich die junge Priestertochter Maria trotz des grossen Altersunterschiedes zu ihm hingezogen, und ihre Eltern hatten in die Verlobung gewilligt.

Obwohl nun der Vermählung nichts im Wege stand, konnte sich Joseph doch nicht des Gefühls entschlagen, dass er dem Mädchen Unrecht tue. Für eine jüdische Frau gab es keine grössere Schande als kinderlos zu bleiben, und, menschlich gesprochen, hatte Maria keinen Sohn von ihm zu erwarten.

Ein Verlöbnis bedurfte nach jüdischem Recht, ebenso wie eine Ehe, einer gesetzlichen Scheidung. Die Verlobte konnte von ihrem Manne — so wurde er schon als Verlobter genannt — nur loskommen, wenn er ihr einen Scheidebrief gab. Joseph brachte es nicht über das Herz, sich gegen Maria auszusprechen. Er fühlte, dass er ihr einen tiefen Schmerz bereiten würde, und dass sie doch nicht von ihm würde lassen wollen. Gleichwohl liess ihm sein Gewissen keine Ruhe. So beschloss er, ihr heimlich einen Scheidebrief auszustellen und sie vor die vollendete Tatsache der Lösung ihres Verlöbnisses zu stellen.

Ehe es dazu kam, wurde eines Tages Maria durch ein seltsames Gesicht in eine unbeschreibliche Erregung versetzt.

Am hellen Tage sah sie einen Engel in ihre Kammer treten.

„Sei gegrüsst, du Begnadete. Der Herr sei mit dir," sprach sie der Engel an und neigte sich vor ihr, als ob sie seine Herrin wäre.

Als Maria, durch die Anrede verwirrt, darüber nachdachte, was der Gruss bedeuten möchte, fuhr der Engel fort:

„Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade bei Gott gefunden, du wirst gesegnet sein und einen Sohn haben. Der wird ein Held sein und ein Sohn des Höchsten heissen, und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben. Und er wird König sein über das Haus Jakob immerdar, und seine Dynastie wird kein Ende haben."

Die demütige Seele Marias war über diese Worte sehr erschrocken.

„Wie wird mir die Ehre?" — mehr vermochte sie nicht hervorzubringen. Der Engel erwiderte:

„Der Heilige Geist wird kommen und die Kraft des Höchsten wird dich beschützen. Darum soll auch dein Kind Gott heilig sein. Sieh, auch Elisabet, deine Verwandte, wurde in ihrem Alter gesegnet und geht jetzt schon im sechsten Monat, obwohl sie für unfruchtbar galt."

Maria fühlte sich durch die Worte des Engels über jedes Gefühl ihrer Unwürdigkeit hinweggehoben.

„Ich bin des Herrn Magd," sprach sie, „mir geschehe, wie du gesagt hast."

Dabei neigte sie sich tief zur Erde, als ob sie vor dem Angesicht des Höchsten stände.

Als sie das Haupt erhob, war der Engel verschwunden.

Elisabet, die Verwandte Marias, war die Frau eines Priesters, namens Zacharias, aus der Priesterklasse Abia. Wie Maria, stammte sie aus dem Hause Aarons. Hoch betagt, gleich ihrem Manne, war sie noch in ihrem Alter zur Verwunderung aller Leute guter Hoffnung geworden.

Maria war durch das Gesicht des Engels und die Botschaft, die sie aus seinem Munde vernommen hatte, im Innersten beseligt. Alle Hoffnungen und Träume, die im Grunde ihrer Seele schlummerten, waren aufgestanden und wie leibhaftig vor sie hingetreten. Auch bei wachem Bewusstsein hatte sie wohl schon solche Gedanken gehegt, wie sie der Engel aussprach, aber niemals hatte sie ihnen erlaubt, in ihrer Einbildungskraft feste Gestalt anzunehmen. Je strenger sie aber die Wünsche ihres Herzens in ihrer schüchternen Seele verschloss, um so gewaltsamer hatten sie endlich alle Schranken durchbrochen und in der Verzückung die Gestalt der Wirklichkeit angenommen.

Nun sah sie den Sohn ihrer Sehnsucht mit der Krone geschmückt und mit aller Herrlichkeit des Königtums umkleidet auf dem Davidsthrone sitzen. Wie triumphierte sie, dass er einst alle Feinde Israels unter seine Füsse treten und die Heere Roms mit eisernem Szepter zerschmettern würde. Zu tief war

ihr Glaube in den alten Weissagungen ihres Volkes gegründet, als dass sie nicht die Erlösung Israels vom Joch der Fremdherrschaft als das höchste Geschenk des Himmels hätte ansehen sollen. Schon hatte sie, gleich ihrer Freundin, still gelobt, wenn ihr Gott den erbetenen Sohn schenken würde, ihn Gott zu heiligen. Sein Haupt sollte er nicht scheren und Wein und starke Getränke nicht trinken.

In alledem hatte der Engel des Herrn nur die verborgenen Gedanken ihres Herzens ausgesprochen. In einem aber war eine grosse Wandlung mit ihr geschehen. Der innere Zwiespalt zwischen der Demut ihrer Seele und dem hohen Flug ihres Geistes war überwunden. Der dunkle Drang, der sie bewogen hatte, dem greisen Joseph die Hand zu reichen, war einer leuchtenden Klarheit gewichen, und mit heiterster Seele sah sie ihrer Vermählung mit dem Davidssohn entgegen.

In eben diesen Tagen, in denen Maria durch die Engelerscheinung beglückt wurde, hatte Joseph den schmerzlichen Beschluss gefasst, seiner Verlobten zu entsagen. Erst im letzten Augenblick sollte er der Ausführung seines Entschlusses überhoben werden.

Joseph hatte ein Traumgesicht. Er sah in der Nacht einen Engel an sein Lager treten, der ihn aus dem Schlaf weckte.

„Joseph, Sohn Davids", hörte er ihn sagen „scheue dich nicht, Maria, dein Weib, heimzuführen, denn sie wird dir einen Sohn schenken, den sollst du Jesus nennen."

Dieser Traum zerstörte alle Zweifel Josephs, und

beim Erwachen fasste er den Entschluss, nicht länger zu zögern und Maria heimzuführen.

Der Gedanke an die Zukunft des Davidsreiches hatte ihm viel zu schaffen gemacht. Mit tiefer Dankbarkeit hatte es ihn erfüllt, als dem fast schon ausgestorbenen Stamm in seinen Söhnen aus erster Ehe vier neue Triebe entsprossen waren. Auf den Erstgeborenen, den er, nach dem Erzvater Jakob, Jakobus nannte, hatte er die Hoffnung gesetzt, dass es ihm beschieden sein möchte, den Thron Davids wiederaufzurichten. Aber weder Jakobus, noch einer der andern Söhne, denen er nach den Stammvätern die Namen Joseph, Simeon und Judas gab, liess sich dazu an, dass ein Kriegsheld aus ihm werden möchte. Joseph war gleichwohl an den Verheissungen Gottes nicht irre geworden. Tief beglückte ihn daher der Traum, dass dem alten Jsai-Stamm ein neues Reis entspriessen sollte.

Den Eltern Marias war ein Sohn nicht beschieden gewesen. Maria hatte nur noch eine ältere Schwester, die mit einem Fischereibesitzer in Bethsaida am Galiläischen See verheiratet war.

Der schnelle Entschluss der Verlobten, in die Ehe zu treten, brachte es mit sich, dass Maria nach der Vermählung zunächst noch im Hause ihrer Eltern blieb. Die bejahrten Leute hatten gewünscht, dass der Mann ihrer jüngsten Tochter, da die älteste in Galiläa lebte, ihr Besitztum vor der Stadt mit dem bequemen Landhaus übernehmen möchte. Joseph aber hatte die Mittel nicht, die ältere Tochter auszuzahlen, und war zu stolz, um in einem anderen als dem eigenen Gedinge zu leben. So dachte er daran,

seine Söhne aus erster Ehe, von denen erst der Älteste erwachsen war, zu den Schwestern nach Nazaret zu tun und dann sein junges Weib zu sich nach Bethlehem zu nehmen. Dies entsprach auch dem Wunsch Marias, die sobald als möglich nach der alten Davidsstadt übersiedeln wollte. Besondere Umstände führten dazu, dass ihr Entschluss noch nicht sogleich zur Ausführung kam.

Als Maria die Gewissheit empfing, dass die Engelbotschaft sich erfüllt habe, ging sie mit einer Opfergabe in den Tempel, um Gott ihren demütigen Dank für die Erhörung ihrer Gebete darzubringen. Auf dem Heimweg besuchte sie ihre mütterliche Freundin Elisabet, die schon lange die Vertraute ihres Herzens gewesen war. Als Maria über die Schwelle trat, kam ihr die ehrwürdige Matrone entgegen und begrüsste die junge Freundin, der sie ihr Geheimnis auf den ersten Blick ansah, mit überströmendem Herzen:

„Du Begnadigte unter den Frauen, gesegnet sei der Sohn, den du unter dem Herzen trägst. Wie komme ich zu der Ehre, dass die Mutter meines Königs zu mir kommt?".

Mit diesen Worten umarmte sie Maria und beglückwünschte sie, dass sie allen Zweiflern und Spöttern zum Trotz von ihrem Glauben nicht gelassen hatte.

Die Überschwänglichkeit dieser Begrüssung löste auch Maria die Zunge. Zum ersten Mal konnte sie ihr inneres Glück in Worte fassen. Selbst im Tempel hatte sie sich nur stumm vor Gottes Angesicht in den Staub geworfen. Das unsagbare Glück schien sie mehr niederzudrücken, als zu erheben. Jetzt aber

drängten sich jubelnde Worte wie Psalmgesang auf ihre Lippen:

„Meine Seele erhebet den Herrn,
„Und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes,
„Denn er hat seine niedrige Magd angesehen,
„Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter Israels."

Auf die Bitte ihrer Freundin entschloss sich Maria bei Elisabet zu bleiben und ihr während der nächsten Monate die Sorge für den Haushalt abzunehmen. Die Nähe des Tempels mit seinen täglichen Gottesdiensten tat ihr wohl. Dazu beglückte sie der Gedanke, dass der künftige Thronerbe in der Residenz seiner Ahnen unter ihrem Herzen heranreifen sollte.

Als Elisabets Stunde gekommen war und sie den Sohn ihres Alters zur Welt gebracht hatte, verliess Maria das Haus ihrer Freundin und kehrte in ihr Elternhaus zurück.

Eine besondere Veranlassung führte dazu, dass Maria noch vor der Geburt ihres Sohnes in das Haus ihres Mannes nach Bethlehem übersiedeln sollte. Für alle Bürger in Bethlehem war ein Census ausgeschrieben worden. Joseph musste wünschen, dass der erwartete Sohn in das Register aufgenommen würde. Der Anspruch seines Hauses auf den Davidsthron hing von der lückenlosen Gültigkeit des Stammbaums der Familie und der Bekundung der Legitimität seiner Söhne ab. So kam es, dass Joseph seine junge Frau nach Bethlehem zu bringen beschloss. Maria aber war glücklich in dem Gedanken, dass sich ohne

ihr Zutun die alten Weissagungen, die den künftigen Herrn Israels in Bethlehem, der Geburtsstadt Davids, geboren sein liessen, erfüllen sollten.

Obwohl sie den Weg vom Ölberg nach Bethlehem auf dem Rücken ihres Esels zurücklegte, so mochte doch die Beschwerde des Weges dazu mitwirken, dass ihre Stunde früher kam, als sie dachte.

Als sie sich in dem alten Davidshaus umsah, war guter Rat teuer, denn nichts war zum Empfang des Kindes bereit. Der einzige Wohnraum des Hauses, die Halle, die zu ebner Erde lag, diente für jedermann und alles. Die übrigen Räume und Gelasse waren als Werkstätten und Lagerräume mit allem vollgestopft, was zum Betrieb des Handwerks diente. Unmittelbar neben der Halle lag der Stall. Maria, gern bereit sich in die Umstände zu schicken, richtete sich kurz entschlossen im Stall ein, um dort ihrer Niederkunft entgegen zu sehen. Die Eselskrippe konnte gut zur Wiege dienen, um den Neugeborenen darin zu betten.

Die Geburt eines Sohnes im Davidshaus war ein Ereignis für das ganze Städtchen. Die Umstände trugen dazu bei, dass man das Kind des greisen Joseph und der jungen Maria als ein besonderes Gottesgeschenk ansah.

In der Stadt erzählte man sich mancherlei Wunderdinge von dem Königskind, das in der Krippe lag. Der alte hellsichtige Hirt, der Josephs Schafe hütete, wollte in der Nacht ein Gesicht von Engeln gesehen haben, himmlische Heerscharen hätten Lobgesänge angestimmt und in dem neugeborenen Davidssohn den künftigen Messias begrüsst. Er kam mit seinen

Hütejungen, um den erstgeborenen Sohn seiner Herrin zu beschauen und lief in der ganzen Stadt umher, um das grosse Ereignis bekannt zu machen. So freuten sich viele mit den Eltern des Kindes. Aber auch böse Zungen fehlten nicht, die dem alten Joseph sein junges Glück missgönnten.

Am achten Tage nach der Geburt, dem gesetzlichen Tage der Beschneidung, empfing das Kind den Namen Jesus, nach dem Gotteshelden Josua, der einst das Volk Israel in das gelobte Land geführt und das verheissene Erbe an die zwölf Stämme ausgeteilt hatte.

Am vierzigsten Tage machte Maria, wie alle Mütter in Israel, ihren Kirchgang und brachte im Tempel das Reinigungsopfer der Wöchnerinnen dar.

Da waren zwei alte Leute, die Tag und Nacht nicht aus dem Tempel kamen. Wer kannte sie nicht, den alten Simeon und die alte Hanna? Sie gehörten zu den Menschen der Sehnsucht, die auf die Erlösung Israels warteten. Da sie ihre Zeit mit Beten und Fasten zubrachten, wurden sie durch besondere Erleuchtungen begnadigt. So hatte dem alten Simeon eine Stimme gesagt, dass er seine Augen nicht schliessen werde, bis er den Gesalbten Gottes geschaut hätte. Als er nun die junge Frau so oft im Vorhof des Tempels hatte knieen sehen und erfuhr, dass sie das Weib Josephs, des Davidssohnes, sei, hatte er nicht aufgehört, für sie zu beten. Dann war die junge Frau fortgeblieben. Wochen verzogen und täglich schaute er nach ihr aus. Nun war sie mit dem Kinde auf dem Arm zum Tempel hinaufgekommen, und sein ahnungsvoller Geist sagte ihm, dass

sich heute das Geisteswort an ihm erfüllen sollte. Mit inbrünstigem Herzen hob er seine Hände zum Altar empor, lobte Gott und sprach:

Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren,
Denn meine Augen haben dein Heil gesehen,
Das du bereitet hast vor allen Völkern,
Ein Licht, zu erleuchten die Heiden,
Zum Preis deines Volkes Israel.

Dann nahm er das Kind in die Arme und sprach zu seiner Mutter von seltsamen Dingen, die er im mystischen Spiegel seines Geistes sah:

Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Fall und Aufstehen vieler in Israel
Und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird,
Es wird ein Schwert durch seine Seele gehen,
Auf dass vieler Herzen Gedanken offenbar werden.

Mit solch dunkeln Worten weissagte er über dem Kinde und wusste selbst nicht, was er sagte.

Noch seltsamere Dinge erzählt die Überlieferung von dem frühesten Lebensalter Jesu, Dinge, so wundersam und grausig, als habe der Zauber einer Märchenwelt sein frühestes Geschick umsponnen.

Im zweiten Lebensjahr Jesu, so erzählte man, seien Magier aus dem Morgenland gekommen, die aus dem Lauf der Gestirne die Geburt eines Ju-

denkönigs berechnet haben wollten, der ein neues Weltalter heraufführen sollte. Die hätten in Jerusalem am Hof des Herodes nachgefragt und aus dem Munde von Schriftgelehrten gehört, dass nach dem Wort des Propheten der verheissene König in Bethlehem geboren werden solle. Sie hätten sich dahin auf den Weg gemacht, auch richtig das Haus und das Kindlein gefunden und seien, nachdem sie ihm gehuldigt und kostbare Geschenke, Gold, Myrrhen und Weihrauch dargebracht hatten, eines anderen Weges wieder in ihr Land gezogen. Der König Herodes aber habe, eifersüchtig auf das neugeborene Königskind, in Bethlehem alle Knaben unter zwei Jahren in unsinniger Wut hinschlachten lassen. Auch das Leben des Jesuskindes wäre nicht verschont geblieben, wenn nicht die Eltern, durch ein Traumgesicht gewarnt, rechtzeitig mit dem Kinde nach Egypten geflüchtet wären.

So märchenhaft diese Erzählung auch klingt, so entbehrt sie doch nicht ganz historischer Färbung.

Um die Wende unserer Zeitrechnung war die Welt vom Spuk magischer Künste, astrologischer Wahrsagung und sibyllinischer Orakel so voll, dass unter dem vielen Stroh, das von den Meistern der Magie gedroschen wurde, sich auch ein Körnlein Weisheit hätte finden können. Der Zeiger der grossen Weltenuhr, die babylonische Astronomen in der Präzession der Tag- und Nachtgleichen am Zodiakus entdeckt hatten, war in ein neues Tierkreiszeichen vorgerückt, und weit verbreitet war die Erwartung einer Weltenwende, die durch einen gottbegnadeten Erlöserkönig heraufgeführt werden sollte. Schon geraume

Zeit hatte dies magische Wetterleuchten den östlichen Himmel erhellt und seinen Schein über die Welt geworfen. Mit den mystischen Namen des Erlöserkönigs schmückten sich auf Rat ihrer Hofastrologen syrische und egyptische Könige. Soter, Epiphanes, Theos, — Erlöser, Heiland, Gott — liessen sich die gewalttätigsten und ungöttlichsten Fürsten von ihren Schmeichlern nennen. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus entblödete sich nicht, den Kaiser Vespasian als den verheissenen Messias seines Volkes zu begrüssen. Selbst noch dem Kaiser Nero wurde eine Ehrung zu teil gleich der, die von dem Königskind in Bethlehem erzählt wird. Magier aus dem Osten kamen, mit dem König Tiridates an der Spitze, nach Rom, huldigten dem Kaiser und zogen auf einem andern Wege wieder heim.

Auch dem bethlehemitischen Kindermord steht eine Anekdote zur Seite, die der römische Geschichtsschreiber Makrobius in seinen Saturnalien mitteilt.

„Als Kaiser Augustus," so erzählt er, „hörte, dass unter den zweijährigen Knaben, die Herodes, der König der Juden, in Syrien habe umbringen lassen, auch der eigene Sohn des Königs getötet worden sei, bemerkte der Kaiser:

Da ist es besser des Herodes Schwein zu sein, als sein Sohn."

Nach dem Tod des Herodes sind nach derselben Überlieferung die Eltern Jesu mit dem Kinde nach Judäa zurückgekehrt. Da sie sich aber von dem König Archelaus, dem Sohn des Herodes, nichts besseres versahen als von seinem Vater, wagten sie nicht, in ihrer alten Heimat zu bleiben, sondern

siedelten nach Galiläa über, wo sie sich in dem Landstädtchen Nazaret niederliessen.

Wie viel man nun auch von diesen Geschichten auf Rechnung der Legende setzen möge, jedenfalls finden wir ein Jahrzehnt später die Eltern Jesu in Nazaret ansässig.

Zweites Kapitel.

Als Joseph und Maria mit ihrem Kinde nach Nazaret kamen, fand sich die Davidsfamilie wieder zusammen. Ein bescheidenes Anwesen wurde von dem Erlös des Bethlehemhauses gekauft, Haushalt und Werkstatt eingerichtet.

Die Söhne wuchsen heran und gingen dem Vater bei der Arbeit zur Hand. Der Wohlstand des Hauses hob sich. Auch in Galiläa hatte das Handwerk einen goldenen Boden. Der Haushalt blieb gleichwohl so einfach wie zuvor. Joseph war schon zu alt, um seine Lebensgewohnheiten noch zu ändern. In dem kleinen Landstädtchen konnte man ohnehin keinen Aufwand machen. Auch Maria, obwohl die Tochter eines reichen Hauses, hatte sich in die einfachen bürgerlichen Verhältnisse gefunden und sorgte dafür, dass die schlichte Lebensweise der Handwerkerfamilie den Stolz, den sie alle im Herzen trugen, nicht verletzte.

Joseph legte Wert darauf, dass dem Davidshause die gebührende Achtung der Mitbürger zu teil wurde. Durch Zurückhaltung und schweigsames Wesen hielt er auf seine Würde. Sonst war er allem äusseren Schein abhold. Von den Seinen genoss er die aufrichtigste Verehrung. Besonders Jesus hing an ihm mit kindlicher Ehrfurcht und Zärtlichkeit.

Je gebrechlicher Joseph wurde, um so mehr musste

der älteste der Söhne, Jakobus, den Vater vertreten. Die Brüder aus erster Ehe standen völlig unter seinem Einfluss. Die strenge Gesetzlichkeit, die seiner Natur und seinen Grundsätzen entsprach, war das Vorbild ihrer Frömmigkeit. Von den Stiefsöhnen Marias hatte der jüngste, Judas, eine ausgesprochene Eigenart. Sein phantastisches Gemüt nährte sich von den apokalyptischen Büchern, die seit der Zeit der Religionsnot bei den Frommen in hohem Ansehen standen. Die Weissagungen des Henoch und des Daniel, die Himmelfahrt Moses, die Apokalypse Baruchs, das vierte Buch Esra und ähnliche Schriften, die berühmten Männern der Vorzeit die Hoffnungen der Gegenwart als Weissagung in den Mund legten, erfüllten seine leichterregte Phantasie und gaben seinem grüblerischen Sinn immer neue Rätsel auf.

Auch Jesus fügte sich unter die Strenge, mit der Jakobus dem Hauswesen vorstand. Je unliebenswürdiger der Bruder sein konnte, um so liebevoller begegnete er ihm. Mit sicherer Empfindung hielt er sich an den tüchtigen Kern, der unter der rauhen Schale verborgen war. Aber so sehr auch Jesus ihm und den anderen Brüdern zugetan war, so wenig dachte er daran sie nachzuahmen. Das viele Fasten und Beten mochte für Jakobus recht sein, und Judas mochte über seinen apokalyptischen Büchern sitzen, er selbst wollte weder ein Kopfhänger, noch ein Träumer sein.

Am meisten fühlte sich Jesus zu der frohen und sorglosen Natur der Mutter hingezogen. Wenn er sah, dass sie sich durch das mürrische Wesen des Jakobus bedrückt fühlte, kam er, um sie aufzuhei-

tern. Wenn die Brüder ausser dem Hause arbeiteten, liess er ihr keine Ruhe, bis sie sich zu ihm setzte und ihm all die schönen Geschichten und die Wunderdinge, die sie im Herzen trug, erzählte.

Mit grossen Augen hörte er der Mutter zu, wenn sie von dem Ruhm seiner Ahnen, den Heldentaten Davids und der Weisheit Salomos erzählte. Die grossen Helden ihres Volkes standen ihr so lebendig vor Augen, als hätte sie alle selbst gekannt. Dabei versäumte sie keine Gelegenheit, das Gemüt des Kindes mit ihren enthusiastischen Hoffnungen zu erfüllen. Allem, was sie erzählte, gab sie unwillkürlich eine Richtung auf die grossen Dinge, die sie für ihr Königskind von Gott erbeten hatte.

Der Knabe nahm die Phantasien seiner Mutter arglos in sich auf. Auch die bescheidene Wirklichkeit, in der man lebte, widersprach nicht ihren Zukunftsträumen. Alle Dinge waren in Gottes Hand. Es fehlte garnicht viel daran, dass heut oder morgen das wundervolle Davidsreich erscheinen konnte. In diesem Reich — das hatte der Knabe bald verstanden — sollte er der König sein. Er wunderte sich nicht darüber. Auch wenn er mit den Nachbarskindern spielte, fiel ihm von selbst die Führerrolle zu. Er dachte nicht daran, darüber stolz zu werden oder seine Kameraden gering zu achten.

Was ihn die Mutter lehrte von dem Schöpfer Himmels und der Erde, von dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, von der Erlösung Israels aus Egypten, von der Gesetzgebung am Sinai und von all den herrlichen Verheissungen, die Gott dem auserwählten Volk gegeben hatte, stand fest und gross vor seiner

Seele. Wenn er seine kindlichen Gebete an den Vater im Himmel richtete, war es, als ob er zu jemand spräche, der gegenwärtig war. Wenn er etwas hörte, was die Liebe und Ehrfurcht gegen Gott verletzte, konnte er auffahren und selbst die Brüder heftig schelten.

Als der Knabe grösser wurde, bemerkte er mit Betrübnis, dass der Friede, der im Hause herrschte, einen uneingestandenen Zwiespalt zwischen der Mutter und den Brüdern überdeckte. Sein zartes Gefühl liess ihn bemerken, dass er selbst die Ursache davon war. Den Stiefsöhnen konnte es nicht verborgen bleiben, dass Maria oft Mühe hatte, die Liebe für ihr Kind zurückzudrängen, um ihnen allen die gleiche mütterliche Fürsorge zu widmen. Die grossen Gedanken, die sie für ihn im Herzen trug, und der Stolz, der sie erfüllte, wenn sie ihn mit ihren Stiefsöhnen verglich, kamen oft unwillkürlich zum Vorschein. So unschuldig Jesus an all dem war, er musste es doch gelegentlich entgelten, dass sich die Eifersucht der Brüder der Mutter gegenüber nicht zu äussern wagte; denn in Wahrheit gab sie ihnen keinen Anlass zu irgendwelchen Vorwürfen. Doch nur wenig wurde der Frohsinn Jesu durch solche Eindrücke getrübt.

Die schönste Zeit war für den Knaben, wenn die Brüder mit den Eltern zu den Festen nach Jerusalem hinaufgezogen waren. Da musste ihn die Mutter, so schwer es ihr auch wurde, allein zurücklassen. Er wurde für etliche Wochen bei Verwandten oder Freunden untergebracht. Nun hatte er weit grössere Freiheit als unter dem strengen Hausregiment des Jakobus. Er durchstreifte die Felder, trieb sich in der

Stadt umher und sah mit offenen Augen dem Tun und Treiben der Menschen zu. Am meisten liebte er es, auf die Berge hinter der Stadt hinaufzusteigen. Da konnte man weit über das Land hin sehen. Endlos schweifte der Blick über die grosse Ebene, die Nazaret zu Füssen lag. Wie Inseln sahen Gehöfte und Dörfer aus dem wogenden Kornmeer hervor. Die Ebene war auf allen Seiten in der Ferne von Gebirgszügen umrahmt. Eine seltsame Gestalt hatte der Berg Tabor, so rund, als hätte ein Drechsler ihn gedreht. Dahinter dehnten sich die Berge von Gilboa. Da spielte die traurige Geschichte vom Ende Sauls. Auf halber Höhe schimmerten die weissen Häuser des kleinen Fleckens Endor. Dort lebte einst die Hexe, die dem bösen Saul den Geist des toten Samuel beschwor. Nach Westen zog das Waldgebirge Karmel den Blick auf sich, wo einst Elias am Bach Kison die Baalspfaffen geschlachtet hatte. Ganz in der Ferne sah man die steile Klippe des Gebirges in das Meer abstürzen.

Hier oben in den Bergen begann sein reger Geist über Gott und Welt und alle Dinge nachzudenken. Der Himmel droben war Gottes Thron, die Erde seiner Füsse Schemel und die weite Welt das grosse Vaterhaus, in dem die Kinder Gottes spielen und sich nach Herzenslust ergehen konnten.

Diese glücklichen Zeiten überstrahlte noch ein Tag, der sein Gemüt mit wahrer Himmelslust erfüllte.

Als Jesus zwölf Jahre alt war, durfte er zum ersten Mal mit den Eltern zum Passahfest nach Jerusalem hinaufziehen. Der brave Esel, dem man sonst alles,

was man täglich auf dem Markt einkaufte, auf den Rücken lud, wurde auf die Reise mitgenommen. Ausser dem leichten Gepäck, hatte er bald die Mutter, bald den alten Vater, bald ihn selbst zu tragen. Von all dem Neuen, was der Knabe auf dieser ersten Reise sah, war er nicht so hingenommen als von der grossen Erwartung, die seine Seele ganz erfüllte.

Als sie nach Jerusalem kamen, stiegen sie im Haus der Grosseltern am Ölberg ab.

Da stand der Knabe auf der Terasse von Beth Hanna. Zu seinen Füssen lag die Kidronschlucht. Die alten Ölbäume warfen blaue Schatten über den lichten Grund. Drüben ragte im hellsten Sonnenschein die ewige Stadt und über ihr, schon halb im Himmel schwebend, das Heiligtum.

Unvergesslich war der erste Gang zum Tempel. Vom Haus der Grosseltern ging es die Bergstrasse hinab zum Quelltor. Einen ängstlichen Blick warf man in die wilde Felsschlucht des Gehennatals. Dann ging es am Siloateich vorüber durch die engen Strassen der Davidsstadt zum Tempelberg hinauf. Es war nicht anders, als ob man in den Himmel wallte.

Fester fasste der Knabe die Hand des Vaters. Sie durchschritten jetzt das dunkle Tunneltor, das von der Unterstadt zum Tempelmarkt hinaufführt. Sein Herz schlug heftig.

Nun stand man auf dem weiten, von Säulenhallen rings umschlossenen Raum des Tempelplatzes. Vor ihnen ragte die Hohe Pforte, der Eingang in das innere Heiligtum. Endlos dehnte sich der Säulenhof, der rings die Tempelbauten einschloss. Nach Osten sah man durch die Öffnungen der Halle den Hang

des Ölbergs mit seinen silbergrünen Olivenhainen. Trat man an den Rand der Halle, sah man senkrecht, wohl hundert Fuss tief, in das Bett des Kidrontals hinab, dass einen schwindeln musste.

Der Vater belehrte jetzt den Knaben, dass einst sein Urahn Salomo den Tempel und sein Königshaus hier oben auf dem Berg errichtet habe. Um die Sünden Israels zu strafen, habe Gott zugelassen, dass die Heiden Tempel und Palast des Salomo zerstörten. Doch nach siebzig Jahren habe sein Vorfahr Serubabel den Tempel und das Königshaus nach Vorschrift des Propheten Ezechiel auf ihren alten Fundamenten neu gebaut. Was im Laufe der Jahrhunderte baufällig geworden, habe Herodes zu seinen Zeiten restauriert und die Säulenhallen, die jetzt das Heiligtum umgaben, zugefügt. Auch seit den Tagen des Herodes hatte man nicht aufgehört, am Heiligtum zu bauen. Nur die Osthalle über der Mauer des Kidrontales, in der sie eben standen, sei unberührt geblieben, darum trage sie den Namen Halle Salomos.

Sie durchschritten jetzt den Marktplatz, wo die Opfertiere feilgeboten wurden und die Taubenhändler und Wechsler sassen, und kamen zum Portal des inneren Heiligtums, dem Wassertor. Die Wasserleitung, die von fern her frisches Quellwasser zum Tempel leitet, hatte hier ihren Ausfluss. Das Getriebe und Geschrei des Marktes störte den Knaben nicht. Er sah nur all die Wunderbauten, die wie vom Himmel auf die Erde herabgestiegen waren.

Jetzt ging es die Stufen hinauf zu dem gewaltigen Portal des Heiligtums. Das Tor stand offen. Die Torflügel waren ganz mit Silber überzogen. Auf der

Höhe der Treppe angelangt, sah man durch eine Flucht von Höfen in der Ferne den haushohen Brandopferaltar. Die blaue Rauchwolke, die von ihm aufstieg, hüllte das Tempelhaus in zarte Schleier.

Sie schritten durch den Frauenvorhof auf die Treppe zu, die zum Portal des Männervorhofs führt. Der Vater nannte es das Schöne Tor. Die mächtigen Flügel waren von getriebenem Kupfer, das wie Gold erstrahlte.

Als Jesus an der Hand der Eltern jetzt den Fuss auf die Treppe setzte, liess ihn die Mutter los. Er wollte, dass sie mit ihm käme. Aber der Vater belehrte ihn, dass es den Frauen nicht gestattet sei, den inneren Vorhof zu betreten. Das missfiel dem Knaben; nicht so der Frauen als der Mutter wegen.

Als sie das Obertor durchschritten hatten, standen sie im Angesicht des Altars und des Tempelhauses vor der Schranke, die den Hof der Priester von dem Männervorhof trennt.

Wie feierlich war dieser Raum. In seiner Mitte der gewaltige Altar. Die Rauch- und Feuerwolke glich einer schlanken Palme, die sich kerzengrade in den Äther hob und in der Höhe ihre Zweige, das Heiligtum beschattend, zu einem Dache breitete.

Wie unbegreiflich hoch war doch das Tempelhaus. Die Hallen und die Tore bückten sich vor ihm. Die Priester waren wie die Zwerge. Der buntgewirkte Vorhang, der in allen Farben des Regenbogens schillerte, verschloss den Eingang in das Heilige. Das Heilige war erst der Vorsaal der Gotteswohnung. Durch einen zweiten Vorhang kam man in das innerste Gemach, das Allerheiligste. Wie es da drinnen

aussah, wusste der Knabe aus den Beschreibungen der Mutter. Ja, alles was er sah, war ihm von Jugend auf vertraut. Und doch wie anders war es, das nun mit eigenen Augen anzuschauen. Das war kein irdischer Palast, das war die Wohnung Gottes auf der Erde. Dort drinnen, im Allerheiligsten, da stand der Thron der Cherubim und barg in seiner Lade die beiden steinernen Gesetzestafeln, auf die die zehn Gebote mit dem Finger Gottes geschrieben waren. Ach, dürfte er nur einmal sich in dem Glanze sonnen, der den dunklen Raum erfüllte, so oft der Vater aus dem Himmel niederstieg, um unter seinem Volk zu wohnen.

Was sonst im Tempel zu sehen und zu hören war, die Priester, die die Opfer schlachteten, die Sängerchöre und das Spiel der Harfen, Zimbeln und Trompeten, die den Psalmgesang begleiteten, die Pilger, die sich anbetend auf das Pflaster niederwarfen, das Brausen der tausendköpfigen Menge, das wie Meeresrauschen von den Höfen und dem Tempelmarkt herüberscholl, all das beachtete der Knabe nicht. Er feierte in seinem Herzen einen Gottesdienst, der ihn der Welt entrückte. Während seine Lippen die Gebete sprachen, die ihm der Vater vorsprach, folgte sein Auge der Wolkensäule, die vom Altar zum Himmel aufstieg und sich im ewigen Blau verlor.

Als der Knabe nach des Vaters Weisung mit vielen Kniebeugungen angebetet und sein erstes Staunen kaum befriedigt hatte, trieb sie schon der Strom der Beter rückwärtsflutend durch die Höfe auf den Tempelmarkt hinaus.

Die Zeit des Morgenopfers war vorüber. Die Rinder

und die Schafe, deren Blöken zuvor von den Wänden des Tempelmarktes widerhallte, hatte man fortgetrieben. Die letzten verschwanden eben im Mittelgang des Tunneltors. Ein neuer Anblick fesselte den Knaben.

Da sassen Schriftgelehrte, auf dem Pflaster hockend, niedrige Lesepulte vor sich mit Schriftrollen darauf. Ein weiter Kreis von Schülern sass mit gekreuzten Beinen auf dem Boden und las die Schrift, den Oberkörper nach dem Rythmus des verlesenen Textes wiegend. Der Anblick war für Jesus nicht ungewohnt. So sassen sie auch in der heimatlichen Synagoge in Nazaret um ihren Rabbi her, der sie im Lesen der heiligen Schriften unterrichtete. Aber dort war nur ein Kreis. Hier sassen in den weitgedehnten Säulenhallen tausende von Schülern um die Schriftgelehrten her, Alte und Junge durcheinander; nur die Frauen hatten keinen Teil am Unterricht.

Auf die Lesung der heiligen Texte folgten die Lehrvorträge. Sie wurden von lebhaften Disputationen unterbrochen, an denen sich jedermann beteiligen konnte. Hier kämpften die feindlichen Schulen der Gesetzeslehrer ihre Streitigkeiten aus. Die strenge Richtung des Schammai und die mildere des Hillel stiessen heftig aufeinander. Wie Kampfhähne verbissen sich die erbitterten Gelehrten ineinander. Verwegen steigerten sie ihren Scharfsinn zu den gewagtesten Behauptungen.

Der Knabe wäre gar zu gern stehen geblieben. Die Ehrfurcht, mit der die Zuhörer den Orakeln der berühmten Schriftgelehrten lauschten, weckte seine Wissbegierde. Aus den aufgefangenen Worten hatte sein

lebhafter Verstand sogleich erkannt, um was der Streit sich drehte. Er zerrte an der Hand des Vaters, um ihn zum Stillstehen zu bewegen. Der aber hatte kein Gefallen an den müssigen und spitzfindigen Kontroversen. Er missbilligte des Knaben Neugier und zog ihn mit.

Joseph fühlte sich einsam in der Menschenmenge, wo ihn niemand kannte, und trug den Stolz der Ahnen schwermütig mit sich herum. Sie wurden von dem Menschenstrom mitgerissen, der sich durch das Schaftor, den Westausgang des Tempelberges, in die Stadt ergoss. Der Strasse folgend, die durch die Senkung nach Siloa führt, kamen sie zum Stadttor und kehrten auf demselben Wege, den sie des Morgens gekommen waren, in das grosselterliche Haus zurück. Maria wartete schon sehnsüchtig auf ihren Sohn und schloss ihn glücklich in die Arme.

Da man täglich dreimal im Tempel anzubeten pflegte, hatte sich der Knabe bald überall umgetan. Auch in der Stadt fand er sich schnell zurecht. Der Vater, dessen Augenlicht nicht mehr die alte Schärfe hatte, vertraute sich gern seiner Führung an. Doch am liebsten ging er mit der Mutter. Alles, was er von Kind auf an Geschichten von ihr gehört hatte, musste sie hier, wo viele von den schönsten spielten, ihm noch einmal erzählen und den Ort ihm zeigen, wo sie sich begeben hatten.

Am meisten gab es da im Heiligtum zu fragen.

Das gewaltige Portal in dem vorspringenden Turm, jetzt der Eingang in den Frauenhof, — der Vater hatte es das Wassertor genannt — war einst die Hohe Pforte zum Palast des Salomo gewesen. Hier

zur Rechten im Torweg stand sein Löwenthron, auf dem er sass, wenn er dem Volke Recht sprach. Der Frauenvorhof, den man in Erinnerung an seinen früheren Gebrauch auch heut noch Schatzhof nannte, war einst das Haus vom Walde Libanon. Holzbauten in drei Stockwerken flankierten damals den Palasthof. In Schatzkammern ohne Zahl war Gold von Ophir, Edelsteine und alle Schätze aus Reich-Arabien aufgespeichert. Das Obertor, das Schöne, führte vom Palast hinauf zum Tempel. Hier stand der König, wenn er anbetete vor Gott. Es war dasselbe Tor, durch das die Königin Athalia stürtzte, als sie durch die Reihen der Königswache brach und „Rache! Rache!" schrie, zur gleichen Stunde, als der Priester Jojada den Knaben Joas, der damals noch fünf Jähre jünger war als Jesus, auf den Thron erhob. Dort durch das Rosstor in der Ecke, wo man vom Tempelmarkt zum Burghof kommt, hat man die böse Königin hinausgeführt und vor dem Tor erschlagen. Mitten im Schatzhof war der Mund des Brunnens, in den man den Propheten Jeremias warf, als er der Stadt den Untergang geweisssagt hatte.

Draussen vor dem Wassertor war das Katheder aufgeschlagen, auf dem der grosse Schriftgelehrte Esra nach der Heimkehr aus der babylonischen Gefangenschaft dem Volk, das auf dem Tempelmarkt versammelt war, sieben Tage nacheinander am Laubhüttenfest das Gesetzbuch Moses vorlas und den Bund vom Sinai durch einen Schwur erneuern liess.

Die alte Mauer, die in langen Stufen vom Tempelberg hinabführt und die ganze Stadt umschliesst,

hatte Nehemia einst gebaut. Der baufällige Turm am Siloa war der letzte Zeuge vom Palast des David. Einst hausten hier die Helden, die tapferen Recken, die die Kriege Gottes führten. Nur einen Steinwurf weit war in der Felsenwand der Eingang zu der Gruft der Ahnen Jesu, die die Gebeine Davids und aller Könige von seinem Stamme barg.

Das und noch vieles andere liess sich der Knabe von der Mutter zeigen. Bei den wiederholten Besuchen des Tempels musste sie ihm auch den Willen lassen und erlauben, sich in einen Kreis von Hörern einzudrängen, die um das Lesepult eines Schriftgelehrten sassen. Da stand er bei dem Lehrer und sah ihm über die Schultern in das Pergament, das er aufgerollt in beiden Händen hielt. Er konnte ohne Mühe den Text mitlesen; auch der Inhalt der Lektion war ihm bekannt.

Der alte Schriftgelehrte fand Gefallen an dem aufgeweckten Knaben und machte seine Kollegen auf ihn aufmerksam. Die ungewöhnliche Belesenheit des kleinen Galiläers reizte die Gelehrten, ihm auf den Zahn zu fühlen. Zum Ergötzen aller lockten sie manch altkluges Wort aus ihm heraus.

So oft nun Jesus hinauf zum Tempel kam, setzte er sich unter die Schriftgelehrten.

Bald fühlte er sich in den Vorhöfen des Tempels so heimisch, als sei er hier aufgewachsen. War nicht dies Haus sein Vaterhaus? Seine Ahnen hatten seit Anbeginn hier Wand an Wand mit Gott gewohnt. Und er war ja ihr Sohn und Erbe. Nur eins missfiel dem Knaben. Wenn er täglich an der Hand des Vaters vor den Altar trat, mussten sie an der Schranke

stehen bleiben, die den Priesterhof vom Hof des Volkes trennt. Warum musste er hier Halt machen? Wenn der himmlische Vater dort in dem hohen Hause wohnte, warum durfte er nicht zu ihm gehen? Warum nicht gleich dem Räucherpriester das Heilige betreten? Warum nicht mit dem Hohenpriester hinter den Vorhang in das Allerheiligste gehen und am Throne seines Vaters niederknieen? Er hatte einmal sagen hören, das Allerheiligste sei leer. Der Thron der Cherubim und auch die Bundeslade seien nicht mehr dort. Als der König von Babel Stadt und Tempel verbrannte, habe der Prophet Jeremias die Lade mit den Gesetzestafeln fortgebracht und irgendwo versteckt. Erst am Tage der Erlösung werde die Bundeslade wieder zum Vorschein kommen. Er wollte die Mutter darum fragen. Wie es aber auch damit sein mochte, immer wieder war es eine Enttäuschung für den Knaben, dass er so ferne stehen und seinem Gott nicht nahen sollte.

Die Sicherheit, mit der der Knabe sich in der Stadt zurechtfand, hatte die Eltern unachtsam gemacht. Viele Bekannte und Verwandte waren unter den Festbesuchern, und der Knabe hatte sich bald an diesen, bald an jenen angeschlossen. Am Tage der Abreise gab es noch viel zu ordnen und zu besprechen, und man achtete nicht weiter auf den Knaben. Als man aufbrach, hatte man ihn nicht vermisst. Maria meinte ihren Sohn noch kurz zuvor in der Gesellschaft ihrer Schwester Salome und der Verwandten von Bethsaida gesehen zu haben. Erst bei dem nächsten Halteplatz, wo sich die galiläische Karawane sammelte, stellte sich heraus, dass der Knabe

nicht bei den Verwandten war. In grosser Sorge eilten die Eltern in die Stadt zurück. Sie suchten ihn zuerst im grosselterlichen Hause, dann in den Herbergen der Stadt, wo Freunde und Verwandte eingekehrt waren, doch überall vergeblich. Erst als sie völlig ratlos waren, kam Maria auf den Gedanken, ob der Knabe vielleicht noch in den Tempelhallen bei den Schriftgelehrten wäre.

Als sie hinauf zum Tempel kamen, fanden sie ihn richtig in einem Schülerkreise sitzen. Ohne ihre Herzensangst zu verbergen, stürzten sie auf ihn zu und zogen ihn unter Liebkosungen und Scheltworten ans Herz. Der Schriftgelehrte unterbrach seinen Unterricht und sah lächelnd der Scene zu.

„Mein Sohn", sagte unter Tränen die Mutter, „warum hast du uns das getan? Sieh, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht."

„Was habt ihr mich gesucht?", erwiederte der Knabe, verwundert über seine Eltern, „konntet ihr euch nicht sagen, ich müsse im Hause meines Vaters sein?"

Ehrerbietig grüsste er den Schriftgelehrten, warf noch einen Blick durch die Vorhöfe nach dem Tempelhaus und folgte leichten Schrittes seinen Eltern.

Es konnte nicht ausbleiben, dass die Eindrücke, die der Knabe beim ersten Festbesuch empfangen hatte, sich bei der regelmässigen Wiederkehr der Wallfahrten abstumpften. War bei der ersten Reise seine Seele von Erwartung übervoll gewesen, so begannen nun die mancherlei Erlebnisse der weiten Reise mit den Festbesuchen zu wetteifern. Die Land-

schaften, die sie durchwanderten, die Städte, in denen sie einkehrten, das bunte Treiben in den Herbergen und auf den Märkten erfreuten ihn nicht weniger als die Psalmgesänge und Pilgerlieder, die man auf dem Weg anstimmte. Da waren bunte Blumen und Pflanzen, die die heimatliche Flur nicht kannte, Eidechsen, Schlangen, Skorpione besonderer Art, Vögel mit seltenem Gefieder, nichts entging der Aufmerksamkeit des Knaben. Viel fremdes Volk, das fremde Sprachen redete, Händler, die aus aller Herren Ländern kamen, kostbare Stoffe, Schmuck und Perlen auf dem Markt feilboten, alles hielt sein Ohr und Auge fest. Die Mutter, die ihren Sohn am liebsten von aller Berührung mit der Welt ferngehalten hätte, war bekümmert, dass die weltlichen Dinge ihn so fesselten.

Auch sonst war manches, was ihr Sorge machte. Schon daheim hatte es den Brüdern oft missfallen, dass der Knabe, wenn schriftgelehrte Männer mit dem Vater weise Reden führten, mitten aus dem Spiel heraus sich in die Unterhaltung mischte und Dinge sagte, die, mochten sie auch richtig sein, als unpassend empfunden wurden. So kindlich seine Art auch war, immer wollte er sich nur durch seine eigene Empfindung leiten lassen. Kein absprechendes Urteil vermochte ihn von einer Meinung abzubringen, es sei denn, dass man sich die Mühe gab, ihn durch klare Gründe zu überzeugen.

Bei einem der nächsten Festbesuche wurde die Mutter durch einen Vorfall tief erregt. Der Knabe war an der Hand des Vaters an die Schranke des Altarraums getreten, um dort anzubeten. Zum ersten

Mal war er dabei auf die Hantierungen der Priester aufmerksam geworden, die bei dem Massenbetrieb des Opferdienstes mit den Schafen und Rindern roh genug umgingen. Manch übler Scherz würzte ihr Schlächterhandwerk. Die Andacht der anbetenden Gemeinde kümmerte sie wenig, wenn sie die blutigen Schenkel und triefenden Fettstücke mit grossem Schwung, als gelte es ein Wurfspiel, auf den Altar schleuderten. Eine Zeit lang hatte der Knabe das Treiben auf dem Schlachthof mitangesehen. Dann hatte er sich plötzlich von dem Vater losgerissen, sich durch die Menge gedrängt und war mit heissen Wangen und Zornesfalten auf der Stirn zu der Mutter in den Frauenhof zurückgeeilt. Als sie bestürzt den Knaben fragte, was er hätte, wollte er erst mit der Sprache nicht heraus, dann aber sagte er, die Priester seien böse Menschen, dass sie die armen Tiere quälten und die kleinen Lämmer schlachteten. Die Mutter, der der Opferdienst heilig war, erschrak über die Rede des Kindes. Sie sagte dem Vater nichts, wandte sich aber in ihrer Sorge an einen Schriftgelehrten, der ihr Vertrauen hatte. Der schüttelte erst das weise Haupt, dann aber fragte er, ob sie bei dem Kinde auch eine Abneigung gegen die Heiligen Schriften bemerkt hätte. Als sie dies verneinte, beruhigte er sie mit dem Wort des Propheten: „Opfer und Brandopfer gefallen dir nicht, aber die Ohren hast du mir aufgetan."

Seit diesem Tage war der Knabe nicht mehr zu bewegen, in den Männerhof zu gehen. Er blieb bei der Mutter draussen oder setzte sich zu den Schülern, die die Schriftgelehrten um sich versammelten.

Um diese Zeit starb Joseph in hohem Alter, von den Seinigen aufs innigste betrauert.

Jakobus war jetzt das Haupt der Familie. In allen Dingen sorgte er aufs beste für das Wohlergehen der Mutter und der Brüder. Auch der Wohlstand mehrte sich. Aber es begann ein finsterer Geist im Haus zu herrschen. Jakobus hatte sich der strengsten Glaubensrichtung, die man die pharisäische nannte, angeschlossen. Das häusliche Leben wurde aufs peinlichste nach den Vorschriften des Gesetzes und den Ordnungen der angeblichen Überlieferung der siebzig Ältesten vom Sinai geregelt. Mit grosser Strenge hielt man die Sabbatruhe und die Vorschriften der rituellen Reinigung, die sich auf jegliches Geschirr und Hausgerät erstreckten. Der Verkehr wurde auf solche Familien beschränkt, die sich zu den Pharisäern hielten. Während die Gesetzestreiberei des Jakobus sichtlich auf die Hausgenossen drückte, schien Jesus, obwohl er sich allen Anordnungen des Bruders fügte, nichts von der Last zu spüren. Wie ein goldener Sonnenstrahl erhellte sein heiteres Gemüt die Alltagswelt. So oft er eintrat, schwand auch von Marias Antlitz jeder Schatten.

Gleichwohl ersparte er es seiner Mutter nicht, ihr eines Tages einen tiefen Schmerz zu bereiten. Sie hatte ihn bisher, wie sie es einst gelobt hatte, als einen Nasiräer, einen „Heiligen Gottes" auferzogen. Sein Haar war nicht geschoren worden. Auch Wein und starke Getränke hatte er nicht berühren dürfen. Eines Tages kam er nach Haus und hatte sich, ohne die Mutter zuvor zu fragen, sein langes Lockenhaar abscheeren lassen. Als er von ihr zur Rede

gestellt wurde, sagte er nur, es sei eine Schande für einen Mann, langes Haar zu tragen. Alle ihre Bitten und Tränen waren vergeblich. Er wollte nicht versprechen, sich das Haar wieder wachsen zu lassen. Für das Gelübde seiner Mutter hatte er kein Verständnis.

Die neue Ordnung, die im Hause herrschte, machte den Knaben aufmerksam auf die Unterschiede zwischen der Gesetzesstrenge der judäischen Familien und der freien Lebensart der Galiläer, die es so genau mit dem Gesetz nicht nahmen. Er fragte diesen Dingen nach und lernte bald verstehen, wie die Zustände, die ihn umgaben, sich aus der Geschichte dieses Landesteils ergeben hatten.

Die Zeit, in der einst Galiläa von den Assyrern erobert worden war, lag schon sieben Jahrhunderte zurück. Damals war die Oberschicht der israelitischen Bevölkerung gefangen geführt und im Lande Assur angesiedelt worden. An ihrer Stelle hatte man heidnische Kolonisten von jenseits des Euphrats nach Samaria und Galiläa gebracht. Diese Heiden waren die Herren im Lande gewesen. Die zurückgebliebene bäuerliche Bevölkerung und die Unterschicht der Städte war, losgerissen von dem nationalen Kultus in Jerusalem, im Lauf der Zeiten einem halben Heidentum verfallen. Auf die Herrschaft der Assyrer folgte die der Babylonier und der Perser. Seit der Zeit Alexander des Grossen drang die griechische Weltkultur unaufhaltsam ein. Der Hellenismus schlug die Brücke zwischen Occident und Orient. Zuletzt hatte Rom das Land erobert. Ausgediente römische

Soldaten wurden in Militärkolonien angesiedelt. Viele Städte an der Küste und im Inneren wurden zu Freien Städten gemacht. Im Ostjordanland bildete sich ein griechischer Zehnstädtebund. Skythopolis und Pella im Jordantal und die grosse Handelsstadt Damaskus am Fuss des Antilibanon gehörten zu dieser „Dekapolis". Auch die Residenzen, die die Söhne des Herodes sich erbauten, Tiberias und Julias am Galiläischen See, Cäsarea Philippi am Fuss des Hermons, sahen mehr Griechen- als Judenstädten gleich. Aller Orten trug die heidnische Kultur den alten Sitten Abbruch. Tempel und Götterbilder flössten nicht mehr Abscheu ein. Amphitheater, Stadien, Gymnasien, öffentliche Bäder mit allem Luxus des modernen Lebens wurden den Galiläern ein gewohnter Anblick. Zu den Festspielen, die zu Ehren heidnischer Gottheiten oder des römischen Kaisers gefeiert wurden, strömte alles Volk von nah und fern zusammen. Wer vornehm sein und etwas gelten wollte, verliess die alten Sitten und nahm in Kleidung, Lebensart und Denkungsweise die neuen Moden an.

Noch zur rechten Zeit hatte der makkabäische Freiheitskrieg der Hellenisierung von Judäa Halt geboten. Der Sieg der Freiheit war ein Sieg des alten Glaubens. In Jerusalem wurde das schon eingerissene Heidentum mit scharfem Besen ausgefegt. Der Tempel wurde neu geweiht, der Kultus wieder hergestellt. Das Priesterkönigtum der Makkabäerfürsten aus hasmonäischem Geschlecht ging in den Streitigkeiten der Dynastie zu Grunde. Ein idumäisches Geschlecht bestieg den Thron. Herodes glänzende Gewaltherrschaft beschleunigte den inneren

Verfall. Nach dem Tode seines Sohnes Archelaus zerfiel das Reich aufs neue in seine Teile. Judäa wurde römische Provinz mit einem Prokurator an der Spitze. Samaria wurde zur Provinz Syrien geschlagen. Der Rest des Landes wurde in Fürstentümer, sogenannte Tetrarchien, aufgeteilt und den Herodessöhnen, die um die Gunst des Kaisers buhlten, überlassen.

Die Wiederherstellung der ursprünglichen Religionseinheit des Landes war nur zum Teil gelungen. Samaria, dass sich schon seit dreieinhalb Jahrhunderten einen eigenen Tempel und Kultus auf dem Garizim geschaffen hatte, beharrte bei seinem Schisma. Die Griechenstädte blieben heidnische Enklaven.

Galiläa war durch Einwanderung judäischer Familien und zähe Propaganda dem Heidentum allmählich abgerungen und für die Kultushoheit von Jerusalem zurückerobert worden. Nicht der Priesteradel hatte sich dies Verdienst erworben. Seit der Zeit der Religionsnot und der Makkabäerkämpfe hatte sich unter der Führung von Schriftgelehrten der strengsten Richtung eine Volkspartei gebildet. Man nannte sie die pharisäische. Ihre Führer hatten zur Zeit der frommen Königin Alexandra, vor etwa hundert Jahren, über die priesterliche, sadduzäische Aristokratie die Oberhand gewonnen. Der Sanhedrin, die höchste geistliche Behörde von Jerusalem, die sich bis dahin nur aus den ersten Familien des Priesteradels zusammensetzte, musste den Schriftgelehrten der Pharisäer, den Führern der Volkspartei, Sitz und Stimme in seiner Mitte einräumen. Ihrer Propaganda war es zu verdanken, dass Galiläa für die väterliche

Religion zurückerobert wurde. Die Pharisäer hatten sich mit grossem Eifer auf die religiöse Volkserziehung gelegt und durch ein Netz von Synagogen die unwissende Bevölkerung in die Schule des Gesetzes genommen. Auch in die Verwaltungskörper der Städte waren sie eingedrungen und hatten sich durch kluge Interessenpolitik die Fürsten aus dem Hause des Herodes willfährig gemacht. Man drückte beide Augen zu, wenn diese Fürsten mit ihren Höfen heidnisch lebten und war zufrieden, wenn sie nur den Schein der Rechtgläubigkeit einigermassen wahrten.

Die Bevölkerung war nicht imstande der pharisäischen Propaganda irgendwelches religiöse Eigenleben entgegen zu setzen. Man liess sich das Joch des Gesetzes auf den Hals legen und machte es sich darunter so bequem als möglich. Mit der Sabbatheiligung nahm man es nicht genau. Die unbequemen und minutiösen Vorschriften der rituellen Reinigung wurden in den Wind geschlagen. Im Verkehr und Handel mit den Griechenstädten und den Küstenplätzen legte man sich keinen Zwang auf und dachte nicht daran, den heidnischen Geschäftsfreunden die Tischgemeinschaft zu versagen. Lieber nahm man es auf sich, wenn man von den Pharisäern „Heide" und „Sünder" gescholten wurde. Öffentlich aber beugte man sich unter die Herrschaft der Synagoge und machte keinen Versuch, sich dawider aufzulehnen.

Tiefer als die Gesetzesherrschaft hatte der Freiheitsgedanke in Galiläa Wurzel geschlagen. Die Willkürherrschaft der volksfremden herodianischen Dynastie hatte noch weniger als das Priesterkönigtum

der Makkabäer die hochgespannten nationalen Hoffnungen erfüllt. Der Traum des messianischen Reiches, der sich zur Zeit der Freiheitskriege der Phantasie des Volks bemächtigt und in gewaltigen apokalyptischen Dichtungen Ausdruck gefunden hatte, begann aufs neue die Herzen mit religiöser Leidenschaft zu erfüllen. Phantastische Bilder eines goldenen Zeitalters vermählten sich dem Freiheitsideal des Volkes. Nur der Umsturz der herrschenden Gewalten konnte es verwirklichen. Es bildeten sich Geheimbünde, die die Befreiung von der Römerherrschaft, die Beseitigung der Landesfürsten und die Wiederherstellung der nationalen Theokratie auf ihre Fahne schrieben. Zeloten, Eiferer, nannte man diese nationalistische Partei. Sie war aus der pharisäischen Propaganda hervorgegangen. Schon hatte sich von den Zeloten ein radikaler Flügel abgezweigt, dessen Mitglieder zur Propaganda der Tat übergingen und den Meuchelmord in den Dienst der Freiheitsideale stellten. Man nannte sie Dolchmänner, Sikarier oder Iskarioten.

Wie in allen Städten Galiläas, gab es auch in Nazaret eine Gruppe von Zeloten. Der nationale Gedanke musste ihren Blick auf das Davidshaus lenken, dessen Söhne, als die legitimen Erben der alten Dynastie, den ersten Anspruch darauf hatten, mit der Führung der Nation betraut zu werden. Schon oft war Jakobus, als das Haupt der Familie, von Anhängern der Zelotenpartei dazu gedrängt worden, sich der nationalen Sache anzunehmen. Immer hatte er sie schroff zurückgewiesen. Im Stillen nährte zwar auch er die Hoffnung, dass dem Davidshaus bei der

Erneuerung des Reichs der Thron der Väter wieder zufallen möchte. Aber sein nüchternes Urteil sagte ihm, dass es einer viel breiteren Grundlage als der zelotischen Bewegung bedurft hätte, um an eine Restauration der Davidsdynastie zu denken. Dazu war er eine viel zu religiöse Natur, um das Treiben der Zeloten mitzumachen und die Untaten der Sikarier zu entschuldigen. Auch in der nationalen Frage hielt er sich streng an das Programm der pharisäischen Partei.

Die Pharisäer hatten die Wiederherstellung der nationalen Theokratie zur Grundlage ihres theologischen Systems gemacht. In der Praxis aber war es ihnen ausschliesslich um ihre Parteiherrschaft zu tun. Unter ihren Händen hatte sich die messianische Utopie in ein weltkluges kirchenpolitisches Programm verwandelt. Sie lehrten, dass der Abfall vom Gesetz die alleinige Ursache des nationalen Unglücks sei, und dass nur der Gehorsam gegen das Gesetz den Zorn Gottes wenden könne. Um die Erlösung Israels herbeizuführen, bedürfe es keines menschlichen Zutuns. Wenn die Zeit gekommen sei, würde Gott selbst vom Himmel her durch seine Wundermacht dem Volk die Freiheit und den Sieg verleihen. Der Laie sei zur Einsicht in den Ratschluss Gottes nicht befähigt. Nur die Schriftgelehrten verstünden es, die Zeichen der letzten Zeit zu deuten.

Da die Parteiherrschaft der Pharisäer ihren Führern nicht geringen Vorteil eintrug, hatten sie es nicht zu eilig, den Erlösungstag herbeizuwünschen. Mit den herrschenden Gewalten wollten sie es nicht verderben und ihren Einfluss im Hohen Rat nicht aufs

Spiel setzen. Wenn man auch heimlich gegen die Römerherrschaft schürte, öffentlich liess man sich nichts zu Schulden kommen.

Auch in Nazaret spiegelten sich alle Gegensätze wieder, die das religiöse und politische Leben des Volks zerissen. War auch der Horizont des Städtchens, in dem Jesus aufwuchs, eng begrenzt, der Wellenschlag der grossen Welt, die seine Heimat rings umspülte, war seinem Ohr auch hier vernehmbar.

Als Jesus vom Jüngling zum Mann heranwuchs, musste er sich mit den Idealen seiner Jugend auseinandersetzen. Von den frühesten Tagen seiner Kindheit an hatte Maria den Glauben an seine messianische Bestimmung in ihm genährt und seine Phantasie mit den Bildern erfüllt, die sie sich von der glorreichen Herrschaft des Messias gemacht hatte. Das Bild ihrer Hoffnung war kein selbsterdachtes. Es entsprach der allgemeinen Volkserwartung.

Der Messiasglaube, den die Propheten um die Zeit des babylonischen Exils geschaffen hatten, war in seinen Wesenszügen so gefestigt, dass Schwankungen in den Einzelheiten des Zukunftsbildes wenig zu bedeuten hatten. Wohl hatten apokryphe Schriften seit der Makkabäerzeit dem Messiasbilde manchen phantastischen Zug beigefügt; die Grundgedanken blieben unverändert.

Das Wort „Messias" bedeutet: der Gesalbte. Es ist der feierliche Titel des Königs, der die Salbung empfangen und den Thron bestiegen hat. Niemand ist Messias, bevor er nicht die Krone trägt. Bis zur Thronbesteigung kann man wohl Bewerber um die

Krone, kann man Prätendent sein, aber der Königstitel „Messias" gebührt erst dem gekrönten König Israels. Die allegorische Bedeutung, in der später die christliche Gemeinde den Messiasnamen für ihren Herren in Anspruch nahm, hat für den jüdischen Messiasglauben keine Geltung. Gleichwohl war auch für jüdische Begriffe der Messias mehr als nur ein König Israels und Erbe der legitimen Davidsdynastie. Da schon seit sechs Jahrhunderten das Volk der Juden unter der Herrschaft fremder Mächte seufzte, und auch die Makkabäerkriege nur für kurze Zeit die Unabhängigkeit des Staates wieder hergestellt hatten, war der Messias das Symbol geworden für die künftige Erlösung von der Fremdherrschaft und die Auferstehung des nationalen Gottesstaats, mit der ein neues Weltalter beginnen sollte.

Die enttäuschte Hoffnung hatte sich das Zukunftsreich in immer glänzenderen Farben ausgemalt. Der künftige Befreier, der ideale Heros der Nation, sollte das Königreich in seinen alten Grenzen wiederherstellen und unter seinem Scepter das Zwölfstämmereich samt den in alle Länder zerstreuten Volksgenossen wieder vereinigen. Dabei war man sich klar darüber, dass die nationale Freiheit nur errungen werden konnte, wenn es gelang, die Reiche der Heidenvölker, die bisher das Judenvolk geknechtet hatten, zu besiegen. Dies war nur möglich, wenn das Volk der Juden selbst zur Weltherrschaft gelangte. Im Glauben an die Allmacht Gottes schien dies keineswegs unmöglich. Die Verheissung der Propheten und die Bilder, die sie von der glorreichen Gottesherrschaft des Messias entworfen

hatten, verbürgten die Erfüllung auch der ausschweifendsten Zukunftsträume. Die lange Knechtschaft hatte den Glauben nicht geschwächt. Im Gegenteil, die überstandenen Leiden boten, je länger sie getragen wurden, um so grössere Gewähr für eine Herrlichkeit, die einst alles Unglück der Nation aufwiegen und vergessen machen würde. Das Weltregiment Gottes sollte eine Rechtfertigung erfahren. Nicht umsonst sollte das auserwählte Volk Jahrhunderte der Knecht heidnischer Grossmächte gewesen sein. Die bisherigen Knechte sollten zu Herren, die bisherigen Herren zu Knechten werden. Die Feinde, die ihren Fuss auf den Nacken Israels gesetzt hatten, sollten zum Schemel der Füsse des Messias werden.

So ist denn auch der künftige Befreier des Gottesvolkes zuerst als Kriegsheld und Heros der Nation gedacht. Kein Nebukadnezar, Cyrus, Alexander, Cäsar reicht an ihn heran. Kein Reich der Welt vermag sich mit dem seinigen zu messen. Unter seinen Schlägen bricht jeder Widerstand zusammen. Wie ein Töpfer Töpfe zerbricht, zerschmettert er die Heere seiner Feinde. Mit seinem Eisenscepter zerschmeisst er den Koloss des Römerreichs. Mit Blut und Eisen gründet der Messias das Gottesreich. Über Leichenhaufen steigt der Gesalbte Gottes auf den Weltenthron. Sein Königsmantel ist in Blut gefärbt. Nicht in dem eignen, in dem Blut der Feinde Israels. Vom wilden Schlachtross steigt der König, ehe er auf seinem Eselsfüllen in Zion seinen Einzug hält. Über einem Harmageddon geht die Morgenröte des ewigen Friedensreiches auf.

Der Messiasglaube der Propheten gehört zu den

heroischen Idealen der Völkerwelt. So lieblich ihre Botschaft von einem ewigen Friedensreiche klingt, so dröhnend schmettert ihre Kriegstrompete. „Krieg allen Völkern, Friede für Israel!" war ihre Losung. Auch der Friedensengel der Propheten war bis an die Zähne bewaffnet. Was man in unsern Tagen als Programm aufstellt für eine Liga aller Grossmächte der Erde, der Welt den Frieden aufzuzwingen, traute das kleine Volk der Juden seinem Messias zu.

Noch kein Weltimperiumsgedanke hat die grandiose Utopie des jüdischen Messiasreiches überboten. Dem Anspruch nach vergleichbar sind nur zwei Erscheinungen der Weltgeschichte: der Islam und das Papsttum. Sie sind die Erben der messianischen Idee im Morgenland und Abendland. Der Islam lehrt zugleich, dass der Messiastraum nicht so phantastisch war, wie es den Anschein haben könnte. So gut wie Muhammed und die Khalifen das kleine Volk der Araber zur Weltherrschaft erheben konnten, hätte auch ein jüdischer Prophet von gleichem oder grösserem Genie den Fanatismus seiner Gläubigen zu weltbeherrschenden Erfolgen führen können. Die Kämpfe, die der zweiten Zerstörung Jerusalems vorhergingen, geben ein Bild davon, welches Heroismus selbst das führerlose Volk der Juden in jener Zeit noch fähig war.

Die Kirche hat seit ihren Anfängen den Heros der Propheten in sein Gegenteil verkehrt. Man unternahm es, den Schriftbeweis zu führen, dass Jesus der Messias sei. Die Verheissung wurde nach der Erfüllung ausgelegt. Hierzu diente die allegorische Methode der Schriftauslegung. Diese ist eine Erfin-

dung stoischer Philosophen, die den Homer, die Bibel Griechenlands, mit ihrem aufgeklärten Gottesglauben in Einklang bringen wollten. Jüdische Gelehrte, die in Alexandrien Schüler der Stoa wurden, sahen ihren Lehrern die Kunst der Allegorese ab und wandten sie auf die Erklärung der Bücher Moses an. Bei ihnen ging die Kirche in die Schule. Mit allegorischer Methode deutete man den Messias des alten in den Christus des neuen Testamentes um. Der Kriegsheld der Propheten wurde zum Verkünder der Bergpredigt. Die Allegorisierung der messianischen Verheissungen verdunkelte die Einsicht in den tragischen Konflikt zwischen Charakter und Beruf Jesu, der ihn zwang, die messianische Erwartung dadurch zu erfüllen, dass er sie zerstörte. Jesus wurde sein eigener Antichrist. Für unser in der Allegorese nicht mehr befangenes Schriftverständnis ist die Erfüllung der Antipode der Verheissung. Der Christus ist des Messias Ende.

Jesus war ein Laie und nicht ein Schriftgelehrter. Mit alexandrinischer Schulweisheit hatte er nichts zu tun. Er las die heiligen Schriften seines Volkes ohne die Brille der Allegorie.

Er kannte die Geschichte seines Volkes. Seit sieben Jahrhunderten hatten die Kämpfe mit Assyrern, Babyloniern, Persern, Griechen, Syrern, Römern nicht abgelassen. Er wusste, dass Weltreiche nicht anders als mit Gewalt und List gegründet und erhalten werden. Das Treiben der Mächtigen der Erde war ihm nicht unbekannt. Die Blutherrschaft des Herodes, den man noch heut den Grossen nennt, war noch

in jedermanns Gedächtnis. Als Jesus in seiner Knabenzeit zum ersten Mal die Heilige Stadt betrat, war Judäa bereits römische Provinz geworden. Das eiserne Joch der Römerherrschaft lag auf dem Nacken seines Volkes. Römische Legionen zogen durch Galiläa. Ein römischer Prokurator sass als Statthalter des Kaisers in Jerusalem.

Nur ein Verzweiflungskampf, wie die Zeloten ihn vier Jahrzehnte später vergeblich unternahmen, konnte die Römer aus dem Lande jagen, nur eine Weltumwälzung die Cäsaren vom Throne stürzen und den Messias zum Herrn der Erde machen.

Der Schriftglaube, den Jesus mit seinem Volk teilte, erlaubte ihm nicht, Göttliches und Menschliches in der Weissagung zu trennen. Noch niemand war auf den Gedanken gekommen, dem Messias den blutigen Purpur von der Schulter zu nehmen und ihm das Racheschwert abzugürten. Noch niemand hatte in dem Antlitz des Messias die Leidenszüge des Knechtes Gottes, den Jesajas zeichnete, entdeckt.

Als Jesus reif war zu begreifen, was die Propheten von dem Messias Israels erwarteten, bereitete er seiner Mutter die unsagbar bittere Enttäuschung, dass er ihren Heldentraum zerstörte. Jesus erklärte ihr, er sei nicht der Messias.

Er hatte immer wieder den Versuch gemacht, in dem Messiasbilde der Propheten sein eignes Bild zu sehen, doch immer wieder verwirrte ihn die blutbefleckte, von der Rachgier eines zertretenen Volks durchloderte Gestalt des Gotteshelden. Endlich verwarf er ihren Wahngedanken, nicht weil ihm „die sinnliche Stärke, die den Helden macht," gemangelt

hätte, sondern weil sein vornehmes Gemüt List und Gewalt als niedrig und gemein verachtete.

Es war die innerste Natur Jesu, die sich auflehnte gegen die Vorbestimmung seiner Mutter. Die Bilder von Macht und Herrlichkeit, mit denen sie von Kind auf seine Phantasie erfüllte, waren so leicht nicht auszulöschen. Selbst als er längst auf sie verzichtet hatte, zogen die Kindheitsträume noch als tiefer, unbewusster Unterstrom durch seine Seele. Dennoch überwand er und blieb er selbst. Mochte Gott in seiner Unbeschränktheit dem Volk den Heros senden, den es sich ersehnte; er taugte nicht dazu. Er tadelte die Schrift nicht. Er wollte Gottes Wort nicht meistern. Er liess es stehen. Doch was von dem Messias da geschrieben stand, galt nicht für ihn.

Als Jesus überwunden hatte, dünkte sein Verzicht ihm kein Verlust zu sein. War nicht, was er im Inneren besass, ein unvergleichlich Grösseres, als aller Messiasruhm, der sich je auf seinen Scheitel häufen konnte? Mochte niemand ahnen, welchen Gottesschatz er im Herzen trug, mochte man ihn immer für einen alltäglichen Menschen halten, gleich irgend einem Bürger seiner Vaterstadt, er war demütig genug, sein Leben, wenn es Gott nicht anders wollte, im Verborgenen zuzubringen. Nichts drängte ihn, der Welt sein Innerstes zu offenbaren. Gutes zu thun, Liebe zu üben und in dem engen Kreis, in den er sich gestellt sah, die Pflicht des Tages zu erfüllen, dünkte ihm Lebenszweck genug zu sein.

Jesus war dreiunddreissig Jahr geworden, ehe die Welt von ihm erfuhr. Wäre nicht unerwartet in der Reife seiner Mannesjahre ein Gottesruf an ihn

gelangt, der ihn aus seinem stillen Dasein in die Welt hinauswarf, er hätte noch ein langes Leben im Verborgenen weiter leben können, unerkannt in seiner Grösse, unverstanden in dem, was ihm vor allen Menschen eigen war.

Dennoch sollte, was seine Mutter an weltumspannenden Gefühlen in seine Seele warf, für seine Sendung nicht verloren sein. In dem Augenblick, als er der Welt unendlich mehr sein sollte, als nur ein Judenkönig, unendlich mehr als selbst ein Weltbezwinger unerreichter Grösse, umfasste er aus innerster Gewöhnung in seinem Selbst der ganzen Menschheit Wohl und Weh und richtete in einem kurzen tragischen Geschick ein Reich der Seele auf, das keine Grenzen des Raumes und der Zeiten kennt. Die Weltherrschaft, der er entsagte, fiel ihm aufs neue zu, erhaben über alles, was sich an Menschengrösse träumen lässt, erweitert zu einer Gottesmacht, die, um sich zu vollenden, keinen andern Sieg von ihm erforderte, als den des Menschen, der sich selbst besiegt.

Drittes Kapitel.

Im Herbst des Jahres 28 unsrer Zeitrechnung wurde die Stadt Jerusalem und das ganze judäische Land durch ein Gerücht erschreckt, das alles Volk in grosse Aufregung versetzte.

Ein Prophet ist erstanden, lautete die Kunde. Auf den Gassen, auf den Märkten, in den Herbergen, auf den Karawanenwegen war von nichts anderem mehr die Rede als von Johannes Zacharias Sohn. Jeder Tag wusste Neues von ihm zu berichten. Jeder Pilger, jeder Kaufmann, jeder Schafhirt, der vom Jordan herüberkam, wurde nach ihm ausgefragt. Was tut er? Wie sieht er aus? Was predigt er?

Er predigt Busse und entbietet das ganze Volk vor den Richterstuhl Gottes. Der Tag des Herrn, so sagt er, der grosse und schreckliche Tag des Herrn, der Tag der Rache Gottes über alle Übeltäter steht vor der Tür. Das Ende aller Zeiten ist herbeigekommen. Was alle Propheten von Anbeginn geweissagt haben, wird jetzt in Erfüllung gehen. Das Reich des Friedens wird vom Himmel niedersteigen. Doch vor dem Anbruch des neuen Äons, wird Gott einen Gerichtstag halten. Am Hause Israel wird das Gericht beginnen. Gott wird seinen Messias senden. Der wird alles gottlose Wesen mit Feuer verbrennen und sein Racheschwert über die Völker der Erde

schwingen. Wer Gottes Rat missachtet, den wird sein Zorn verzehren. Wer aber Busse tut und sich bekehrt von seinen Sünden, wird durch die letzte Trübsalszeit hindurchgerettet werden.

Der neue Prophet predigte nicht nur. Er veranlasste die Leute, sich einer eindrucksvollen Zeremonie zu unterziehen. Alle, die zu ihm kamen, ihre Sünden bekannten und ernstlich Umkehr gelobten, hiess er sich untertauchen in die Flut des Jordans. Darum nannte man ihn den Täufer. Auf die Frage, was dies Untertauchen bedeute, antwortete er:

Die Taufe ist das Zeichen der Erlösung. Wer sie empfängt, trägt unsichtbar ein Siegel an der Stirn, das die Verschonung vom Gericht verbürgt. Wer glaubt und getauft wird, wird errettet. Wer den Rat Gottes verachtet und die Taufe verschmäht, wird verdammt.

Nicht wie von etwas Fernem, Zukünftigem sprach der Täufer vom Gericht, sondern wie von etwas, das heut oder morgen hereinbrechen kann, und das sicherlich noch dies Geschlecht erleben wird.

Alle, die vom Jordan kamen, standen unter dem tiefen Eindruck dieses ausserordentlichen Mannes. Schon seine äussere Gestalt prägte sich unauslöschlich dem Gedächtnis ein. Er sah einem Wilden ähnlicher als einem gesitteten Menschen. Sein Kleid war ein Kamelsfell, wie es die Hirten im Gebirge tragen. Wirr hingen ihm die ungepflegten Haare in langen Zotteln vom Haupt herab. Er führte das Leben eines Einsiedlers. Er nährte sich von getrockneten Heuschrecken und wildem Honig. Der Wind wehte ihm sein Brot vor die Tür. Die Bienen, die

im Dickicht ihre Waben bauen, bereiteten ihm seine Speise. So lange er als Einsiedler in den Bergen lebte, bewohnte er eine der Felsenkammern des Gebirges, die in alten Zeiten den Jüngern der Prophetenschulen als Behausung dienten. Jetzt hatte er sich am Jordan eine Schilfhütte gebaut, die ihn vor Regen und Sonnenglut schützte.

Niemand nahm Anstoss an solcher Lebenweise. Im Jordantal und am Ostufer des Toten Meeres gab es damals nicht wenige Ansiedelungen von frommen Leuten, die sich aus der Welt zurückgezogen hatten, um ein heiliges Leben zu führen. Sie lebten in kommunistischen Gemeinwesen von ihrer Hände Arbeit und nährten sich von Pflanzenkost. Viele von ihnen hatten sich ein eheloses Leben zur Regel gemacht. Obwohl sie sich von der Gemeinde Israels nicht ausgeschlossen hatten, verwarfen sie den Opferdienst im Tempel. Wie sie selbst keine Fleischkost genossen, hielten sie es auch für Unrecht, Tiere zu töten. Ihre Lehren, unter denen sich auch der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele findet, entstammten der hellenistischen Mystik, die unter den Juden von Alexandrien aufgekommen und nach Palästina verpflanzt worden war. Auch Überlieferungen aus der Zeit der alten Prophetenschulen Israels mögen auf diese Asketenvereine eingewirkt haben; man pflegte in ihnen die Gabe der Weissagung. Eine annähernde Vorstellung kann man sich von ihnen machen, wenn man an die Derwischorden des Islams denkt.

Auch im alten Israel war das landläufige Prophetentum, aus dem die grossen schriftstellernden Propheten als seltene Erscheinungen und Ausnahmen

22 MAY 2024
GLADSTONE'S

von der Regel hervorragten, Träger einer mystisch-enthusiastischen Frömmigkeit. Wie noch heut bei den Derwischen, bestand ihr Gottesdienst in autosuggestiven Exerzitien, die die Hervorbringung von Ekstasen und Verzückungen bezweckten. Nach dem Glauben aller Mystiker feiert der Geist des Menschen in der Verzückung seine Vereinigung mit Gott. Die asketische Lebensweise, die überall in solchen Kreisen heimisch war, hatte weder hygienische noch moralische Zwecke. Sie gehörte zu den Übungen, die der Vorbereitung der Ekstase dienten. Durch diese gewaltsamen Gottesdienste versuchte man sich eine Hintertür zu Gott zu öffnen, zu der kein Priester Zutritt hat.

Obwohl der Täufer manches mit diesem Derwischwesen gemeinsam hatte, gehörte er doch selbst keinem Orden an. Auch mit den Essenern, dem bekanntesten der damaligen Asketenvereine, hatte er keine Verbindung. Bei seinem Auftreten stand er völlig allein. Allmählich bildete sich ein engerer Jüngerkreis um ihn. Doch erst nach seinem Tode schlossen sich Johannesjünger zu einer Sekte zusammen, die sich gleichzeitig mit der christlichen Gemeinde vom Judentum loslöste.

Die völlige Unabhängigkeit, in der Johannes lebte, hatte ihm eine innere Freiheit geschenkt, die ihn alle irdischen Autoritäten geringschätzen liess. Sein Geist war zeitlos geworden. Nachtwachen und anhaltende Gebete entrückten ihn der Welt. Die Stimme Gottes wurde seinem Ohr vernehmbar.

Gleichwohl lief er in seiner Abgeschiedenheit nicht Gefahr, den Zusammenhang mit seinem Volk zu

verlieren. Er hatte in seine Einsamkeit ein Stück Welt mitgenommen, das ihn vor den unfruchtbaren Quälereien einer selbstsüchtigen Frömmigkeit bewahrte. Die heiligen Schriften seines Volkes hatten ihn in die Einöde begleitet.

Die Bibel Israels ist nicht allein ein Gottesbuch für den liturgischen Gebrauch, sie ist zugleich ein Weltspiegel zu jedermanns Belehrung. Ein Orbis pictus von einem Bilderreichtum, wie ihn kein andres Volk sein eigen nennt. Menschheitsgeschichte und Gottesoffenbarung webt sie auf wundersame Weise ineinander. Der Gott Israels lebt nicht fern von Natur und Menschenwelt. Der Sternenhimmel ist seine Wohnung in der Höhe, der Tempel seine Hütte auf der Erde. Er wandelt mit den ersten Menschen in den Laubgängen des Paradieses und begleitet sein auserwähltes Volk auf seinen Wanderungen durch die Geschichte. Unsichtbar lenkt er die Geschicke der ganzen Völkerwelt zu Nutzen seines auserwählten Volkes. Jedem Geschlecht offenbart er sich. Die Elemente sind seine Diener, die Propheten seine Boten. Diese Herolde seines Willens führen kein unnützes Mönchsleben. Sie predigen auf dem Jahrmarkt des Lebens. Sie sind die Richter der Völker und der Könige. Sie legen an jedes weltliche Geschäft und an das Treiben der Mächtigen der Erde den Massstab göttlicher Gerechtigkeit. Sie drohen den Übeltätern die Strafe Gottes an und trösten die Unrechtleidenden mit der Verheissung künftiger Vergeltung. Ein Weltgericht beschliesst das Drama der Geschichte.

In das Buch der Bücher versenkt, schuf sich der

Täufer eine Sprache, die durch ihre machtvolle Bildhaftigkeit eine hinreissende Wirkung auf das Volk ausübte. Die Grösse seines Geistes aber bewies er darin, dass er sich nicht im bunten Reich der Überlieferung verlor. Wie die Sterne des Himmels hingen die Weissagungen der Schrift über seinem Haupt. Aber er tüftelte nicht an ihren geheimnisvollen Konstellationen, er stellte nicht astrologische Berechnungen über den Ablauf der Zeiten an, sondern er machte es wie ein Astronom, der die Verfassung des Sternenhimmels beschreiben will. Er richtete seinen Blick auf den Pol, um den sich der ganze Kosmos der heiligen Schriften dreht, und betrachtete alle Dinge von der grossen Weltachse aus, die von der Schöpfung zum Gericht hinausführt.

Als den Grundgedanken aller Weissagung erkannte er das Gericht. Der Glaube an das Gericht hat die Weltgeschichte geschaffen. Er hat das Bewusstsein einer sittlichen Verantwortung erzeugt, die jedes Tun der Menschen vor das Auge eines ewigen Richters stellt. Er hat dem Menschheitskörper das gemeinsame Gewissen eingepflanzt, das aus dem Chaos des Geschehens erst Geschichte macht.

Dieser Glaube gab dem Täufer Kraft und Willen, sein Volk vor den Richterstuhl Gottes zu rufen und ihm die Stunde des Weltgerichts anzusagen. Einmal mit solcher Wucht erfasst, rief dieser Glaube das Gericht herbei.

Der Täufer lud nicht die Toten vor die Schranken des Gerichts, er rief das lebende Geschlecht. Er schnitt ihm jede Ausflucht ab, als ob die Zeit als solche den Menschen auch nur einen Schritt breit

seinem Ziele näher bringe. Nicht in den fernsten Zeiten, nicht am Ende der Geschichte sah er den Stuhl des Weltenrichters aufgeschlagen. Da, wo er selbst stand, rief er das Gericht herab. Er machte die eigene Zeit zur letzten Zeit. Er griff ins Rad der Zeit, gebot den fliehenden Äonen still zu stehen und zwang die Weltgeschichte, fortan mit rückgewandtem Antlitz ihre Vollendung in der Zeiten Mitte anzuschauen.

Das war des Täufers Grösse, dass er mit aller Weissagung ein Ende machte. „Das Gesetz und die Propheten reichen bis auf Johannes" urteilt Jesus über diese Weltenwende und nennt den Täufer den Grössten aller, die vom Weib geboren sind.

Der Täufer sah das Ende und sah es, ohne zu erzittern. Er wollte nicht dem furchtsamen Propheten Jonas gleichen, der, als er Ninive den Untergang verkünden sollte, ein Schiff bestieg und vor dem Herrn entfloh. Er erschrak nicht vor der Majestät des Weltenrichters, sondern zog den Vorhang fort, der seinen Richterstuhl der Welt verhüllt. Er malte mit der hageren Rechten, wie mit dem Pinsel des Michelangelo, das Weltgericht al fresco an die Himmelsdecke. Da zuckten Blitze, grollten Donner und der Erde Schwellen bebten. Der Tag des Herrn, der Tag der Rache Gottes steht vor der Tür.

> Wer mag den Tag seiner Zukunft erleiden,
> Und wer wird bestehen, wenn er erscheinet?

So dröhnte die Posaune des Gerichts im Munde seines Herolds.

Dem Prediger der Verdammnis schlug unter dem

härenen Gewand ein weiches Herz. Wenn einer zitterte vor Gott, war er es. Wenn einer flehte, Gott möge Gnade vor Recht ergehen lassen, war es der Prediger der Verdammnis. Nur eine Rettung sah er: Busse, Bekehrung.

Lange hatte er mit Gott gerungen um die Seele seines Volkes. Endlich war ihm die Antwort geworden, dass Gott auch in den letzten Tagen noch ein Volk habe, dem er gnädig sei. Gleich jenen Siebentausend zu Elias Zeiten, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt hatten, gab es noch Gläubige in Israel, die dem Gerichte entrinnen sollten. „Rest Israels", „die Übrigen in Jakob", so hatte Jesaja die Auserwählten der letzten Zeit genannt. Sie waren es, die Gott zur Taufe an den Jordan führte, und seines Amtes war es, ihnen das Siegel der Verschonung auf die Stirn zu drücken.

Der Täufer war ein tiefer Menschenkenner. Sein durchdringendes Auge sah den Menschen in das Herz. Kein Schein der Frömmigkeit vermochte ihn zu täuschen. Ihm galt kein Ansehen der Person. Sünder, die die grössten Untaten bekannten, verworfene Sünderinnen nahm er zur Taufe an und überredete ihre erschütterten Gewissen, dass auch für sie noch Rettung sei. Doch jede Selbstgerechtigkeit und Heuchelei entfachte seinen Zorn. Dann sprach er Flammenworte, als lodere das Feuer des Gerichts auf seiner Zunge.

Unter den Scharen, die zum Jordan kamen, tauchten bald auch Priester, Schriftgelehrte und Pharisäer auf. Sie kamen mit der Absicht, dem Täufer aufzupassen und Grund zu Anklagen zu finden, mit denen

man den grossen Ketzer vor den Hohen Rat und die römische Obrigkeit ziehen konnte. Als sie heuchelten, dass auch sie Busse getan hätten und die Taufe begehrten, riss er ihnen die Maske vom Gesicht.

„Ihr Otterngezücht", fuhr er sie an „wer hat euch darauf gebracht, ihr könntet dem Zorngericht entfliehen? Wo sind die Früchte eurer Busse? Vermeint doch nicht, ihr könntet sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Ich sage euch, Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken. Schon ist die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Jeder Baum, der nicht Frucht trägt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen."

Der Täufer stellte keine unerfüllbaren Forderungen an die Menschen. Die einfachen Gebote, die jedermanns Gewissen anerkennt, genügten ihm. Jedem Stande hielt er seine besonderen Sünden vor, Mildtätigkeit verlangte er von allen.

„Wer zwei Röcke hat, gebe dem, der keinen hat. Wer Speise hat, teile dem mit, der Hunger leidet".

Kamen Zöllner zu ihm und fragten ihn nach dem Weg der Gerechtigkeit, so sagt er zu ihnen; „Nehmt den Leuten nicht mehr ab, als was die Taxe vorschreibt." Kamen Soldaten, so hiess er sie: „Tut niemandem Gewalt an, übt nicht Erpressung aus und lasst euch an eurem Sold genügen".

Der Zulauf, den der Täufer hatte, wuchs von Woche zu Woche. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit breitete sich der Ruf des neuen Propheten im Lande aus. Dieser Erfolg enthielt eine nicht geringe Versuchung für ihn. Er verkündete das Gericht als Morgenröte des Gottesreiches. In dem Bilde, das alles

Volk sich vom Reich Gottes machte, war eine Stelle noch unausgefüllt. Im Mittelpunkt des Dramas von den letzten Dingen stand, als der Held der grossen Taten Gottes, der Messias. Niemand in Israel, weder die Schriftgelehrten noch das Volk, vermochte sich das Gottesreich ohne den Messias, den gesalbten Davidssohn, zu denken.

Wenn wirklich die Gerichte Gottes morgen schon hereinbrechen konnten, wenn sein Reich vor der Tür stand, so musste ja der Gesalbte schon geboren sein. Der Auserwählte Gottes, der den Davidsthron besteigen sollte, musste unerkannt schon mitten unter seinem Volke leben.

War nicht der Täufer etwa der Messias? Konnte noch ein Grösserer als er erstehen? Konnte die Gewalt seiner Rede noch übertroffen werden? Riss er nicht das ganze Volk hin, wie ein Richter Israels? Sicherlich, kein anderer als der Täufer war der Messias.

So dachte man im Volk. Einer flüsterte es dem andern ins Ohr. Man fragte nicht nach legitimen Rechten bei einem Mann, der alles Volk um Haupteslänge überragte, der die Gestalt des Herrschers, den Wurf und die Gebärde der Überlegenheit besass.

Auch dem Täufer kamen derlei Reden zu Ohren. Doch mit grossem Ernst wies er den ehrgeizigen Gedanken von sich und duldete kein Missverständnis.

„Ich taufe mit Wasser. Nach mir kommt einer, der stärker ist als ich, dem ich nicht wert bin, ihm die Schuhriemen zu lösen, der wird mit Feuer taufen. Er hat die Wurfschaufel in der Hand und wird die

Tenne fegen. Den Weizen wird er in die Scheuer bringen und die Spreu verbrennen."

Schwer war das Werk des Täufers und übermenschlich die Kraft, die es forderte. Durch die Bekenntnisse von Tausenden hatte er einen furchtbaren Blick in das Sündenelend des Volks getan. Oft war ihm zu Mute, als lade er die ganze Schuld, die ihm gebeichtet wurde, auf sein eigenes Gewissen und müsse vor Gott dafür aufkommen. Er, der ein schwacher Mensch wie andre war. Dann wollte er verzagen vor den Schrecken des Gerichts. In tiefster Beugung seufzte er nach Erlösung für die eigne Seele und blickte nach dem Retter aus, der die Schuld des Volkes von ihm nehmen könnte.

Er zitterte vor Gott, doch Menschenfurcht kannte er nicht.

Wenn die Priester mit ihm zankten, weil er den Opferdienst missachtete, wenn die Schriftgelehrten kamen, um mit ihm über das Gesetz zu streiten, schickte er sie mit Spott und Hohn nach Haus. Er brauchte kein Gesetz und keinen Tempel. Sein Gott thronte im Himmel und in den Herzen derer, die demütig und zerschlagen waren. Er hatte seinen eigenen Kultus: er hörte Beichte. Er hatte seinen eigenen Ritus: er taufte. Wo das Wasser tief genug war, dass ein Mensch darin untertauchen konnte, da war sein Heiligtum, wo die Busse tief genug war, dass man vor Scham vergehen wollte, da war sein Gott. Mochten ihm die Pharisäer sagen, er sei nicht vom Himmel gesandt, sondern von der Hölle ausgespieen, das kümmerte ihn nicht. So oft er aber selbst vor Gott hin trat, verzagte er vor seinem Richter.

Dann schrie seine Seele nach dem Stärkeren, der seiner Schwachheit zu Hilfe kommen und ihn, den Täufer, taufen sollte.

Die Erweckung, die schon ganz Judäa ergriffen hatte, begann nach Galiläa überzugreifen. In Nazaret verging kein Sabbat, an dem nicht die Schriftgelehrten in der Synagoge über den Propheten vom Jordan zeterten. Der Synagogenvorsteher und die Häupter der pharisäischen Partei liefen von Haus zu Haus, um die Leute zu verhindern, an den Jordan zu gehen.

Es war nicht leicht für die Pharisäer, ihre Anhänger davon zu überzeugen, dass Gott nicht auch zu dieser Zeit einen Propheten erwecken könne. Die Predigt des Täufers war von denselben Hoffnungen getragen, die die Lehre der Schriftgelehrten bei dem Volk beliebt gemacht hatte, und es war nicht zu verkennen, dass etwas von dem Geist der Pharisäer in dem Täufer war. Führten nicht auch sie beständig das Gericht im Munde? Lehrten sie nicht, dass Gott die Erlösung seines auserwählten Volkes immer wieder hinausschieben müsse, weil Israel nicht Busse tue? Aber freilich, unter der Predigt der Schriftgelehrten hatte noch niemand die Furcht angewandelt, der Tag des Gerichtes könne unversehens hereinbrechen und alle in der Blüte ihrer Sünden überraschen. Aber grade das verdross die Schriftgelehrten, dass der Täufer ihnen ihre Worte aus dem Munde nahm und damit schrecklichen Ernst machte.

Als die Botschaft nach Nazaret kam, der Anbruch des Gottesreiches stehe vor der Tür, hatten

viele auf das Davidshaus geblickt. Wie würden sich seine Söhne zur Täuferbotschaft stellen?

Die ersten Nachrichten, die vom Jordan nach Nazaret gedrungen waren, hatten Jakobus aufgebracht. Niemand konnte so heftig wie er gegen den Neuerer eifern, der alles, was durch Gesetz und Überlieferung geheiligt war, missachtete. Als aber Augen- und Ohrenzeugen ihm von den Eindrücken berichteten, die sie von der Person und der Predigt des Täufers empfangen hatten, wurde er stutzig. Zuerst meinte er, man müsse den Mann ertragen und abwarten, ob seine Sache von Gott oder von Menschen sei. Sein Bruder Judas, dessen Geist schon lange mit den Bildern des Weltgerichts erfüllt war, schlug sich zuerst auf die Seite des Täufers. Tag und Nacht sassen Jakobus und Judas über den Büchern des Henoch und des Daniel. Sie rechneten mit mystischen Zahlen, ob der danielische Zyklus der Zeiten schon abgelaufen sei. Sie schauten nach Zeichen aus, die auf den Anbruch des Gottesreiches schliessen lassen konnten. Doch sie kamen zu keinem gewissen Ergebnis. Eines Nachts aber besprachen sie sich mit den Brüdern und machten sich heimlich auf den Weg zum Jordan.

Sie kamen zurück und sagten niemand, wo sie gewesen waren. Geflissentlich mieden sie die Gemeinschaft der Erweckten und hielten sich streng zur Synagoge. Hatten sie schon vorher mit Fasten und Beten ein Übriges getan, so verfielen sie jetzt in ein Übermass von geistlichen Übungen. Sie forschten ohne Unterlass in den Schriften der Propheten, und ihr Geist umkreiste immer den einen Punkt, in dem

die Hoffnung Israels mit den Anrechten des Davidshauses zusammentraf. Allmählich kam es an den Tag, dass sie am Jordan gewesen waren und die Taufe empfangen hatten.

Nur einer in der Familie, Jesus, blieb von diesem ganzen Wesen unberührt. Die Brüder hatten ihn weder aufgefordert, sie zum Jordan zu begleiten, noch hatten sie ihn bei ihrer Rückkehr ins Vertrauen gezogen.

Es konnte nicht ausbleiben, dass die Gegner der Taufbewegung sich den Zwiespalt im Davidshaus zu Nutzen machten. Man fing an, Jesus gegen seine Brüder auszuspielen. Jesus war nicht erfreut zu hören, dass sich die Feinde der Erweckungsbewegung auf ihn beriefen.

Im Familienkreise war es bald zur Sprache gekommen, dass Maria nicht nur die Eltern des Täufers kannte, sondern auch mit ihnen verwandt war. Auch Jesus erinnerte sich, das er in jungen Jahren bei den Festbesuchen mit Johannes im Haus des Zacharias und der Elisabet zusammengetroffen war. Seitdem war ihm Johannes aus dem Gesicht gekommen. Den Gelübden seiner Mutter treu, hatte sich der Priestersohn in die Einsiedeleien jenseits des Jordans zurückgezogen. Zacharias und Elisabet waren gestorben. Der Name ihres Sohnes war für die Welt verschollen.

Maria hatte sich nichts davon merken lassen, welchen Aufruhr die Botschaft des Täufers in ihr erregt hatte. Aber heimlich drängte sie den Sohn, nach dem Jordan zu gehen, wenn auch nur, um den Verwandten und Jugendfreund zu grüssen.

Als Jesus an den Jordan kam, brachte er einige Tage damit zu, in dem Gedränge der Volksmenge, die sich täglich um den Täufer sammelte, den Predigten des Johannes zuzuhören. Er erkannte bald, was an dem Manne war. Die Bewegung, die von ihm ausging, war kein Menschenwerk. Hier redete Gott. Wie ein erratischer Block in der Steppe, wie ein Wunder der Vorzeit stand der Riese unter einem kleinen Geschlecht, das seine Grösse nicht begreifen konnte. Jesus sah, wie die Menge ihn bestaunte, nicht müde ward, ihm zuzuhören, ihm beichtete, sich taufen liess und wieder davon ging, über sich selbst verwundert und erst hernach bedenkend, was eigentlich mit ihr geschehen sei, manche beschämt, manche aufgeregt, manche wahrhaft verändert, manche auch verdrossen, dass sie sich zur Beichte und Taufe hatten mitreissen lassen.

Zum ersten Mal war Jesus einem Mann begegnet, den er als einen ebenbürtigen empfand. Als sein Urteil über den Täufer feststand, suchte er ihn auf.

Der Täufer sass in seiner Schilfhütte, die er sich im Buschwerk des Jordans aufgeschlagen hatte. Draussen vor der Hütte gingen Jünglinge und Männer auf und ab. Sie hatten sich dem Täufer angeschlossen und waren ihm bei dem Massenbetrieb der Taufe behilflich. Sie hielten die neugierige Menge von dem Heiligtum der Hütte fern. Sie brachten die Heilsbegierigen an die Bussbank. Sie ordneten die Scharen für die Untertauchung. Sie sorgten auch für die äusseren Bedürfnisse der aus allen Himmelsgegenden zusammengelaufenen Menschenmasse.

Die Johannesjünger blickten auf, als Jesus mitten durch sie hindurchschritt und, ohne sie zu fragen, in des Täufers Hütte eintrat.

Es bedurfte nur weniger Worte, um die äusseren Beziehungen zwischen beiden Männern herzustellen. Auch die Brüder Jesu waren bei dem Täufer gewesen. Jakobus hatte sich mit ihm ausgesprochen. Offenbar hatte der Täufer einen starken Eindruck von dem Haupt der Davidsfamilie empfangen. Aber über einen gewissen Grad der Annäherung waren sie nicht hinausgekommen. Als der Täufer auf die Messiasfrage eingehen wollte, war Jakobus ausgewichen. Jesus gab sich dem Täufer als den jüngsten Sohn der Davidsfamilie zu erkennen. Jakobus hatte nichts davon gesagt, dass sie noch einen Bruder hätten, der daheimgeblieben sei.

Als dann Jesus seiner Mutter gedachte und die gemeinsamen Kindheitserinnerungen in dem Täufer wachrief, hatten sie bald alles um sich her vergessen. Eine ungewohnte Heiterkeit kam über den Täufer. Sonst legte sich ein Bann auf alle, die mit ihm in Berührung kamen. Auch die Gespräche seiner nächsten Umgebung waren auf einen Flüsterton herabgestimmt. Jetzt aber war es, als ob zwei alte Freunde miteinander redeten.

Als sie auf die Gegenwart zurückkamen, sprach sich der Täufer mit grösstem Freimut über seine Sendung aus. Als er angefangen habe, das Volk zur Busse zu rufen, sei es ihm gewesen, als sei der neue Tag schon angebrochen. Als er aber durch die Bekenntnisse von Tausenden den wahren Herzenszustand des Volkes kennen lernte, sei es wieder Nacht

um ihn geworden. Nirgends könne er den Schimmer der Morgenröte sehen. Je länger er den Anbruch des Gottesreichs verkünde, um so ferner sei es ihm gerückt. Wenn Gott den verheissenen Retter nicht bald sende, wisse er nicht, was werden solle. Man plane eine Gewalttat wider ihn. Der hohe Rat und die Obersten des Volkes hätten sich gegen den Ratschluss Gottes verstockt. Er habe nur noch eine Bitte an Gott, dass er ihn nicht abrufen wolle, bevor er seinen Erwählten gesehen habe. Nach langem Ringen und anhaltendem Fasten sei ihm eine Antwort von Gott geworden, dass er den Messias schauen werde. Als er um ein Zeichen gebeten habe, an dem er den Erwählten erkennen könne, sei ihm das Geisteswort geworden:

„Über den du sehen wirst den Geist kommen und auf ihm bleiben, der ist es."

Nun habe er Woche um Woche ausgeschaut nach dem Verheissenen, aber noch immer halte er sich verborgen. Als neulich Jakobus bei ihm gewesen sei, habe er in ihm den Erwarteten zu erkennen geglaubt, aber das verheissene Zeichen sei ausgeblieben. Gott sei ja frei zu wählen, wen er wolle. Er sei nicht an das Davidshaus gebunden. Er habe sich den Saul hinter dem Pfluge und David von der Herde weggerufen.

Nun begann der Täufer, was er noch keinem gegenüber tat, von sich selbst zu sprechen. Von der Schwere seiner Aufgabe. Von der Last, die ihm Gott auf die Seele gelegt habe. Von der Angst, die ihn oftmals überkomme, wenn er an den Ausgang dieser Tage denke. Das reissende Wachstum der Tauf-

bewegung, weit entfernt, ihn stolz zu machen, bedränge sein Gewissen. Wie hätte er sich mit jedem Einzelnen befassen, seinen Herzenszustand erforschen und seine Würdigkeit zur Taufe prüfen können. Er täusche sich nicht darüber, dass die meisten nur zu ihm kamen, weil sie die Neugier trieb. Dass selbst die Aufrichtigsten sich nur vom Strom hatten treiben lassen. Die Sündenbekenntnisse blieben an der Oberfläche. Der Trieb der Nachahmung beherrsche die Erweckten. Doch immer wieder sei es erschütternd, anzusehen, wenn Menschen, die in schweren Sünden gelebt und sich schon gegen Gott verhärtet hatten, vor ihm zusammenbrächen.

Fast mehr noch als der Herzenszustand derer, die zur Taufe kamen, bekümmerte ihn die Gleichgültigkeit der Vielen, die unbewegt von dannen gingen. Am schwersten trug er an dem Hochmut und der gleissnerischen Frömmigkeit der geistlichen Führer des Volkes. Für die Massen hatte er noch Hoffnung. An den Häuptern der Hierarchie war er verzweifelt.

Jesus sah mit tiefer Ehrfurcht, wie der Täufer die Schuld des Volkes auf dem Herzen trug und ohne Unterlass vor Gottes Angesicht brachte. Wie ein Atlas, der die Weltkugel auf den Schultern trägt, stemmte er seinen Nacken gegen die übermenschliche Last. Zugleich aber stöhnte es aus ihm hervor, als ob er sich gegen das Schicksal auflehnen müsse, das ihm ein so furchtbares Amt zuerteilt hatte.

Noch nie hatte Johannes die tiefe Schwermut seiner Seele irgend jemandem verraten. Noch nie das quälende Verlangen ausgesprochen, selbst einen Beich-

tiger zu finden, dem er sein Elend offenbaren könne. Er wusste nicht, wie es kam, dass er vor Jesus jede Scheu verlor. Ohne Furcht, er möchte seiner Selbstachtung etwas vergeben, schloss er ihm sein Inneres auf.

Jesus sah, wie es in der Feuerseele arbeitete. Als wolle ein Krater ausbrechen und seine glühende Lawa herausschleudern.

Der Täufer war aufgesprungen. Seine Hände gruben sich in den Wirrwarr seiner Haare. Er zitterte am ganzen Leibe, und seine Augen bohrten sich in Jesus ein.

Da plötzlich geschah etwas Unerwartetes. Die hohe muskulöse Gestalt, die fast an das Dach der Hütte stiess und den ganzen Raum mit ihrer Grösse füllte, brach plötzlich zusammen. Ein jäher Fall, wie einer Eiche, die der letzte Axthieb trifft. In konvulsischen Zuckungen lag der Riese auf dem Boden, schluchzend, fassungslos, und barg sein wirres Haupt in Jesu Schoss.

Er weinte lange.

Jesus streichelte das wilde Haar und tröstete den grossen Menschen wie ein Kind. Auch er war tief erschüttert. Lange wusste er nicht, wie er der qualvollen Scene ein Ende machen sollte, bis sich ihm der Gedanke auf die Seele legte, er müsse diesem Manne beistehen, seine Last ihm tragen helfen, sein Schicksal mit ihm teilen.

Mit einfachen Worten bot er ihm seine Hilfe an. Eine tiefe Beruhigung kam über den Täufer. Er richtete sich auf und nahm die abgeworfene Last aufs neue auf die Schultern. Das unheimliche Feuer,

das in seinen Augen glimmte, verklärte sich beim Anblick Jesu zu weichem wundervollem Glanz.

„So taufe mich," sagte der Täufer, als er sich erhoben hatte. Nicht anders, als sei es schon so ausgemacht.

Jesus schüttelte das Haupt. Er sei hierhergekommen, um sich zu überzeugen, ob des Täufers Werk von Gott sei. Er habe Gottes Hand gesehen. Es sei nun an dem Täufer, ihn zu taufen.

„Lass jetzt", schloss er, als der Täufer sich noch immer weigern wollte, „es gehört sich, dass wir tun, was in der Ordnung ist".

Schon trat Jesus aus der Hütte und nötigte durch sein Vorangehen den Täufer, ihm zu folgen.

Dem Täufer war es, als erwache er aus einem schweren Traum. Als er aus der dunklen Hütte an das Licht der Sonne trat, rieb er sich die Augen und blickte um sich. Seine Jünger neigten sich ehrfurchtsvoll vor ihm. Aus dem Lager der Taufgemeinde klang das Stimmgewirr der Menschenmenge her. Er richtete sich auf. Nun war er wieder der Gesandte Gottes und Jesus einer von den Tausenden, die zu ihm kamen, um die Taufe zu empfangen.

Als sie die Lichtung durchschritten hatten, die die Hütte des Täufers vom Jordan trennte, stieg Jesus vor dem Täufer, der am Ufer harrte, in die Flut hinab. Er tauchte unter, bis die Wellen sein Haupt überspülten, und tauchte wieder auf. Er stieg ans Ufer und kniete auf dem Sande nieder. Johannes stand nur wenige Schritte von ihm. Sein Auge ruhte mit Wohlgefallen, doch ohne Spannung auf dem Betenden.

Da erhob sich Jesus. Der Täufer wollte einen Schritt auf ihn hin tun, um ihn zu segnen. Plötzlich hielt er an sich, das Auge starr auf Jesus hingerichtet.

Jesus hatte das Haupt zum Himmel aufgehoben. Verlangend streckte er die Arme nach der Höhe aus und lauschte, als wäre da droben jemand, der zu ihm redete.

Johannes hielt den Atem an.

Der Körper Jesu bebte wie von einem Gottesrausch. Er wuchs empor, als müsse er den Himmel auf die Erde niederziehen. Ein Glanz der Seligkeit war ausgegossen über sein Gesicht.

Wie Schuppen fiel es dem Täufer von den Augen. Das Zeichen war erfüllt. Der Mann, der vor ihm stand, war der Erwählte.

Noch rührte sich der Täufer nicht. Er starrte, wie entgeistert, auf den Gesalbten Gottes hin.

Da trat Jesus auf ihn zu, blickte ihn an, reichte ihm die Hand zum Abschied und riss sich von ihm los.

Noch lange sah der Täufer Jesus nach.

Dann ging er langsam in seine Hütte, sank in die Kniee und verharrte im Gebet zu Gott.

Viertes Kapitel.

Als Jesus aus der Verzückung erwacht war, fand er sich auf der Strasse, die talabwärts durch die Steppe zum Toten Meer führt. Die Richtung in der er wanderte, entfernte ihn von seiner Heimat. Er überlegte, warum er kein Verlangen fühlte, nach Nazaret zu gehen. Nach dem Erlebnis dieses Morgens, das ihn noch völlig gefangen nahm, schien es ihm unmöglich, in die gewohnten Verhältnisse zurückzukehren.

Wenn er auf der Strasse von Menschen angesprochen wurde, die sich nach dem Tauflager zurechtfragten, oder in den Herbergen und an den Brunnen mit den Leuten gleichgültige Worte wechselte, blieb ihm jedesmal die Empfindung zurück, als habe er sein Inneres verletzt. Warum war er so empfindlich geworden für die Berührung mit der Welt? Bisher hatte er jederzeit unbefangen mit den Menschen verkehrt. Niemals war er bei der Arbeit oder auf dem Markte der geschäftigen Welt aus dem Wege gegangen. Niemals hatte er sich für ihr Tun und Treiben verantwortlich gefühlt. Und jetzt konnte ihn ein hässliches Wort, das sein Ohr nur flüchtig berührte, verwunden. Die Gewöhnlichkeit der Menschen und die rohe Art, in der sie miteinander umgingen, schmerzte ihn. Aber was gingen ihn diese

Leute an? Hatte er sie doch früher ihres Weges gehen lassen.

War er erst jetzt unter Menschen gekommen? Sahen nicht die Leute in Nazaret eben so aus, wie alle diese fremden Gesichter, die ihm so abstossend schienen? Was war mit ihm geschehen, dass er die Welt mit so andern Augen ansah? Hatte er zuvor im Himmel gelebt und war jetzt erst auf die Erde herab gekommen? War er im Paradies gewesen und erst jetzt in die Welt hinausgestossen worden? Was war mit ihm geschehen?

Als er aus der Wasserflut ans Ufer gestiegen und sich vom Gebet erhoben hatte, war es plötzlich wie eine Welle von Licht über ihn gekommen. Ohne sich des Überganges in den Zustand der Verzückung bewusst zu werden, sah er, wie der Himmel sich öffnete und eine Taube niederschwebte. In dem Augenblick, wo sich die Taube auf ihn hätte niederlassen müssen, verschwand das Bild, und eine Stimme trat an seine Stelle. Stimme und Bild stammten aus der gleichen Quelle, aus dem wunderbaren überirdischen Glanz, der aus dem offenen Himmel hervorbrach. Wie die Sonne in einem Auge, das zu lange hineingeschaut, zurückbleibt, so klang noch jetzt die Stimme in seinem Ohre nach:

„Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget."

Als die Vision vorüber war und er den Täufer wieder vor sich sah, empfand er deutlich, dass er nicht länger in seiner Nähe bleiben dürfe. Er riss sich von ihm los und, hingenommen von dem unaus-

sprechlich Grossen, das ihm widerfahren war, schlug er den ersten besten Weg ein, der ihm unter die Füsse kam.

Jesus war sich vom ersten Augenblick an dessen bewusst, dass er auch einem so ausserordentlichen Erlebnis gegenüber die Pflicht des prüfenden Verstandes habe. Er fühlte deutlich, dass er aus der bisherigen Bahn seines Lebens herausgeworfen war, aber die Bedeutung dessen, was er gesehen und gehört hatte, war ihm nicht ohne weiteres verständlich. Die Empfindungen, die ihn bestürmten und seiner Herr zu werden suchten, rissen ihn nach entgegengesetzen Seiten hin. Auf der einen Seite war es ihm, als habe er den Frieden seines bisherigen Lebens, die Harmonie des Daseins, die noch keine Trübung erfahren hatte, verloren. Auf der andern Seite war eine überschwängliche Seligkeit über ihn gekommen, die ihn noch immer aus der Welt hinweg hinauf zum Himmel reissen wollte.

Wie sollte er sich diesen Zwiespalt erklären? War ein fremder Geist über ihn gekommen? Hatte der Täufer es ihm angetan? Niemals hatte er bis dahin, um sich mit dem Vater eins zu wissen, des Rausches von Ekstasen und Verzückungen bedurft. Um des Vaters Stimme zu vernehmen, bedurfte es keiner besonderen Veranstaltungen. Er wusste, dass, so lange er den Willen Gottes tat, der Vater mit ihm war und seinem Herzen für Alles, was er tun und lassen sollte, innerliche Weisung gab. Die Schöpfung und ihr Tagesantlitz war ihm die offene Tür zum Hause seines Vaters. Die Mystiker und Ekstatiker dünkten ihm Dieben ähnlich, die bei der Nacht in verschlos-

sene Türen einzubrechen suchten. Ist nicht die ganze Welt der Tempel Gottes? Wohnen nicht Gottes Kinder im Hause ihres Vaters? Steht ihnen nicht jederzeit sein Herz offen? Was bedurfte es da für ihn der Träume und Gesichte?

War nicht doch vielleicht, was ihm am Jordan widerfahren war, eine Versuchung, die ihm den Frieden seiner Seele rauben wollte?

Da ihn nichts zurückhielt, dem Wege, den er ging zu folgen, behielt er die eingeschlagene Richtung bei. War es nicht am besten, eine Stätte aufzusuchen, wo er fern von den Menschen über sich ins Klare kommen konnte?

Aus der Geschichte der Propheten traten ihm Bilder vor die Seele, die Ähnlichkeit hatten mit dem, was er erlebte. Auch sie waren von Visionen heimgesucht worden. Als sie zu ihrem Prophetenamt berufen wurden, hatten sie Gottes Stimme gehört. Auch sie hatten in den Stunden grosser Anfechtung das Verlangen gefühlt, weit weg von den Menschen in die Stille zu gehen, um mit Gott allein zu sein. Elias hatte das Land verlassen und war zum Horeb geflüchtet. Seitdem waren viele, die Gott suchten, denselben Weg zum Sinai gepilgert, wo Gott dem Moses das Gesetz gegeben und mit Elias geredet hatte. Die Stätte, wo die beiden grössten Gottesmänner ihre höchsten Offenbarungen empfangen hatten, übte jetzt auch auf Jesus ihre Anziehungskraft aus. Nicht, dass er sich von heiligen Stätten und von den Mühen und Entbehrungen der Pilgerschaft etwas versprochen hätte; ihm war es um Stille, um Abgeschiedenheit zu tun. Er hoffte auf den

Wegen, die die grossen Gottesmänner seines Volks gegangen waren, Gott zu begegnen und Antwort zu finden auf die Fragen, die jetzt sein Herz bestürmten.

So beschloss er die ferne Wallfahrtstätte aufzusuchen. Man pflegte vierzig Tage auf die Wanderung zu rechnen.

Auf der Sonnenhöhe seines Lebens stand Jesus wieder vor der Schicksalsfrage, ob er der Messias seines Volks werden solle. Erinnerungen aus seiner Kindheit stiegen vor ihm auf. Er sah sich wieder als Knabe vor seiner Mutter auf dem Boden sitzen, die Arme auf ihren Schoss gestützt, das Antlitz zu ihr aufgerichtet, wie er der Rede ihres Mundes lauschte, der überfloss von allem, was sie für ihr Königskind im Herzen trug.

In einer unvergesslichen Stunde hatte sie ihm erzählt, wie ihr vor seiner Geburt der Engel des Herrn erschienen sei und zu ihr von ihrem Sohn geredet habe:

Der wird ein Held sein und ein Sohn des Höchsten heissen,
Und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben,
Und er wird König sein über das Haus Jakob
Und seine Dynastie wird kein Ende haben."

Sollte seine Mutter doch Recht gegen ihn behalten? Sollte er ihr ohne Grund so viele Schmerzen bereitet haben? Wie hart war er gegen sie gewesen, als er alle ihre Träume unbarmherzig vernichtete.

Nun hatte sie einen Bundesgenossen an dem Täu-

fer, ja, wie es scheinen wollte, an Gott selbst gefunden. Jesus war zugegen gewesen, als Johannes dem Volk das Bild seines Messias vor die Augen malte. Da sprach er von dem Starken, der nach ihm kommen würde, von dem Wurfschaufelschwinger und Tennenfeger, von dem Feuertäufer, der das Flammenschwert des Cherubs am Tag der Rache Gottes zücken würde. Es war der Held, der Rächer, der Befreier, den der Täufer sah.

Und hatten nicht beide, seine Mutter und der Täufer, die Schrift auf ihrer Seite? War nicht die ganze Heldenschar, Josua, Barak, Jephta, Gideon, Simson bis auf den Kriegsheld David, bis auf die Makkabäer die Ahnenreihe jenes Starken, der kommen sollte?

Wenn Gott ihn jetzt berufen hatte, der Heros seines Volks zu sein, wie konnte er die Schrift dann meistern wollen? War dem Messias nicht von den Propheten die Laufbahn vorgezeichnet, die er zu gehen hatte? Bis dahin hatte ihn die Schrift und alles, was sie vom Messias sagte, nicht angefochten. Er hatte ja die Sendung, zu der ihn seine Mutter bestimmen wollte, von sich gewiesen. Jetzt erst wurde die Schrift ihm zum Versucher. Sie forderte das Unmögliche von ihm, sein Wesen in eine Form, die er verabscheute, hineinzupressen.

Doch blieb ihm eine Wahl? Gott hatte ihn gerufen. Musste er sich, wenn Gott ihn rief, nicht blindlings unterwerfen? War die Schrift nicht Gottes Wort? Hiess, ihr Gehorsam weigern, nicht sich gegen Gott auflehnen? Von Jugend auf hatte er es nicht anders gewusst, als dass das Gesetz und die Prophe-

ten, dass das geschriebene Gotteswort unfehlbar sei. Jetzt aber stand der Gott, der ihm im Innern sprach, der Schrift entgegen. Wollte er bleiben, der er war, so blieb ihm keine andre Wahl, als entweder den Ruf Gottes zu verwerfen oder die Schrift zu brechen. Jesus stand vor der Entscheidung seines Lebens.

Eintönig war der Weg, den er wanderte. Aus der Jordansteppe führte er hinüber auf die Berge Moabs östlich des Toten Meeres und wieder in die Steppe der Araba hinab. Steinwüsten umgaben ihn. Selten nur traf er auf Karawanen, die von den Häfen des Roten Meeres kamen und nordwärts zogen. Er wandte sich nach Nordarabien und durchwanderte das Land Midian. Die ferne Kette zackiger Vulkane, die das östliche Gestade des Roten Meeres begleitet, wies ihm den Weg und führte ihn ans Ziel.

Am Fuss des Horeb angelangt, suchte er ein Obdach, um sich von den Beschwerden des Weges auszuruhen. In der kahlen Felsenwildnis war kein menschliches Wesen zu entdecken. Keine Herden weideten hier. Kein Hälmchen Gras war in dem vulkanischen Gestein zu finden.

Höher und höher stieg er und spähte, ob er nicht den Rauch eines Beduinenlagers sähe, in dem er übernachten konnte. Doch endlos dehnte sich die Wüste. Nur fern am Horizont zog eine Karawane. Kein Adler kreiste in der Höhe. Kein Schakal bellte. Ewiges Schweigen lastete auf der Natur.

Aus den Beschreibungen von Pilgern wusste Jesus, dass sich unter dem Gipfel des Berges eine Höhle finden müsse, von der die Rede ging, dass sie schon

Moses und Elias beherbergt habe. Dort pflegten die Wallfahrer zu übernachten, um in Traumgesichten Gottes Willen zu erfahren.

Ein kaum betretener Weg, der nur mit Mühe zu verfolgen war, führte am Berg hinauf. Als er den Grat erreichte, der den Krater mit der Bergkette verbindet, lag in der Tiefe das Rote Meer zu seinen Füssen. Es wurde Abend, bis er die Höhle fand. Stand auch die Sonne niedrig, so strahlte doch das Felsgestein noch Gluten aus. Jesus war erschöpft. Die geringe Nahrung, wilde Beeren, die er auf dem Wege von den Sträuchern pflückte, hatte ihn ermattet. Es bedurfte nicht erst eines Fastengelübdes, um die Pilgerfahrt zu einer Zeit harter Entbehrungen zu machen. Und doch waren alle die Beschwerden, die die Wanderung mit sich brachte, ihm nicht unwillkommen. Sie hatten ihm geholfen, den Sturm der Gedanken, der in ihm auf und nieder wogte, zu besänftigen. Sie gaben ihm die Ruhe der Betrachtung, deren er bedurfte, und der er sich nun, am Ziele seiner Wallfahrt angelangt, mit ganzer Seele hingab.

Von Jugend auf war Jesus in der Schrift bewandert. Alle Verheissungen der Propheten, die man auf den Messias zu deuten pflegte, standen ihm vor Augen. Auch der Ort des Gotteswortes, das er am Jordan vom Himmel her vernommen hatte, und der Zusammenhang des zweiten Psalms, dem es entstammte, war ihm gegenwärtig.

Jesus rief sich den ganzen Psalm — es war der Krönungspsalm des Messias — ins Gedächtnis. Er schloss die Augen und sprach ihn leise vor sich hin:

Warum toben die Heiden
Und die Leute reden so vergeblich?
Die Könige im Lande lehnen sich auf,
Und die Herren ratschlagen wider den Herrn und seinen Gesalbten:
Lasset uns zerreissen ihre Bande
Und von uns werfen ihre Seile.
Aber der im Himmel wohnt, lacht ihrer,
Und der Herr spottet ihrer.
Er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorn,
Und mit seinem Grimm wird er sie erschrecken:
„Ich habe meinen König eingesetzt
Auf meinem heiligen Berg Zion".
Ich will von einer solchen Weise predigen,
Dass der Herr zu mir gesagt hat:
„Du bist mein Sohn,
Heute habe ich dich gezeuget,
Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben
Und der Welt Ende zum Eigentum.
Du sollst sie mit eisernem Szepter zerschlagen,
Wie Töpfe sollst du sie zerschmeissen".

Es war ein lichter Kern in diesen Worten. So oft er in Gedanken in seinen Lichtkreis trat, überkam ihn ein unnennbares Gefühl, als rausche ein Strom von Gottesliebe durch seine Seele. — „Du bist mein Sohn" — „Du bist mein Sohn". — Immer wieder kehrte er zu dem Wort zurück und fand sein ganzes Wesen darin ausgesprochen. Ja, es war der Vater, der zu ihm geredet hatte. Die Stimme war ihm so vertraut, als sei sie von Kindesbeinen an der

Seelengrund gewesen, aus dem sein Leben floss.

War ihm denn Neues durch dies Wort geoffenbart? Hatte er nicht immer Gott als seinen Vater angerufen? War er jetzt erst Gottes Sohn geworden?

Nein, was er immer war, war ihm bestätigt worden; was er längst besessen, war ihm neu geschenkt. Doch was bisher noch nicht geschehen war, der Vater hatte ihm seine Liebe ausgesprochen. Und das war neues Leben. Auch unter Menschen, die sich lieben, ist Liebe, von der jeder nur im eigenen Herzen weiss, nur halbe Liebe; doch zwiefach ist sie und ein neugeborenes Leben, wenn sie ausgesprochen wird.

Doch warum hatte ihm der Vater seine Liebe erst jetzt erklärt? Weshalb erst in der Stunde, da er sich taufen liess? War es Gott wohlgefällig, dass er dem Ruf gefolgt war, der an alle ging? Dass er sich nicht zu gut dünkte, mit dem letzten Sünder vor Gottes Angesicht zu treten?

Wenn so, dann war das Wort des Vaters auch ein Siegel unter des Täufers Sendung. Dann stand er nicht allein. Dann war die grosse Schar Getaufter, der Rest Israels, der Gottes Reich ererben sollte, mit ihm von Gott erwählt. Er war der Erstgeborene unter vielen Brüdern. Er der Geliebte Gottes, und auch sie von Gott geliebt.

Hier war kein Grund zu zweifeln. Seine Seele konnte nur die Antwort geben: „Ja, Vater, ich bin dein Sohn".

Doch sobald er aus dem Lichtkreis dieses Wortes in den Zusammenhang, den ihm das Psalmwort gab,

hinüber blickte, verwirrte sich sein Gefühl. Bei den letzten Zeilen des Psalms:

„Du sollst sie mit eisernem Szepter zerschlagen,
Wie Töpfe sollst du sie zerschmeissen" —

war seine Zunge, wie an einem Hindernis, gestockt. Es war, als ob er diese Worte, statt sie zu bejubeln, mit seinen Zähnen hätte zermalmen mögen.

Als Jesus jetzt das Auge wieder aufschlug und nach Westen schaute, erschrak er vor dem Anblick, der sich ihm bot. Die Sonne hatte ein Meer von Purpur über die Tiefe ausgegossen. Nebel kämpften und verschlangen sich wie Heeresmassen, die sich aufeinanderstürzten. Tobte dort unten eine Völkerschlacht? Drang nicht Kriegsgeschrei herauf? Klirrte nicht Waffenlärm? Das Meer dort unten, war es von Blut so rot?

Jesus verhüllte sein Gesicht.

Es war unmöglich. Er konnte nicht dem Wort der Schrift gehorchen, er konnte die Stimme in seinem Innern nicht zum Schweigen bringen. Sollte er sich blindlings Weissagungen unterwerfen? Sollte er die Hand des Vaters fahren lassen und sich selbst verlieren?

Wenn er nicht bleiben konnte, der er war, konnte er niemals der Messias sein. War es sein eigenes Selbst, auf dem das Wohlgefallen seines Vaters ruhte, wie durfte er ein fremdes Bild in seine Seele prägen? Der Schrift gehorchen, hiess nicht Gott gehorchen. Wie Gott am zweiten Schöpfungstage den Tag schied

von der Nacht, so musste auch in der Schrift das Licht erst von der Finsternis geschieden werden. In diesem ganzen Psalm sprach nur ein Wort zu seinem Herzen. Was im Lichte dieses Wortes nicht wiederschien, was dunkle Schatten in seine Seele warf, konnte ihm Gottes Wort nicht sein. Wie vielen Sprüchen, die zu den Alten geredet waren, musste er ein Aber entgegenhalten. Wie vieles war nur um der Herzenshärtigkeit der Menschen von Moses und den Propheten so verordnet und geredet worden. Auch auf ihrem Acker wuchs unter dem Weizen Unkraut. Alle Pflanzen, die der Vater nicht gepflanzt hat, mussten ausgerottet werden.

Vor dem Gedanken, auf den Herrscherthron zu steigen, schreckte er nicht zurück. Niemals hatte er das königliche Blut verleugnet, das in seinen Adern floss. Die Hoheit der Gestalt, die edlen Züge, die des Vaters Ernst und Würde mit der Mutter Geist und Anmut paarten, sein vornehmes Empfinden, das alles, was gemein und herzlos war, verabscheute, die freie Art und Offenheit des Wesens, die gleich fern von Überhebung und Herablassung das Bewusstsein der Unnahbarkeit niemals verlor. Alles war königlich an ihm. Er wusste, dass er seinen Ahnen Ehrfurcht und seinem Volke Treue schuldig war. Schriftwort über Schriftwort sagte dem erwählten Gottesvolk für die Erlösungszeit den König aus dem Davidshause zu. Nichts konnte ihn hindern, den Purpur anzulegen, sobald sich mit der Stimme seines Volkes die Stimme Gottes einen würde. Ohne Sorge, der Demut seines Herzens Abbruch zu tun, konnte er sich auf dem Thron der Väter sitzen sehen, um

über Gottes Reich in Weisheit und Gerechtigkeit zu herrschen.

Aber welchen Weg sollte er einschlagen zu solchem Ziel? Was sollte er beginnen, um den Thron, der ihm bestimmt war, zu besteigen?

Der Weisung der Propheten konnte er nicht folgen. Ein Reich, das man durch Blut und Eisen zusammenschmieden musste, konnte Gottes Reich nicht sein. Die Stürme wilder Rachekriege sollten die sonnigen Gefilde seiner Heimat nicht verwüsten. Die wütende Gebärde eines Weltbezwingers stand ihm nicht an. Um Leichenhaufen aufzutürmen, um wie ein Keltertreter in Blut zu waten, nicht dazu wusste er sich von Gott geliebt. Wenn nur Gewalt ihn auf den Thron erheben konnte, ihm war seine Seele um eine Welt nicht feil. Gab es noch andere Wege, um erhöht zu werden, so würde auch auf dem Weltenthrone ihm das Herz nicht höher schlagen, als es ihm jetzt an seines Vaters Busen schlug. Was ihm auch werden mochte, er konnte nichts gewinnen, als was er schon besass.

Einst hatte ihn die Mutter für den Thron bestimmt. Er hatte ihn verschmäht. Jetzt hatte der Vater ihn gerufen.

War er nun doch bereit, dem Rufe auf den Davidsthron zu folgen?

Ja und nein.

Ja, wenn er bleiben durfte, der er war. Tausendmal nein, wenn er sich selbst verlieren sollte. Die Entscheidung über Ja und Nein lag nicht bei ihm. Sie lag in seines Volkes und in Gottes Hand.

Als Jesus sich zur Klarheit durchgerungen hatte,

blickte er um sich in der stummen Welt, die ihn umgab.

War dies nicht die Stätte, wo Moses das Gesetz empfing? Damals rauchte der Berg. Die Wolke hing auf seinen Gipfel. Die Feueresse des Vulkans warf Flammen aus. Der Berg bebte in seinen Grundfesten. Das Volk erschrak vor Gottes Donnnerstimme. Des schrecklichen Getöses ungewohnt, beschwor es Moses, an Gottes Statt mit ihm zu reden. Da gab er ihnen das Gesetz des eifervollen Gottes, der aus Feuer, Blitz und Donner redet.

War dies nicht die Stätte, zu der Elias floh, als ihm Israels König nach dem Leben stand? Auch damals war der Vulkan noch nicht erloschen. Der Herr ging vorüber, und ein grosser starker Wind, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, ging vor ihm her. Der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde kam ein Erdbeben, aber der Herr war nicht im Erdbeben. Nach dem Erdbeben kam ein Feuer, aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen. Da das Elias hörte, verhüllte er sein Antlitz mit dem Mantel, ging hinaus und trat vor die Tür der Höhle. Und, siehe, da kam eine Stimme zu ihm: Was hast du hier zu tun, Elia?

Jesus stand an derselben Stelle. Warum lohte die Esse des Vulkans nicht mehr? Warum waren die Donner des Kraters verstummt? Wo war der Sturm? Wo war das Feuer? Wo das Erdbeben, in dem Gott zuvor geredet hatte?

Nur das stille, sanfte Sausen wehte noch um den Berg.

Jesus erhob sich, um die Höhle zu verlassen und

zum Gipfel aufzusteigen. Er wollte sehen, ob der Krater schon erloschen sei. Aber seine Glieder versagten ihren Dienst. Er sank zurück. Die rastlose Arbeit der Gedanken hatte ihn über die Erschöpfung seines Leibes hinweggetäuscht. Er versank in einen Zustand zwischen Schlaf und Wachen. Ihn hungerte.

Was war das?

Da lag der ganze Boden, der eben noch mit Steinen und Geröll bedeckt war, von Broten voll. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, um sich zu sättigen. Er griff danach. Doch was da schwer und kühl in seiner Hand lag, war ein Stein. Er warf ihn weg. Der Hunger hatte ihm das Bild der Speise vorgetäuscht.

Da hörte er, wie eine Stimme sprach:

„Bist du Gottes Sohn, so sprich, dass diese Steine Brot werden."

Wenn er doch der geliebte Sohn des Vaters war, was war ihm dann unmöglich? Es kostete ihn nur ein Wort, und diese Steine waren Brot. „Sprich ein Wort" — das Zaubermittel war entdeckt, auch das Unmögliche zu tun.

Aber Jesu Zunge wollte sich nicht regen. Sein Mund blieb stumm. Seine Seele wollte den tiefen Frieden des Gottvertrauens, das in ihm war, nicht fahren lassen. Sollte ein Sohn Gottes verschmachten? Der Vater weiss, was ihr bedürft. Er blickte auf zu Gott und fragte nicht nach Möglichkeiten.

Da stellte sich ein Wort der Schrift in seinem Geiste ein:

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von allem, was Gottes Wort geschaffen hat."

Jesus raffte sich auf. Er trat vor die Höhle hinaus. Abendkühle umwehte den Berg und erfrischte ihn. Er begann in dem kahlen Felsgestein emporzuklimmen, nach Sträuchern suchend, die auch in dieser öden Lavamasse wachsen mochten. Der Klang von Wassertropfen, die den Stein erklingen machten, wies ihm den Weg zu einem Quell. Ein Mannastrauch wuchs dran; der Wind musste ein Körnlein hier hinaufgetragen haben, das Wurzel schlug. Die weissen Harztropfen glühten im letzten Tagesschein.

Jesus ass und trank, sein Auge wurde klar. Er klomm weiter den steilen Pfad hinauf zum Gipfel. Wie die Sterne droben einer nach dem andern die Augen aufschlugen, wachten himmlische Gesichte in seiner Seele auf.

Er war am Gipfel angelangt. Über den Rand des Kraters schauend, sah er in die Tiefe. Die Glut des Abgrunds war erloschen. Doch über ihm tat sich der Himmel auf.

Er sah, und eine Tür war aufgetan im Himmel. Und eine Stimme sprach: Komm hier herauf.

Und siehe, da war ein Thron gesetzt im Himmel, und auf dem Thron sass einer, der war wie Jaspis anzusehen. Und ein Regenbogen war um den Thron, der leuchtete wie ein Smaragd. Und von dem Throne gingen Blitze, Donner und Stimmen aus. Und sieben Fackeln brannten vor dem Thron. Und vor dem Thron war ein kristallnes Meer, und um den Thron vier Tiere, ein jedes mit sechs Flügeln, die sprachen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Zebaoth. Tausend mal tausend Engel waren um den Thron; die sprachen: Herr, du bist würdig zu nehmen Ehre,

Preis und Ruhm, denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen haben sie das Wesen und sind sie. Und die vier Tiere sprachen: Amen.

Als Jesus den Wagen Gottes schaute, wie ihn der Prophet Ezechiel am Wasser Khebar sah, und um sich blickte, stand er auf einmal selbst im Kreis der Cherubim vor Gottes Angesicht, und alle Engel neigten sich vor ihm. Da sank er in die Kniee und legte die Hände und das Haupt in seines Vaters Schoss. Der sprach zu ihm:

„Geh hin, mein Sohn, ich habe dich gesandt."

Als Jesus erwachte, war es Tag. Die Wüste lag zu seinen Füssen. Er war am Rand des Kraters eingeschlafen. Als er um sich sah, lag hinter ihm der blaue Meeresspiegel, vor ihm die gelbe Wüste. Meer und Land umgab ihn. Aber keine Menschenseele war auf Land und Meer zu sehen. Er sehnte sich nach Menschen und stieg vom Berg herab, um wieder in die Heimat zurückzukehren.

Fünftes Kapitel.

Als Jesus auf dem Rückweg in die Heimat durch die Jordanebene kam, erfuhr er, dass Johannes schon vor Wochen seinen Taufplatz auf judäischem Gebiet verlassen hatte und nach Norden gezogen war. In Jerusalem war man entschlossen, die Taufbewegung mit Gewalt zu unterdrücken. Man war bei der Verunglimpfung des Täufers, den man als einen Sektierer und Besessenen verketzerte, nicht stehen geblieben, man ging damit um, den unbequemen Propheten aus dem Weg zu räumen. Der Täufer hatte, rechtzeitig von den Anschlägen auf sein Leben unterrichtet, sich auf herodianisches Gebiet zurückgezogen. Er taufte jetzt am andern Ufer des Jordans, unweit des Galiläischen Sees. Hier reichte die Polizeigewalt des Sanhedrins nicht hin.

Der Hohe Rat gab gleichwohl den Plan, den Täufer zu vernichten, noch nicht auf. War er auch aus judäischem Gebiet gewichen, so konnte man durch Herodes oder, wenn er die Hand nicht bieten wollte, durch den Statthalter von Syrien dem Täufer den Prozess machen. Dazu bedurfte es neuen Anklagematerials. Man wollte gehört haben, dass Johannes damit umgehe, sich zum Messias aufzuwerfen. Kam es dazu, so konnte die Taufbewegung sowohl Herodes als dem Kaiser gefährlich werden. Man musste

dem Täufer ein Bekenntnis entlocken, das ihn zum Hochverräter stempelte. Der kürzeste Weg war, von ihm selbst Rechenschaft über seine Sendung zu verlangen. Angenommen, dass er für seine Person die Absicht, die man ihm zutraute, leugnete, so musste ihn jemand vorgeschoben haben. Anders hatte die Ankündigung des Reiches keinen Sinn.

Bei der Beratung über die Abordnung, die man an den Täufer senden wollte, war es im Hohen Rat zu einem Streit gekommen zwischen den Führern der pharisäischen Volkspartei und der sadduzäischen Aristokratie. Die Pharisäer pflegten zwar in allen politischen Fragen dem Priesteradel freie Hand zu lassen, dafür nahmen aber ihre Schriftgelehrten in allen Fragen des Gesetzes und der Glaubenslehre die entscheidende Stimme in Anspruch. Der Glaube an das kommende Gottesreich war eine Lehrfrage von grundlegender Bedeutung. Die Sadduzäer wollten von einem Messias überhaupt nichts wissen. Eine nationale Dynastie hätte das Ende ihres Priesterregiments bedeutet, das grade durch den Fortbestand der Römerherrschaft gesichert war. Die Pharisäer dagegen standen fest zur messianischen Hoffnung und konnten es nicht dulden, dass sie vor dem Volk wie ein Staatsverbrechen behandelt wurde. Wenn sich herausstellte, dass der Täufer nur im allgemeinen von dem kommenden Gericht und dem Anbruch des Gottesreichs geredet hatte, durfte man ihm nach der Ansicht der Pharisäer nichts anhaben. Sie selbst würden ihn nachdrücklich gegen den Priesteradel unterstützt haben, wenn er sich dazu verstanden hätte, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Aber durch

die Rücksichtslosigkeit, mit der er ihre Frömmigkeit verurteilte, hatte er sich ihre Gunst verscherzt. So waren auch die pharisäischen Mitglieder des Hohen Rates mit dem Vorgehen gegen den Täufer einverstanden, nur fürchteten sie, dass ihre Stellung zum Messiasglauben von der aus Priestern und Leviten zusammengesetzten Abordnung beim Volk in falsches Licht gerückt werden könnte. Man einigte sich schliesslich dahin, dass auch Vertreter der Pharisäer die Abordnung begleiten sollten, damit nichts vorkäme, woran sie Anstoss nehmen könnten.

Als Jesus den Täufer auf seinem alten Platz nicht mehr antraf, zog er die Steppe talaufwärts bis in das Gebiet von Skythopolis. Dort vernahm er, dass der Täufer an der Jordanfähre auf der Strasse nach Batanäa, wo auf dieser Seite der Fährort Bethabara, jenseits Bethania liegt, seine Hütte aufgeschlagen habe.

Jesus hielt es für seine Pflicht, ehe er in seine Heimat zurückkehrte, den Täufer aufzusuchen. Sein Verhalten nach der Taufe musste dem Täufer rätselhaft erschienen sein. Seit Wochen hatte er nichts von sich hören lassen. Er hatte nicht vergessen, dass er Johannes seine Hilfe zugesagt hatte. Wie sich jetzt noch sein Gedanke würde ausführen lassen, musste Gott ihm zeigen. Unberührt von allem, was er innerlich durchgekämpft hatte, stand ihm die Täuferbotschaft fest, dass das Reich Gottes vor der Tür sei. Ehe das Reich kam, musste das Gericht vollzogen sein. Erst wenn die Versiegelung durch die Taufe vollendet war, konnte sich zeigen, welchen

Weg Gott mit seinen Auserwählten gehen würde.

Als Jesus über den Jordan kam, war grosse Aufregung im Tauflager. Die Abordnung von Priestern, Leviten und Schriftgelehrten war angelangt.

Der Täufer hatte schon lange sehnlich nach Jesus ausgeblickt. Als Jesus in seine Hütte trat, wurde soeben die Ankunft der Abgeordneten gemeldet. Unwillig kehrte der Täufer dem Jünger, der die Meldung brachte, den Rücken und liess ihn ohne Antwort stehen. Er wollte sich das Wiedersehen mit Jesus nicht stören lassen. Die Abgeordneten, die schon vor der Tür harrten, sollten warten. Wenigstens die dringendsten Fragen, die er auf dem Herzen hatte, sollte ihm Jesus zuvor beantworten. Jesus berichtete ihm von seiner Wanderung nach dem Horeb. Was er in den Tagen seiner Pilgerfahrt erlebt hatte, konnte er nur mit dunkeln Worten andeuten. Gott habe die Sünde der Welt auf ihn gelegt und ihn als Sündenbock in die Wüste geschickt.

„Was nennst du die Sünde der Welt?" fragte der Täufer.

„Gewalt üben", erwiederte Jesus kurz.

Die Abgeordneten des Hohen Rates wurden ungeduldig. Endlich musste sich der Täufer herbeilassen, sie zu empfangen.

Er trat aus seiner Hütte. Ein Schauer der Ehrfurcht durchrieselte die Menge. Auch die Abgeordneten konnten sich der seelischen Gewalt des Mannes nicht entziehen. So dachte man sich Elias den Thisbiter. Sein Blick, der mit Verachtung auf die Welt herabsah, verbot jede Geringschätzung. Sie

verneigten sich tief vor ihm, schöpften mit der Hand den Boden, als wollten sie Staub auf ihre Häupter schütten, kreuzten die Arme vor der Brust und verharrten in unterwürfiger Haltung.

Eine Handbewegung lud sie zum Sitzen ein. Der Täufer liess sich vor seiner Hütte auf den Boden nieder und wartete, bis auch die fremden Gäste, da Teppiche und Matten nicht zur Hand waren, sich bequemt hatten, hockend auf dem Boden Platz zu nehmen. Weit bis in das Dickicht umstand das Volk die Runde, die die Abordnung um den Täufer bildete. Jesus hatte hinter dem Täufer unbemerkt die Hütte verlassen.

Als sich die Abgeordneten niedergelassen hatten, begannen die Begrüssungen und Ehrfurchtsbezeugungen aufs neue. Da der Täufer keine Notiz davon nahm, erhob sich endlich der Priester, der ihr Sprecher war.

In langer sorgfältig gesetzter Rede führte er aus, wie der Hohe Rat von der Predigt des Täufers vernommen habe und von der Bewegung, die sie im Volk verursache, nicht wenig beunruhigt sei. Das Heiligtum stehe verlassen, und die Synagogen blieben leer. Hier aber dränge sich die Menge um einen Lehrer, von dem niemand wisse, wer ihn berufen habe. Sodann kam der Redner mit vielen Worten auf den Ernst der Zeit zu sprechen. Wie jede Unruhe im Volk das Misstrauen der römischen Obrigkeit wecke. Wenn man die Dinge gehen liesse, werde der Kaiser die Freiheiten und Rechte, die er dem Hohen Rate noch gelassen habe, dem Volke vollends nehmen.

Das alles wurde breit ausgeführt und vieles, was nicht zur Sache gehörte, in den Vortrag eingemengt. Worauf er hinauswollte, war nicht abzusehen.

Da der Redner kein Ende finden konnte, machte der Täufer eine ungeduldige Bewegung, als wolle er sich erheben und in seine Hütte gehen.

Um dem Abbruch der Verhandlung vorzubeugen, rückte jetzt der Sprecher unvermittelt mit seinem Zweck heraus. Es gingen Gerüchte im Volk um, dass der Täufer vorgebe, etwas Grosses zu sein, — das Wort Messias vermied er auszusprechen, — er sei vom Hohen Rat beauftragt, den Täufer zu befragen, wer er sei.

Der Täufer erhob sich, als ob er es müde sei, das unnütze Gerede länger anzuhören, sah dem Sprecher stracks in die Augen und sagte, so vernehmlich, dass es auch die Menge, die herumstand, hören konnte:

„Ich bin nicht der Messias."

Dann wandte er sich, um in seine Hütte zurückzukehren. Die Abgeordneten, die ihn nicht so leichten Kaufs davon lassen wollten, sprangen auf, umstellten ihn und begannen mit Fragen auf ihn einzudringen.

„Wenn du nicht der Messias bist, was dann?"

Johannes zuckte die Achseln.

„Bist du Elias?"

„Nein."

„Bist du der Prophet?"

„Nein."

Dabei hob er jedes Mal das Kinn mit dem struppigen Bart, um das Nein noch zu bekräftigen. Die Priester wurden ärgerlich.

„So sage uns doch, wer du bist? Wir müssen un-

sern Auftraggebern doch irgend eine Antwort bringen."

Jetzt richtete sich der Täufer in seiner ganzen Grösse auf. Er liess sein Auge über die Menge schweifen, bis es einen Ruhepunkt fand. Jesus stand am Rand der Lichtung, lässig an einen Baum gelehnt. Der Blick des Täufers haftete an ihm. Über die ganze von Taufgesinnten angefüllte Lichtung hin vernahm man seine Antwort:

„Ich bin die Stimme des Herolds in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn."

Die Priester zuckten die Achseln. Von dem Ergebnis der Verhandlung enttäuscht, wollten sie schon aufbrechen, als die pharisäischen Schriftgelehrten, die sich bisher zurückgehalten hatten, den Augenblick gekommen sahen, das Wort zu nehmen. Die Gelegenheit schien ihnen günstig, sich vor dem Volk zur Reichshoffnung zu bekennen. Unter dem Eindruck der Persönlichkeit des Täufers kam ihnen wieder der Gedanke, ob man den eigensinnigen Propheten nicht doch noch für sich gewinnen könne. Wenn er durch die Taufe für sich selbst keinen Anhang suchte, für wen arbeitete er dann? War der Messias noch nicht da, so konnte man sich vielleicht über den rechten Mann mit ihm verständigen.

„Wenn du nicht der Messias bist," hob der Sprecher der Pharisäer an, „warum taufst du?"

Durch die Menge ging eine Bewegung. Der Kernpunkt war getroffen. Nun musste der Täufer endlich sagen, was es mit dem Messias auf sich habe.

Der Täufer blickte zu Jesus hinüber, der immer noch unbeweglich am Baume lehnte. Niemand folgte der Richtung seines Blicks. Er schien nur über die

Häupter der Menge weg in die Ferne zu sehen. Schwer und nachdrücklich begann der Täufer, als wolle er jedes seiner Worte einzeln seinen Hörern in die Seele prägen:

„Ich taufe mit Wasser. Nach mir kommt einer, der mit Feuer tauft. Unerkannt steht er mitten unter euch. Dass er Israel offenbar würde, darum kam ich zu taufen. Ich selbst kannte ihn nicht. Aber der mich zu taufen sandte, sprach zu mir: Auf den du sehen wirst den Geist kommen und auf ihm bleiben, der ist es. Und ich habe es gesehen und bezeuge, dass er der Erwählte Gottes ist."

Es war so still geworden, dass man den leisen Wellenschlag des Jordans hörte. Jedermann hatte den Täufer gut verstanden. Eine ungeheure Last legte sich auf die Seele des Volkes. Der Messias war schon da. Der Täufer kannte ihn. Er stand mit ihm in Verbindung. Warum nannte er ihn nicht? Warum sprach er so geheimnisvoll von ihm?

Als der Täufer, ohne die Abgeordneten zu grüssen, in seine Hütte ging, sah man sich betroffen an. Dann schwirrte ein Gewirr von Stimmen durch das Dickicht und die Menge verteilte sich nach allen Seiten.

Auf den Mienen der Priester lag ein triumphierendes Lächeln. Sie hatten ihren Zweck erreicht. Der Täufer war so unvorsichtig gewesen, zu verraten, dass einer hinter ihm stehe, der bereit war, zur gegebenen Stunde hervorzutreten und die Hand nach der Krone auszustrecken.

Die Pharisäer waren verdrossen. Sicherlich war der „Erwählte Gottes" nicht ein Mann nach ihrem Herzen. Wer es auch war, des Täufers Stimme galt so

viel beim Volk, dass seinem Messias die Gefolgschaft aller Erweckten und Getauften sicher war.

Als die Abgeordneten den Platz verliessen, folgte ihnen ein grosser Teil der Menge und begleitete sie zur Fähre. Die Ratsherren setzten auf das andere Ufer über. Die Menge zerstreute sich in die Laubhütten, die in weitem Umkreis um den Taufplatz aufgeschlagen waren.

Vor der Hütte des Täufers sass noch bis in die Nacht hinein ein Kreis von Jüngern und besprach flüsternd das grosse Ereignis dieses Tages.

Jesus war zum Täufer nicht zurückgekehrt. Nach den Worten, die Johannes über die Köpfe des Volks hinweg an ihn gerichtet hatte, war er in der Menge verschwunden. Er hatte in dem Karawanenhof an der Fähre Quartier genommen. Auch am folgenden Tage liess er sich nicht beim Täufer sehen.

Das Leben im Tauflager nahm seinen gewohnten Gang. Der Täufer predigte. Hunderte drängten sich zur Beichte. Immer aufs neue lösten sich die Scharen ab, die von den Täuferjüngern zur Untertauchung an den Fluss geleitet wurden. Jesus strich durch das weitverstreute Lager. Niemand kannte ihn.

Nach dem Mittagsmahl sass der Täufer mit zwei von seinen Jüngern vor der Tür der Hütte. Er war von der Arbeit des Morgens ermüdet. In Gedanken versunken, beantwortete er nur einsilbig die Fragen, die man an ihn richtete. Die Jünger merkten, dass er auf den Besuch der Ratsherrn nicht zurückzukommen wünschte.

Plötzlich erhob er sich. Auch die beiden Jünger

neben ihm sprangen vom Boden auf, wie es die Ehrerbietung forderte. Da fühlte sich der eine von den beiden heftig am Arm gepackt. Die Hand des Täufers wies nach dem Ende der Lichtung hin. Dort ging eben eine weisse Gestalt vorüber, die sich nach ihm umgewendet und ihn gegrüsst hatte.

„Seht," sagte der Täufer hastig und geheimnisvoll, „das ist der Messias."

Zugleich stiess er den Jünger, den er am Arm gepackt hatte, von sich und ging in seine Hütte.

Als sich die beiden Jünger von ihrer Überraschung erholt hatten, besprachen sie sich, was zu tun wäre. Offenbar war es des Täufers Meinung, dass sie dem Unbekannten folgen sollten. Der Gedanke an den Messias hatte sie viel beschäftigt. Gestern hatten sie zum ersten Mal gehört, dass der Erwartete dem Täufer bekannt sei. Dennoch waren sie nicht darauf gefasst, den Mann ihrer Sehnsucht schon so bald von Angesicht zu sehen. Nun stand plötzlich ein leibhaftiger Mensch vor ihnen, der der Messias sein sollte. Es ergriff sie wie ein Taumel.

Erst als der in der Ferne Wandelnde ihren Augen zu entschwinden drohte, rafften sie sich auf und folgten ihm.

Jesus hatte den Weg eingeschlagen, der vom Tauflager zur Herberge am Flusse führte. Als sie nur noch einen Steinwurf von ihm entfernt waren, hielt der eine der beiden Jünger den andern an und flüsterte ihm ins Ohr:

„Ich erkenne ihn. Es ist Jesus Josephs Sohn von Nazaret, meiner Mutter Schwestersohn."

Der Jünger, der seinem Begleiter von seiner Ent-

deckung Mitteilung gemacht hatte, war ein junger Mensch von etwa sechszehn Jahren. Er hiess Johannes. Seine Mutter Salome war die Schwester der Maria. Sein Vater hiess Zebedäus. Johannes war seinem Vetter Jesus im Lauf der letzten Jahre wiederholt begegnet. Aber der Altersunterschied und die Schüchternheit des jungen Menschen hatten gemacht, dass sie sich nicht näher getreten waren. Gleichwohl hatte er aus der Ferne eine jugendliche Schwärmerei für ihn gehegt. Als sie jetzt dem Unbekannten, dem sie folgten, näher gekommen waren, hatte er ihn aus dem Umriss der Gestalt und den Bewegungen erkannt.

Der andere von den beiden, die jetzt mit klopfendem Herzen Jesu folgten, war an Jahren sehr viel älter. Er hiess Andreas, Sohn des Jonas, von Bethsaida.

Während Johannes ihm in Kürze mitteilte, was er von Jesus wusste, waren sie in gleichem Abstand hinter ihm hergegangen. Jetzt beschleunigten sie ihre Schritte. Bald hatten sie Jesus erreicht und gingen neben ihm. Johannes schlug das Herz bis in den Hals hinauf. Er vermochte kein Wort herauszubringen; der Blick Jesu hatte ihn gestreift. Andreas, der auf der andern Seite ging, brach zuerst das Schweigen:

„Rabbi, wo bist du eingekehrt?"

„Kommt und seht", war die Antwort.

Die erste Spannung war gelöst. Jesus befragte die Jünger nach ihren Beziehungen zum Täufer. Andreas antwortete. Erst als sie die Herberge erreicht hatten und sich in dem Raum, den Jesus inne hatte, niederliessen, sprach Jesus seinen Vetter Johannes auf ihre

Verwandtschaft an und fragte ihn nach seinen Angehörigen in Bethsaida.

Gegen vier Uhr Nachmittags hatten sie die Herberge betreten. Jesus bewirtete seine Gäste. Nach dem Essen nahmen sie Abschied. Sie hatten über mancherlei gesprochen, nur von dem einen nicht, was sie zu ihm geführt hatte. Weder Andreas noch Johannes hatten es übers Herz gebracht, Jesus darauf anzureden. Auch Jesus, so freundlich er sie aufnahm, schien nicht auf den Gedanken gekommen zu sein, dass sie mehr als nur einen Verwandten des Zebedäushauses in ihm gesucht hatten. Ohne einen Anhalt zu geben, wann und wo sie ihn würden wiedersehen können, hatte er sie entlassen.

Zu dem Jüngerkreis des Täufers gehörten auch die älteren Brüder des Johannes und Andreas, Jakobus Zebedäus Sohn und Simon Jonas Sohn. Seit des Vaters Tode war Simon Haupt des Jonashauses.

Die beiden Häuser des Jonas und des Zebedäus waren eng miteinander verbunden. Sie betrieben gemeinsam die Fischerei, die guten Nutzen abwarf. Nach der Übersiedelung des Täufers in die Nachbarschaft des Galiläischen Sees waren die beiden Familien von der Erweckungsbewegung ergriffen worden. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der Mutter des Täufers und der Mutter der Zebedäussöhne hatten dazu geführt, dass die beiden Brüderpaare sich eng an den Täufer angeschlossen hatten und ihm bei seinem Werk halfen. Die Brüder pflegten sich alle Woche abzulösen. Heut war gerade der letzte Tag, den Andreas und Johannes bei dem

Täufer zubrachten. Schon am Abend oder am andern Morgen erwarteten sie Simon und Jakobus, um dann selbst nach Bethsaida zurückzukehren und an ihrer Stelle nach dem Geschäft zu sehen.

Am gleichen Abend traf Simon aus Bethsaida im Tauflager ein. Andreas hatte ihn kaum begrüsst, so überfiel er auch schon den Bruder mit der Botschaft: „Wir haben den Messias gefunden".

Das zum Verständnis nötige war bald gesagt. Simon hörte gespannt zu, ohne seine Erregung verbergen zu können. Am stärksten wurde er durch das Täuferwort berührt, das Jesus den Messias nannte. Es schien ihm nicht wohl möglich, dass sich der Täufer in der grössten Angelegenheit seines Lebens irren könne. Dass Jesus aus dem Davidshause stammte, war ihm bekannt. In dem lebhaften Geist des Simon schoss alles, was er wusste und vernahm, zu der felsenfesten Zuversicht zusammen, dass der Messias gefunden sei.

Am liebsten hätte er noch am späten Abend Jesus aufgesucht. War nicht zu befürchten, dass Jesus schon am nächsten Morgen den Jordan verlassen würde? Aber die Mitteilung, die er von seinem Bruder empfing, über die, wenn auch freundliche, so doch zurückhaltende Art, mit der Jesus sie aufgenommen hatte, bewog ihn von dem Gedanken abzusehen. Wenn auch mit schwerem Herzen, entschloss er sich bis zum nächsten Tag zu warten. Hätte Simon gewusst, wie lange er das Feuer, das in ihm entzündet war, in seiner Brust würde verschliessen müssen, er hätte vielleicht alle Rücksichten durchbrochen und wäre noch in der Nacht in die Herberge eingedrungen.

Da der nächste Tag heiss zu werden versprach, nahm Andreas schon am Abend von seinem Bruder Abschied, um mit Tagesanbruch aufzubrechen.

Als der erste Morgenglanz von der Wasserfläche des Jordans aufleuchtete, stand er am Ufer. Er war nicht unter den ersten, die überfuhren. Das Boot war schon auf der Fahrt und lief eben auf das jenseitige Ufer auf. Unter den Pilgern, die drüben ausstiegen, entdeckte er Jesus. Zugleich aber bemerkte er zu seiner Freude, dass Johannes mit ihm war.

Johannes hatte die Ankunft seines Bruders Jakobus nicht abgewartet, sondern war schon vor Tagesanbruch nach der Herberge gegangen, um die Spur seines neuen Meisters nicht zu verlieren. Dort hatte er gewartet, bis Jesus heraustrat, und hatte sich ihm angeschlossen.

Auch von drüben war Andreas bemerkt worden. Durch Zeichen machte er Johannes verständlich, dass er nachkommen würde.

Als das Fährboot zurückgekehrt war, hatte sich ein Landsmann aus Bethsaida an der Fährstelle eingefunden. Auch er war auf dem Wege nach der Heimat. Sein Name war Philippus. Auf der Überfahrt zog ihn Andreas ins Geheimnis. Mit Freuden ergriff Philippus den Vorschlag, ihn zu begleiten. Er wollte wenigstens so weit mit ihm gehen, bis er Jesu ansichtig geworden sei.

Als sie die Hügelkette, die den Fluss einschliesst, überschritten hatten, sahen sie die beiden Wanderer in der Richtung auf den See zu vor sich gehen. Die Sonne war aufgegangen. Ein flimmerndes Meer von

Licht wogte über der Steppe. Sie schritten rüstiger zu und hatten Jesus und Johannes, die gemächlich ihres Weges gingen, bald erreicht.

Philippus wollte sich jetzt von Andreas verabschieden. Er warf noch einen sehnsüchtigen Blick auf Jesus, als dieser sich unerwartet zu ihm umwandte und ihn zu seiner Überraschung aufforderte, mit ihm zu gehen. Nicht nur Philippus auch die beiden andern empfanden diese Aufforderung als ein Zeichen, dass Jesus die geheimen Wünsche ihres Herzens erraten habe.

Das Gespräch, das man auf dem Wege führte, ging über das Nächstliegende nicht hinaus. Keiner von den Jüngern hatte den Mut, es auf die Frage hinzuleiten, die ihnen auf dem Herzen brannte. Dass der Messias jetzt in ihrer Mitte ging, schien ihnen wie ein Traum zu sein. Sie wagten kaum daran zu rühren, in der Furcht, er möchte plötzlich vor ihren Augen verschwunden sein.

Johannes war bisher nur still neben Jesus hergegangen. Die Gegenwart Jesu hatte ihn so hingenommen, dass seine Gedanken aus ihrem gewohnten Geleis geraten waren. Da kam ihm eine Botschaft, die er längst hätte ausrichten sollen und schon gestern auf der Zunge hatte, plötzlich in den Sinn. Die Mutter Jesu war kürzlich zum Besuche ihrer Schwester Salome in Bethsaida gewesen. Beunruhigt über das lange Fortbleiben Jesu hatte sie Johannes, der eben zum Jordan aufbrach, gebeten, im Tauflager Nachforschungen nach ihrem Sohn anzustellen. Am gleichen Tage waren in Bethsaida wichtige Familienangelegenheiten besprochen worden. Im Hause eines

Schwagers von Maria, der in Kana lebte, stand eine Hochzeit bevor. Johannes hatte Jesus auf die Hochzeit laden sollen.

Das und noch manches andere fiel Johannes jetzt mit Schrecken ein. Er rechnete nach und fand, dass die Hochzeit schon auf diesen Abend fiel. Wenn Jesus, wie er vorhatte, nach Nazaret ging, würde er seine Mutter dort nicht mehr antreffen. Auch er selbst wurde auf der Hochzeit erwartet. Wenn anders sie daran teilnehmen wollten, mussten sie den nächsten Weg nach Kana einschlagen. Er durfte nicht länger zögern, das alles Jesus mitzuteilen.

Andreas und Philippus hatten die beiden nicht stören wollen. Sie waren zurückgeblieben. Da holte sie ein Wanderer ein, der ihnen schon längere Zeit gefolgt war.

Wie man an seiner Tracht erkennen konnte, war es ein Samariter. Sein Name war Nathanael, Sohn des Tolmäus. Nathanael war mit Philippus bekannt. Er hatte ihn bei der Überfahrt bemerkt, wollte sich aber in seiner Bescheidenheit nicht zu ihm gesellen, als er sah, dass er schon Gesellschaft hatte.

Philippus machte den Samariter mit Andreas bekannt. Sie kamen ins Gespräch, das bald bei der grossen Tagesfrage angelangt war. Nathanael war ein angehender Schriftgelehrter und zeigte sich nicht nur über die samaritanische, sondern auch über die judäische Messiaslehre wohl unterrichtet.

„Auch wir Samariter", führte er aus, „erwarten den Messias. Wir nennen ihn den Ta'eb. Aber unser Messiasglaube gründet sich nur auf Moses. Die Propheten erkennen wir nicht an. Wir haben Grund

dazu. Der Messias der Propheten ist so sehr ein Jude, dass wir nichts Gutes von ihm zu erwarten hätten. Sein erstes Geschäft würde sein, alle Samariter mit Stumpf und Stiel auszurotten. Als einzige messianische Weisssagung gilt uns das Wort des Moses: „Einen Propheten, wie mich, wird euch der Herr, euer Gott, erwecken, den sollt ihr hören." Darum nennen wir ihn, wie übrigens auch viele unter euch, „den Propheten, der kommen soll." Wenn wir ihn König nennen, nennen wir ihn „König Israels", nicht „Judenkönig". Denn Ihr wisst ja, dass wir Samariter die Erben des alten Israel sind und uns mit Stolz Israeliter nennen, während die Judäer nur von einem Stamm herkommen, dem Stamm Juda, der von uns abfiel."

Als man weiter über diese Dinge sprach, überzeugte sich Nathanael, dass die Galiläer in vielen Stücken die Abneigung der Samariter gegen die Judäer teilten und auch von den Pharisäern nicht viel hielten. Nathanael selbst hatte sich von den Vorurteilen seiner Landsleute frei gemacht. Er war nicht nur an den Jordan gekommen. Er hatte sich auch taufen lassen.

Im Lauf des Gesprächs kam man zuletzt auch auf die Herkunft des Messias zu sprechen. Nathanael äusserte, er glaube, dass der Messias von Samaria kommen und den Tempel auf dem Garizim zu seinem Heiligtum machen würde.

Da vermochte Philippus nicht mehr an sich zu halten.

„Nathanael, der Mann, von dem Moses im Gesetz geschrieben hat, den haben wir gefunden. Er

heisst Jesus Josephs Sohn und ist von Nazaret."

Nathanael vermochte sich in das Unerhörte dieser Eröffnung nicht so schnell zu finden. Er war zwar beruhigt, dass der von Philippus Genannte ein Galiläer und kein Judäer war. Aber dass der Messias aus einem unbedeutenden galiläischen Landstädtchen stammen sollte, schien doch zu unglaubhaft.

„Kann der Ta'eb aus Nazaret kommen?" warf er sogleich ein.

„Komm und sieh", war die Antwort des Philippus.

Erst jetzt erfuhr Nathanael, dass der genannte Jesus von Nazaret nur hundert Schritt vor ihnen herging.

Die Aussicht, von seinen Begleitern mit dem Mann, den sie für den Messias hielten, bekannt gemacht zu werden, versetzte Nathanael in Aufregung.

Sie bemerkten jetzt, dass Jesus und Johannes stehen geblieben waren, um auf die Nachzügler zu warten, und beschleunigten ihre Schritte.

Jesus hatte schon gesehen, dass sich ein neuer Reisegefährte zu den Bethsaidajüngern gesellt hatte. Als Nathanael näher kam, ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf der jugendlichen Gestalt und dem offenen Gesicht des Fremdlings. An Tracht und Abzeichen erkannte er den Samariter und den Schriftgelehrten.

„Sieh", sagte er zu Johannes, „ein israelitischer Schriftgelehrter, der ohne Falsch ist."

Das scharfe Ohr des Nathanael hatte das Wort Jesu aufgefangen. Dass es für seine Standesgenossen nicht grade schmeichelhaft war, berührte ihn wenig, denn er kannte sie. Aber dass Jesus über einen Samariter so freundlich urteilte, gewann sein Herz. Als Jesus ihm die Hand reichte, fragte Nathanael:

„Woher kennst du mich?"

„Ehe dich Philippus rief," erwiederte Jesus, „sah ich dich, als du in Bethania warst."

Der Zusammenhang war klar. Samariter waren seltene Gäste im Tauflager, und samaritanische Schriftgelehrte hatten sich noch nicht zum Jordan verirrt. Als Jesus durch das Tauflager gegangen war, war ihm der Samariter aufgefallen.

Nathanael fragte nichts mehr. Jesus hatte es ihm angetan. Er war ganz für ihn gewonnen. Überschwänglich wie er war, rief er begeistert aus:

„Rabbi, du bist der König Israels."

„Glaubst du?" erwiderte Jesus und lächelte über das gut samaritanische Bekenntnis. Als er aber das aufrichtige Herz des Nathanael in seinem Auge leuchten sah, fuhr er ernst fort:

„Du wirst Grösseres als das sehen."

Zugleich wandte er sich an die andern und sagte zu allen:

„Ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel Gottes auf den Menschen niederfahren".

Hatten die Jünger bisher ein leises Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken können, weil Jesus nicht aus sich herausgegangen war, so riss dies Wort sie wie im Flug empor. Sie sollten den Himmel offen sehen. Der Jakobstraum sollte zur Wahrheit werden. Mochte auch Jesus sich zum Königtum noch nicht bekennen wollen, sie sahen ihn vom Ruhm und Glanz der Majestät schon heut umflossen.

Sie waren an einer Wegscheide angekommen. Wollten Jesus und Johannes nach Kana gehen, so mussten sie in das Seitental einbiegen, das sich zu ihrer

Linken öffnete und zum galiläischen Hochland führte. Der Weg der Bethsaida-Leute führte nordwärts im Tal hinauf an das Südende des Sees, wo sie ein Boot erwartete. Nathanael wollte sich nach dem Grossen, das er erlebt hatte, noch nicht von den Gefährten trennen und schloss sich an Philippus und Andreas an.

So nahm man Abschied von einander.

Sechstes Kapitel.

Es war noch ein weiter Weg, den die beiden Wanderer zurückzulegen hatten. Erst am späten Nachmittag konnten sie in dem Städtchen, das an der Strasse von Nazaret nach Kapernaum gelegen war, eintreffen. Sie brauchten Nazaret nicht zu berühren. Als sie am Fuss des Tabor die grosse Ebene erreicht hatten, bogen sie in den Weg ein, der über die Berge nach Kana führt und Nazaret links liegen lässt.

Die Mitteilungen, die Jesus auf dem Wege von Johannes erhielt, konnten es zweifelhaft erscheinen lassen, ob seine Familie wieder nach Nazaret zurückkehren würde. In der Zeit der Abwesenheit Jesu hatten seine Brüder den Plan gefasst, ihren Wohnsitz in Nazaret aufzugeben und sich am Galiläischen See anzusiedeln. Jesus war über diese Absicht nicht sehr verwundert. Die Stellung des Davidshauses in Nazaret war schon seit geraumer Zeit erschüttert. Jakobus hatte sich nach allen Seiten hin Feinde gemacht. Sein Richtgeist war den Leuten unerträglich geworden. Bei der altgaliläischen Bevölkerung hatte er sich durch seinen Gesetzeseifer missliebig gemacht. Die Zeloten beschuldigten ihn des Verrats an der nationalen Sache. Als es bekannt wurde, dass er und seine Brüder sich hatten taufen lassen, hatte er es auch mit dem Synagogenvorsteher und der pharisäischen

Partei verdorben. Die allgemeine Unbeliebtheit hatte auch wirtschaftlich nachteilige Folgen gehabt. Man liess nicht mehr im Davidhause arbeiten.

Jesus erfuhr von Johannes, dass sich die Brüder schon nach einem neuen Wohnsitz umgetan hatten. Auch früher schon hatten sie von Nazaret aus in den Ortschaften am See gearbeitet. Unter den grösseren Plätzen kam, da das „heidnische" Tiberias gemieden wurde, in erster Linie Kapernaum in Betracht. Es lag am Nordende der fruchtbaren Genezaretebene. Als Zollstätte für den Grenzverkehr zwischen den Tetrarchien des Herodes und Philippus und der Dekapolis hatte es einen beträchtlichen Markt und mehrere Karawansereien. Sowohl nach der Landseite als über den See hin hatte es von allen Uferstädten den lebhaftesten Verkehr.

In Nazaret hatte die ganze Familie in dem väterlichen Haus Raum gefunden. Die Brüder Jesu waren ledig geblieben. Jakobus dachte daran, sich zu verehelichen. Wollte die Familie nach Kapernaum übersiedeln, so mussten mancherlei Veränderungen getroffen werden. Doch vor der Rückkehr Jesu wollte Maria keine Entschlüsse fassen. Ihre Stiefsöhne, die des Geschäftes wegen beisammen bleiben wollten, hätten sie gern bei sich aufgenommen. Maria aber hatte den Wunsch, mit ihrem Sohn zusammen eine eigene Häuslichkeit zu haben. Die Möglichkeit sich selbständig zu machen, war jetzt vorhanden. So lange Joseph lebte, hatte er sich geweigert, etwas von den Eltern Marias anzunehmen. Nach seinem Tode hatte Maria manches von dem Vermögen, das sie ererben sollte, zum Haushalt beigesteuert. Als ihr

Vater vor etlichen Jahren gestorben war, hatte sie sich mit ihrer Schwester Salome verständigt, dass in Beth Hanna alles beim alten bleiben sollte, bis auch die Mutter das Zeitliche segnen würde. Nun vernahm Jesus von Johannes, dass die Grossmutter in Jerusalem gestorben sei. Bei der Ordnung der Erbschaft hatte sich herausgestellt, dass ein grosses Vermögen da war, noch abgesehen von den Liegenschaften, Weinberg, Oelgarten und Acker, die zum Haus gehörten. Salome, als die älteste Tochter, erbte mit ihren Söhnen Jakobus und Johannes das Haus und den Grundbesitz. Maria sollte ihren und ihres Sohnes Erbanteil ausbezahlt erhalten. Damit konnten sie sich irgendwo ankaufen und ohne Sorgen leben. Das Josephshaus in Nazaret gehörte den Stiefsöhnen. Von dem Erlös desselben konnten sie sich in Kapernaum niederlassen.

Das waren die Pläne und Gedanken, die Maria ihrem Neffen Johannes vertraulich mitgeteilt hatte. Sie hatte ihn von Kind auf besonders ins Herz geschlossen.

Erst nach und nach war Johannes mit all diesen Neuigkeiten herausgekommen. Wie völlig hatte sich die Lage Jesu in seiner Abwesenheit verändert. Bisher hatte er sich gleich seinen Brüdern sein Brot durch seiner Hände Arbeit verdient. Was er nicht für sich selbst brauchte, hatte er zum Unterhalt des gemeinsamen Hauswesens beigesteuert. Nun war er mit einem Mal unabhängig geworden; unabhängig von seinen Brüdern und unabhängig von dem Zwange, sein Handwerk fortzuführen. Der Hauptteil der Erbschaft war ihm persönlich zugefallen. Er war reich geworden. Die unabhängige Lage, in die er versetzt

war, nahm er als ein Geschenk seines himmlischen Vaters hin, der ihn für grössere Dinge frei machen wollte. Am meisten aber erfreute ihn der Gedanke, dass er nun seiner Mutter ein sorgenloses Leben bereiten könne.

Die Übersiedelung nach Kapernaum schien auch ihm die beste Lösung zu sein. Er empfand es als eine Wohltat, nicht in seine Vaterstadt zurückkehren zu müssen. Er kannte seine Landsleute zur Genüge, um zu wissen, dass er dort keinen Boden finden würde.

Jesus und Johannes kamen gegen Abend nach Kana. Sie fanden die Verwandten schon versamelt. Von Bethsaida war der Schwager Marias, Zebedäus, und ihre Schwester Salome gekommen. Auch die Brüder Jesu waren da. Im Familienrat wurde die Übersiedelung nach Kapernaum beschlossen. Salome war glücklich, dass Maria und Jesus nun in der Nachbarschaft wohnen würden, wo man sich öfter sehen konnte, als in dem weiten Nazaret.

Das Haus des Alphäus, dessen dritter Sohn heut Hochzeit machte, gehörte zur väterlichen Verwandtschaft Jesu. Die Frau des Alphäus war eine Schwester Josephs. Alphäus hatte drei Söhne. Der älteste, Jakobus, war verheiratet und hatte schon einen erwachsenen Sohn, Judas mit Namen, und eine Tochter Maria. Zum Unterschiede der vielen Jakobus, Judas und Marias, die es gab, wurde Jakobus von den Leuten Jakobus Alphäus Sohn, seine Kinder Judas Jakobi und Maria Jakobi genannt. Im Kreise der Familie trug Judas den Beinamen Thaddäus. Der zweite und dritte Sohn des Alphäus waren Zwillinge.

Der erstgeborene, Levi, war Zollbeamter in herodianischen Diensten und lebte in Kapernaum. Im Zöllnerkreise war er unter dem Namen Matthäus bekannt. Sein Zwillingsbruder Judas, der heute Hochzeit machte, wurde meist Thomas, d. i. der Zwilling, genannt.

Die Hochzeit fand im Haus der Braut statt. Ausser den Verwandten und Freunden waren alle angesehenen Bürger des Städtchens eingeladen. Die Galiläer waren zu Festen immer aufgelegt. Besonders bei einer Hochzeit musste es hoch hergehen. Auch heute tat man sein Möglichstes, die Gäste zu bewirten.

Maria war seit vielen Jahren nicht so glücklich gewesen, wie an diesem Tage. Ihre Gedanken gingen in die Zeit zurück, wo sie Joseph die Hand gereicht hatte und noch in ihren Mädchenträumen lebte. Auch der Ausblick auf die Tage, die nun kommen sollten, beglückte sie. Als sie ihren Sohn wiedersah, hatte sie keine Veränderung an ihm wahrgenommen. Sie fragte ihn auch nicht, wo er die letzten Wochen geblieben war. Sie nahm an, dass er die ganze Zeit beim Täufer war. Oft hatte sie gesehen, dass Männer, die von der Erweckungsbewegung erfasst waren, ein weltscheues Wesen annahmen. So war es bei ihren Stiefsöhnen gewesen und bei vielen andern, die vom Jordan kamen. Mit heimlicher Freude bemerkte sie, dass ihr Sohn durch die Verbindung mit dem Täufer nichts von seiner Unbefangenheit verloren hatte. Auch heut nahm er harmlos an der Freude teil. So gab auch sie sich der fröhlichen Familienfeier mit der ganzen Heiterkeit ihrer Seele hin. Dann und wann warf sie einen stolzen Blick auf ihren Sohn. Er war doch der vornehmste von allen.

In Galiläa war man durch die heidnische Nachbarschaft an freiere Sitten gewöhnt. In dieser judäischen Sippe hielt man streng an den alten Bräuchen fest. Als man ins Brauthaus trat, wurden die Waschungen aufs sorgfältigste vorgenommen. Jakobus sah mit Genugtuung auf dem Flur sechs grosse Steinkrüge stehen, die für die rituellen Reinigungsbräuche erforderlich waren.

Die Männer tafelten in dem grossen Saal allein, während sich die Frauen im Hintergrund hielten. Auch die Braut durfte sich am Hochzeitstage unter den Männern nicht sehen lassen und wartete im Kreise der Frauen auf die Stunde, in der sie der Bräutigam in sein Haus führen würde. An das Festmahl pflegte sich ein Trinkgelage anzuschliessen. Der Aufbruch wurde meist bis Mitternacht, oft auch bis zum Hahnenschrei hinausgezogen, eine Geduldsprobe, die weder für die Braut noch für das im Haus des Bräutigams wartende Gesinde zu den Annehmlichkeiten des Festes gehörte.

Dass bei Hochzeiten mehr als nötig getrunken wurde, war nicht die beste der Sitten, aber man kannte es nicht anders. Man hätte es als eine Beleidigung des Wirtes angesehen, wenn man nicht dem Weine kräftig zugesprochen hätte. Ein Tafelmeister hatte dafür zu sorgen, dass die Becher nicht leer wurden. Ein kluger Hauswirt richtete sich so ein, dass er zuerst seine guten Weine aufsetzte und für die letzten Stunden einen billigen Landwein bereit hatte, von dem dann soviel getrunken werden mochte, als man wollte.

Die Anwesenheit Jesu und seiner Brüder, denen man als Davidssöhnen grosse Ehre erwies, regte die

Hochzeitsgäste so lebhaft an, dass man länger als gewöhnlich tafelte. Die Männer, die hier beisammen waren, gehörten nach dem Mass der damaligen Volksbildung zu den am besten unterrichteten. Sie waren in der jüdischen Überlieferung wohl bewandert und nicht unberührt von der griechischen Weltbildung des Zeitalters. Kluge und ernste Reden achtete man für das beste Teil der Geselligkeit. Die Erweckungsbewegung, die durch das Land ging, hatte alle Gemüter aufgeregt, und die ernstesten Fragen standen im Vordergrund.

Neben Jakobus und Jesus nahmen die Alphäussöhne am lebhaftesten an der Unterhaltung teil. Die Alten sprachen dem Weine zu und folgten dem Gespräch der Jüngern. Auch Thomas, der Bräutigam, schien ganz vergessen zu haben, dass die Braut seiner wartete. Seine nachdenkliche und grüblerische Art liebte es, sich in jedes Gespräch einzubohren, so dass er nicht leicht eine Frage fahren liess, ehe sie bis auf den Grund ausgemacht war. Mit ihm wetteiferte sein Bruder Matthäus. Als Zollbeamter besass er ein grösseres Mass von Welterfahrenheit, als irgend einer in diesem Kreise. Im Verkehr mit Griechen und Römern hatte er viele Vorurteile abgelegt und ein weitherziges Urteil selbst über das Heidentum gewonnen. Seine freie und zuweilen anfechtbare Stellung zum Gesetz machte ihn zum Gegenstand des Angriffs von seiten seiner Vettern. Jakobus und Judas gerieten heftig mit dem Freigeist aneinander. Mehr als einmal schalten sie ihn einen „Sünder" und „Heiden". Nur der Dazwischenkunft Jesu gelang es, eine ernstliche Störung des Festmahls zu verhüten.

Das Gespräch war bald ein allgemeines geworden und fesselte die Gäste so sehr, dass niemand darauf merkte, wie viel er trank. Der Tafelmeister waltete unbekümmert seines Amtes.

Als das Gelage sich über Mitternacht hinauszog, begann der Brautvater angesichts der Sesshaftigkeit der Gäste ein langes Gesicht zu machen. Er konnte sich nicht verhehlen, dass bei so wackerem Trinken sein Vorrat bald erschöpft sein würde. In seiner Verlegenheit wandte er sich an die Frauen. Die Mutter Jesu hielt dafür, dass es bei der vorgerückten Stunde an der Zeit sei, aufzubrechen. Sie wählte den kürzesten Weg. Obwohl sie sah, dass alle Tischgenossen an dem Munde ihres Sohnes hingen, liess sie ihn rufen, Jesus erhob sich und ging zu ihr.

„Es ist kein Wein mehr da", flüsterte sie ihm zu.

„Was macht das uns, Frau?" erwiderte er heiter. Als er aber sah, dass sie mit der Antwort unzufrieden war, fügte er lächelnd hinzu:

„Der Vater hat noch Wein genug."

Dann setzte er sich wieder zu den Gästen.

Maria wusste nicht recht, was sie mit seinem Wort anfangen sollte; sie verstand nur, dass er im Vertrauen auf Gott irgendwie Rat schaffen würde. Darum gab sie den Dienern einen Wink:

„Was er euch sagt, das tut."

Als Jesus bald bemerkte, dass die Becher in der Tat nicht mehr gefüllt wurden, erhob er sich von der Tafel, nahm die Diener beiseite und sagte ihnen:

„Füllt die Krüge mit Wasser."

Dabei wies er auf die Steinkrüge, die im Flur standen. Obwohl die Diener nicht wussten, weshalb

man noch mitten in der Nacht die Krüge füllen sollte, beeilten sie sich in Folge der Weisung Marias den Befehl Jesu auszuführen. Sie trugen aus der nahen Quelle Wasser herbei und füllten die Krüge. Nach vollbrachter Arbeit meldeten sie sich bei Jesu. Nicht wenig waren sie erstaunt, als sie den weiteren Befehl erhielten, die Kannen, in denen man zuvor den Wein verschenkt hatte, aus den Wasserkrügen zu füllen und dem Tafelmeister zu bringen. Gleichwohl taten sie, was ihnen Jesus sagte. Der Tafelmeister hatte schon geraume Zeit auf neue Zufuhr gewartet und nahm die erste Kanne, die ihm gereicht wurde, um die Becher zu füllen. Als das köstlichste Quellwasser der Kanne entfloss, liess er sich nichts merken, sondern rief dem Brautvater über den Tisch zu:

„Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf und, wenn sie trunken sind, den geringeren. Du hast den besten Wein bis jetzt behalten."

Damit kredenzte er ihm den Becher voll des Weines, den Gott selbst gekeltert hat und aus allen Quellen für seine Kinder fliessen lässt.

Als sich Jesus dazu bekannte, dass er ohne Wissen des Hauswirts den Gästen habe Wasser verschenken lassen, war der Brautvater aus seiner Verlegenheit befreit. Alle Hochzeitsgäste waren mit Jesus einverstanden, dass man ein gutes Gespräch auch bei einem Trunke frischen Wassers zu Ende führen könne.

Zu später Stunde ging man auseinander.

Am nächsten Tag brach Jesus mit der Mutter nach Kapernaum auf. Auch die Verwandten aus Bethsaida, die den gleichen Weg hatten, schlossen sich ihnen an.

Jakobus kehrte mit den Brüdern noch einmal nach Nazaret zurück, um das väterliche Haus zu verkaufen und die Übersiedelung zu bewerkstelligen.

Die Brüder hätten es nicht ungern gesehen, wenn Jesus in Nazaret geblieben wäre. Aber es würde ihnen lieblos erschienen sein, es auszusprechen, um so mehr als Maria den Wunsch hatte, auch künftig ihren Stiefsöhnen nahe zu bleiben. Als daher der Plan, dass Jesus sich mit seiner Mutter in Kapernaum ankaufen sollte, zur Sprache kam, hatten sie zugestimmt.

In Kapernaum fand sich bald ein gutgelegenes Grundstück mit einem wohnlichen Haus, das zu annehmbarem Preise zu kaufen war. Es lag an der Uferstrasse an der Grenze des galiläischen und judäischen Viertels. Ursprünglich war es für die Bedürfnisse eines wohlhabenden Griechen gebaut worden. Zu seiner Zeit hatte der grosse Saal zu ebener Erde eine weite Lichtöffnung gegen den freien Himmel. Später hatte man die Öffnung mit einer Lage Bohlen zugelegt und mit einer Kiesschicht überdeckt. Rings an den Wänden des Saales, der eine grosse Zahl von Gästen aufnehmen konnte, liefen Polster umher. Die andern Zimmer lagen um den Saal herum. Nach rückwärts schlossen sich die Wirtschaftsräume an. Ein vorderer Hof, der von einer Mauer umschlossen war, trennte das Haus von der Strasse. Vom hinteren Hof aus führte eine steinerne Stiege aussen am Hause auf das Dach hinauf. Das Ganze war einstöckig. An das Wohnhaus schloss sich ein Obstgarten an. Zu dem Anwesen gehörte noch ein gut Teil Ackerland, soviel als man durch einen Knecht

bewirtschaften konnte, wenn man zur Zeit der Saat und Ernte Tagelöhner und Schnitter annahm. Auch der Städter liebte es, ein Stück Land, soviel, dass dessen Ertrag für den Hausbedarf genügte, sein eigen zu nennen. Haus und Hof waren gut gehalten. Der Besitz machte den Eindruck, wenn auch nicht des Reichtums, so doch eines guten Wohlstandes, wie es einer Familie von vornehmer Herkunft anstand.

Maria fand zwar, dass das Anwesen zu gross sei für sie beide. Aber ihr natürlicher Stolz hatte Gefallen daran, auch einmal scheinen zu dürfen, was man war. Man brauchte ja nicht nur an heute und morgen zu denken. Neue Bedürfnisse mochten grösseren Raum erfordern.

Jesus machte es Freude, seiner Mutter das schöne Haus zu kaufen und einzurichten. In Nazaret hatte er manche Zurücksetzung von den Brüdern erfahren, hier war er sein eigner Herr. Erst jetzt hatte er das volle Gefühl, eine Heimat gefunden zu haben. Der blaue See, die blühende Genezaretebene, die einem Garten Gottes glich, der Kranz von Bergen, der in der Ferne die weite Wasserfläche einschloss, alles atmete Frieden und entzückte Jesu tiefes Naturgefühl.

Die Aufnahme, die Jesus und seine Brüder in der Gemeinde fanden, hätte nicht herzlicher sein können. Der Synagogenvorsteher, ein eifriger Propagandist der pharisäischen Partei, hiess die Davidssöhne in der Synagoge feierlich willkommen. Dass sich die Nachkommen der Fürsten aus dem Stamme Juda zur judäischen Gemeinde halten würden, setzte er voraus. Doppelt erfreute ihn, dass sich die Brüder

Jesu zu den strengsten Grundsätzen des Pharisäertums bekannten. Er und Jakobus wurden bald die besten Freunde.

Auch Jesus hielt sich, wie schon in Nazaret, zur Synagoge. Es war kein Grund vorhanden, ihn für weniger strenggläubig als seine Brüder zu halten. Der Synagogenvorsteher erkannte bald, dass Jesus nicht nur schriftkundig, wie Jakobus, sondern auch beredt war. Er forderte ihn öfters auf, im Gottesdienst der Gemeinde die Lektion zu lesen und nach der Gewohnheit auszulegen. Es war Sitte, dass man neben den Schriftgelehrten auch angesehenen Laien im Gottesdienst das Wort erteilte.

Etliche Wochen waren mit der Eingewöhnung in das neue Leben hingegangen, als die Zeit des Passahfestes nahte. Alljährlich war Jesus mit der Mutter zum Fest hinaufgezogen. Auch die andern Feste hatte er regelmässig mit den Brüdern besucht. Seine Familie, an judäische Überlieferungen gewöhnt, hatte immer darauf gehalten, den Galiläern ein gutes Beispiel zu geben.

Maria hatte in den neuen Anwesen noch mancherlei zu ordnen und wollte diesmal Jesus allein nach Jerusalem hinaufziehen lassen. Als sie aber ihren Vorsatz ausgesprochen hatte, hätte sie ihn fast wieder zurückgenommen. Jesus sagte ihr, er wisse nicht, wie bald er wiederkommen werde. Es könnte sein, dass er eine Zeit lang in dem Werk des Täufers tätig sein würde.

Maria erschrak. In ihren Gedanken hatte sie sich schon auf das Zusammenleben mit dem Sohne eingerichtet. Aber sie fasste sich schnell. Eine Hoffnung,

die sie längst im Dunkel vieler Enttäuschungen begraben hatte, blitzte in ihr auf. Sollte Jesus doch noch daran denken, sich zu einem grösseren Beruf zu rüsten? Sollte der Täufer neue Entschlüsse in ihm wachgerufen haben?

Mit keinem Worte deutete sie an, was sie sich selbst kaum zu gestehen wagte. Aber der freudige Gedanke, dass die Träume ihres Mädchenherzens noch in Erfüllung gehen könnten, half ihr über den Schmerz des Abschieds von dem Sohn hinweg.

Siebentes Kapitel.

Die Festkarawane pflegte sich eine Woche vor dem Fest am Südende des Sees zu sammeln. Zu Land oder zu Wasser kamen aus allen Ortschaften rings um den See die Pilgerzüge. Dann ging es in bequemen Tagesmärschen die Strasse hinab, die über Skythopolis nach Jericho führt, und von Jericho hinauf nach Jerusalem. Auf solchen Festreisen sah man alte Freunde wieder und machte neue Bekanntschaften. Auf den Märkten, die die Karawane berührte, schlossen sich andere Karawanen an und am Ziel der Wanderung, in der Heiligen Stadt, floss die Bevölkerung aus allen Landesteilen zusammen. Eindrücke, Nachrichten und Gedanken, die man in der Festzeit aufnahm, wurden in die Heimat mitgebracht, so dass sich über alle wichtigen Angelegenheiten der Nation eine öffentliche Meinung bildete. Der Festbesuch war auch das stärkste Band, das Galiläa an Jerusalem fesselte.

Unter den Pilgern, die am Südende des Sees aus den Fischerbooten von Bethsaida ausstiegen, entdeckte Jesus, der von Kapernaum gekommen war, seinen Vetter Johannes. Er forderte ihn auf, sich für die Festreise ihm anzuschliessen. Als sie nach Jerusalem kamen, stiegen sie im grosselterlichen Hause ab, das jetzt der Zebedäusfamilie gehörte.

Jesus kam als Festbesucher nach Jerusalem. Er hatte keine andre Absicht, als im Tempel anzubeten, und dachte gleich nach dem Fest die Hauptstadt zu verlassen. Wider seinen Wunsch und Willen geschah es, dass er die öffentliche Aufmerksamkeit erregte.

An dem Sabbat, der in das Fest fiel, war Jesus, wie an den Tagen zuvor, mit Johannes zum Tempel hinaufgegangen. Mit dem Strom der Pilger verliess er nach dem Gottesdienst das Heiligtum. Man pflegte den Tempelplatz durch das dreifache Tunneltor, — im Volksmund Maulwurfstor genannt — von Süden her zu betreten, dann nach der Anbetung nördlich um das Heiligtum herumzugehen und durch den Westausgang, das Schaftor, den Tempelplatz zu verlassen. Vom Schaftor wollte Jesus durch die Vorstadt Bezeta in das Kidrontal zurückkehren.

Die Vorstadt Bezeta hatte ihren Namen nach einem Heilbad, das in dem oberen Teil der Tyropöonsenkung vor dem Schaftor lag. Bezeta heisst Sprudel. Die Stadtquelle, die sich in unterirdischen Sammelbecken aus den Adern des nördlichen Plateaus speist, hat drei Ausflüsse. Der erste ist der Sprudel im Heilbad, der zweite, der obere Gihon genannt, tritt in der Sohle des Kidrontals zu Tage, der dritte mündet in den Siloateich am Quelltor. Der letztere, auch der untere Gihon genannt, ist durch einen langen unterirdischen Kanal, den König Hiskias durch den Stadtfelsen hat schlagen lassen, mit dem oberen Gihon verbunden. Wie der Gihon, so war auch der Sprudel im Heilbad eine intermittierende Quelle. Das Wasser brach in unregelmässigen Perioden hervor, floss eine

Zeit lang und setzte dann mehrere Stunden aus. Der Sprudel stand in dem Ruf Heilkräfte zu besitzen. Der Volksglaube, unvermögend, sich das Aussetzen der Quelle zu erklären, hatte sich den Hergang auf sinnreiche Weise zurechtgelegt. Man sagte, dass von Zeit zu Zeit ein Engel vom Himmel steige und den Mund der Quelle öffne; durch seine Berührung erhalte das Wasser seine Heilkraft. Da Heilungen nur selten vorkamen, hatte man auch dafür eine Erklärung. Nur der erste, der in den Sprudel stieg, trug den Segen, den der Engel durch seine Berührung dem Wasser mitteilte, davon.

Als Jesus an der offenen Pforte des Heilbades vorüberkam, bewog ihn eine Regung des Mitleids in die Brunnenhalle einzutreten. Das fünfeckige Bassin war von einer Säulenhalle umgeben, die von früh bis spät von Kranken dicht besetzt war. Auf den nackten Steinfliessen lag ein wirrer Haufe von lahmen und elenden Menschen. Wer sich selbst nicht zum Bade schleppen konnte, liess sich des Morgens hertragen und des Abends wieder abholen. Wer sich den Luxus erlauben konnte, brachte eine kleine viereckige Wollmatratze mit, die nicht grösser sein durfte, als der Raum, den der Kranke sitzend einnahm. Es war nicht erlaubt, das Bassin in der Mitte der Halle eher zu betreten, als bis das Wasser aufsprudelte und das Bassin gefüllt war. Wächter mit langen Stöcken schlugen unbarmherzig auf jeden ein, der die Badeordnung zu übertreten wagte.

Jesus war der Aberglaube bekannt, der die Kranken an das Heilbad fesselte. Schon in seiner Jugend hatte

er die Krüppelschlacht, die jedesmal beim Aufsprudeln des Wassers stattfand, schaudernd mit angesehen. Als er jetzt eintrat, war das Bassin leer. Mit stieren Blicken und stumpfen Zügen starrten die Kranken nach dem Mund des Brunnens, der in der Mitte des Bassins aufragte. Alles wartete auf den Augenblick, wo das Wasser aufsprudeln und die Wächter die Bahn frei geben würden, um sich Hals über Kopf in das Bassin zu stürzen. Schon im Anlauf mussten die meisten die Hoffnung aufgeben, als erste das Wasser zu berühren.

Als Jesus unter die Kranken trat, überschlug er im Geist die Summe von Leiden, die sich die Kranken durch ihr vergebliches Harren schufen. Es konnte nicht ausbleiben, dass ab und zu einer gesund wurde und durch seine Genesung die übrigen in ihrem Aberglauben bestärkte. Welch eine Quelle von Neid, Eifersucht und Streit musste der Wettbewerb um die Gunst des Engels mit sich bringen. Da die Heilung doch zuletzt in Gottes Hand lag, der den Engel, wann es ihm beliebte, vom Himmel sandte, mussten sich die fortgesetzten Enttäuschungen bald in Gewissensqualen umsetzen. Gleichwohl hielt die unbegreifliche Zähigkeit, mit der die menschliche Seele hoffnungslosen Zielen nachjagt, viele dieser Elenden Wochen, Monate und Jahre in dem Heilbad fest.

Als sich Jesus in dem Krankenlager umsah, fiel ihm ein gelähmter Mensch auf, der mit dem leeren Blick der Verzweiflung vor sich hinstarrte. Er sass mit gekreuzten Beinen auf seiner Wollmatratze dicht am Rand des Bassins, war aber unvermögend ein Glied zu rühren. Um ihm wenigstens die Wohltat seiner Teilnahme zu erweisen, liess sich Jesus in ein

Gespräch mit ihm ein. Der Gelähmte begann alsbald ein langes und breites von seiner Krankheit zu erzählen. In seiner Erinnerung schleppte er eine endlose Kette von Enttäuschungen hinter sich her. Je länger Jesus dem redseligen Kranken zuhörte, um so mehr schnürte sich ihm das Herz zusammen. Als aber der Kranke beiläufig erwähnte, dass er nun schon achtunddreissig Jahre sitze und warte, dass Gott sich seiner erbarmen möchte, fühlte Jesus, wie in seinem Herzen ein Quell des Mitleids aufbrach. Der Engel des Erbarmens war auf ihn herabgestiegen.

„Willst du gesund werden?" unterbrach Jesus lebhaft die eintönige Rede des Kranken.

Der blickte auf.

„Herr, ich habe niemand, der mich in den Teich wirft, wenn das Wasser aufsprudelt; und wenn ich hineinkomme, ist schon ein anderer vor mir eingestiegen."

Der Blick des Kranken hing an Jesus.

Da sieht ihm Jesus fest ins Auge:

„Steh auf, nimm dein Bett und gehe."

Zum masslosen Erstaunen aller erhebt sich die zusammengeschrumpfte Gestalt des Gelähmten von seiner Matratze, richtet sich auf und steht endlich kerzengerade, wie einer der gesunde Glieder hat, auf seinen Füssen. Eben will er einen Schritt tun, um seinem Wohltäter um den Hals zu fallen, da ist Jesus unter der Menge schon verschwunden.

Mit einem hastigen Griff reisst der eben noch Gelähmte seine schmutzige Matratze vom Boden auf, wirft sie über die Schulter und verlässt, trunken vom Rausch des Glücks, die langjährige Stätte seiner Qual.

Als er den ihm unbekannten Wohltäter auch auf

der Strasse nicht entdecken kann, fühlt er sich durch ein heisses Dankgefühl getrieben, zum Tempel hinaufzugehen, um Gott für seine Heilung anzubeten.

Das Bad lag nahe dem Schaftor. Wollte der Geheilte seine schwachen Kräfte nicht überanstrengen, so konnte er nicht daran denken, erst nach dem Südtor herumzugehen. So steuerte er, immer noch schwankend und des Gebrauches seiner Glieder ungewohnt, dem Ausgangstor des Tempels zu und klimmt, gegen den Strom der Festbesucher schwimmend, den steilen Tunnelweg zum Tempelplatz hinauf. Die Matratze, die seit Jahrzehnten mit seinem Leib verwachsen war, trug er, ohne weiter daran zu denken, auf dem Rücken. Jedermann macht ihm unwillkürlich Platz. Der Aufzug liess keine andere Erklärung zu, als dass der Mann gestört sei.

Als er oben auf dem Tempelplatz anlangte, begegnete er zwei vornehmen Judäern, Männern vom Priesteradel. Der lästerliche Anblick empörte sie. Sie stürzten auf den Matratzenträger zu und schrieen ihn an:

„Es ist Sabbat, da darf man kein Bett tragen."

Der Mann, dem sich im Gefühl seines ausserordentlichen Erlebnisses alle Massstäbe verrückt hatten, meinte gar noch im Recht zu sein und antwortete trotzig:

„Der mich gesund gemacht hat, hat zu mir gesagt: Nimm dein Bett und geh."

Die vornehmen Herren, die sich berufen fühlten, hier die Tempelpolizei zu spielen, sahen sich bedeutsam an. Da steckte noch ein anderer dahinter. Irgend ein Winkelarzt hatte am Sabbat unerlaubte Heiltätigkeit ausgeübt. Dem musste man das Handwerk legen.

„Wo ist er?" riefen beide mit einem Munde und

rissen dem Matratzenträger dass Bett vom Rücken.

Der erwiderte, sein Wohltäter sei in der Menge verschwunden, er kenne ihn selbst nicht, und begann den Hergang seiner Heilung zu erzählen.

Die beiden Eiferer, die ihre Entrüstung schon von dem Täter auf den Anstifter übertragen hatten, nahmen jetzt den Geheilten unter den Arm und liessen die Matratze in die Tempelwache schaffen. Alsdann instruierten sie ihn, wie er es anfangen müsse, um seinem Wohltäter auf die Spur zu kommen. Er solle sich vor dem Beginn des Nachmittagsgebetes am Wassertor, das jedermann, der anzubeten ging, passieren musste, aufstellen. Sie selbst würden in der Nähe sein. Sobald er seinen Wohltäter zu Gesicht bekäme, solle er ihnen ein Zeichen geben. Den eingeschüchterten Menschen machten sie dadurch gefügig, dass sie ihm versprachen, falls er den Anstifter ausfindig mache, wollten sie ihn wegen der Sabbatschändung nicht zur Anzeige bringen.

Zur Zeit des Nachmittagsgebets, gegen drei Uhr, stand der Lahme unter dem Wassertor, die beiden Aufpasser unter dem Torweg. Sie brauchten nicht lange zu warten.

Unter der Menge kam, begleitet von Johannes, Jesus zur Stunde des Gebets hinauf zum Tempel. Der Lahme trat mit grosser Unterwürfigkeit auf Jesus zu und floss von einem Schwall von Dankesworten über. Jesus blieb stehen. Etwas gefiel ihm an dem Manne nicht. Er wehrte sein kriechendes Benehmen ab und sagte mit Ernst zu ihm:

„Du bist gesund geworden, sündige nicht, dass dir nicht Schlimmeres widerfahre".

Ohne zu bedenken, was er tat, gab jetzt der Lahme den Aufpassern ein Zeichen, die ihrerseits der Tempelwache im Torweg winkten. Als Jesus aus dem Durchgang des Tores in den Frauenvorhof treten wollte, sah er sich von Tempelwächtern umstellt.

Neben ihm tauchten die beiden Priester auf. In einem derselben erkannte Jesus den Sprecher wieder, der die Abordnung an den Täufer geführt hatte. Auch Schriftgelehrte traten in den Kreis. Die Priester raunten ihnen zu, es gelte einen Sabbatschänder zu belangen.

Von allen Seiten sprach es jetzt auf Jesus ein. Er begriff nicht, was die Priester von ihm wollten. Da zerrte einer den Lahmen vor Jesus hin, — auch das corpus delicti, die Matratze, war zur Stelle — und fragte, ob er nicht am Vormittag diesen Mann geheilt und veranlasst habe, diese Matratze hier zu tragen. Als Jesus dies bejahte, fielen die Schriftgelehrten über ihn her, ob er denn nicht wisse, dass das Tragen jeglichen Geräts und jedes Heilen am Sabbat streng verboten sei? „Am Sabbat sollst du kein Werk tun, weder du selbst, noch deine Magd, noch dein Knecht, noch der Fremdling in deinen Toren!"

Innerlich empört, setzte sich Jesus gegen seine Ankläger zur Wehr:

„Des einen Werkes wegen seid ihr so aufgebracht?"

„Des einen Werkes wegen? Willst du noch mehr tun?"

Eine grosse Menschenmenge hatte sich um die Gruppe angesammelt. War man auch solcher Scenen nicht ungewohnt, so wollte man doch sehen, wie die Sache ausgehen würde.

Wenn Jesus nicht in unerwünschter Weise die öffentliche Aufmerksamkeit erregen wollte, musste er suchen, die Schriftgelehrten loszuwerden. Oft genug war er in den Gelehrtenschulen Zeuge der Dispute gewesen, die über die Grenzen der Sabbatheiligung, über erlaubte und verbotene Handlungen, über zulässige und unzulässige Heiltätigkeit, zwischen den verschiedenen Richtungen der Schulgelehrsamkeit geführt wurden. Er wusste, wie man den Rabbulisten, die ihm wegen des Sabbatgebotes den Text gelesen hatten, begegnen müsse. So begann er in aller Ruhe, als ob er in eine schulgerechte Kontroverse eintreten wolle:

„Moses hatte euch die Beschneidung befohlen, und trotz des Sabbatgebotes beschneidet ihr am Sabbat."

Die Priester und Schriftgelehrten sahen sich an. Sie hatten es also nicht mit einem „Am haarez", einem unwissenden Laien, zu tun, sondern mit einem gesetzeskundigen Mann, der über ihre Sabbatstreitigkeiten Bescheid wusste. Er verstand sogar ein Dilemma aufzuwerfen. Jesus hatte einen Fall gesetzt, in dem die Vorschrift des Gesetzes mit sich selbst in Kollision kam. Am achten Tage nach der Geburt musste man die Beschneidung vornehmen. Am siebenten Tage durfte man kein Werk tun. Fiel aber der Tag der Beschneidung auf den Sabbat, so musste man ja am Sabbat ein „Werk" tun. In der Praxis wurde das Dilemma zu Gunsten der Beschneidung gelöst. Zu den kontroversen Fragen gehörte auch die Zulässigkeit ärztlicher Tätigkeit am Sabbat. Die Schule des Hillel gestattete in gewissen Grenzen ärztliche Tätigkeit, die Schule des Schammai verbot sie. Es waren also

durchaus strittige Fragen, derentwegen man Jesus hier zur Rede stellte.

„Also ihr beschneidet am Sabbat", fuhr Jesus fort, „und da wollt ihr mir vorwerfen, dass ich am Sabbat einen geheilt habe?"

Ein beifälliges Gemurmel unter der Zuhörermenge sagte den Schriftgelehrten, dass das Volk auf Seite des Angegriffenen stand. Von dem Lahmen, dem inzwischen klar wurde, was er angerichtet hatte, hatte man sich schon erzählen lassen, was mit ihm geschehen war. Die Schriftgelehrten liebten es nicht, Kontroversen, die es mit den Widersprüchen der Schrift zu tun hatten, öffentlich zu erörtern. Das Volk hatte an den Buchstaben der Schrift zu glauben.

So wollten die Schriftgelehrten schon die Verhandlung abbrechen, als sie Jesus durch eine unvorsichtige Äusserung aufs neue reizte und in helle Wut versetzte. Er hatte seine Heilung als eine Tat Gottes hingestellt, die durch sich selbst gerechtfertigt sei, so dass ihr auch das Sabbatgebot weichen müsse, und schloss seine Verteidigung mit den Worten:

„Richtet nicht nach dem Schein, sondern richtet nach Gerechtigkeit. So lange mein Vater wirkt, wirke ich auch."

Was war das für eine Sprache? — „Solange mein Vater wirkt" . . .

„Jetzt will er gar behaupten, Gott breche selbst den Sabbat," ruft ein Priester. Ein anderer übertönt ihn:

„Redet man so von Gott? Er scheut sich nicht, Gott seinen Vater zu nennen?"

„Er lästert," ruft eine scharfe Stimme dazwischen.

Der Schriftgelehrte, der zuvor das Wort führte,

hatte kaum bemerkt, welche Blösse sich Jesus gegeben hatte, so machte er auch schon einen neuen Vorstoss:

„Was sagst du? ... Von was für einem Vater sprichst du da?... Willst du uns das noch einmal sagen?"

Erstaunt über den Anstoss, den man an seinen Worten nahm, versuchte sich Jesus seinen Gegnern verständlicher zu machen.

„Man kann nichts von sich selbst tun, was man nicht den Vater tun sieht. Was der Vater tut, tut man ebenso als Sohn. Ein Vater hat seinen Sohn lieb und zeigt ihm alles, was er tut ...."

Jesus hielt inne. Der verblüffende Eindruck, den seine Worte auf die Priester und Schriftgelehrten machte, verhinderte ihn weiterzusprechen. Redete er eine fremde Sprache? Oder warum starrte man ihn wie einen Irren an?

Zu verständnislosen Ohren weiter zu reden, war zwecklos. Jesus wandte seinen Gegnern den Rücken. Das umstehende Volk öffnete ihm eine Gasse und er ging unbehelligt davon. Die Tempelwache hatte sich schon zurückgezogen, als die Verhandlung in einen gelehrten Disput übergegangen war.

Die Priester und Schriftgelehrten, die ihren Ärger nicht vor dem Volk auslassen wollten, berieten sich. Den Sabbatsstreit fortzuführen, empfahl sich nicht. Aber die letzten Äusserungen Jesu hatte ihnen einen Abgrund aufgedeckt. Es war notwendig die Sache vor den Hohen Rat zu bringen. Diesem Galiläer musste das Lästermaul gestopft werden.

Was war so Unerhörtes an den Worten Jesu? Was hatte die empfindlichen Ohren der Schriftgelehrten so beleidigt?

Als Jesus von „seinem Vater" sprach, hatte er nicht geglaubt, etwas Ungewöhnliches zu sagen. Von Kind auf war er gewohnt, Gott so zu nennen. Niemand hatte in seinem Elternhaus daran Anstoss genommen. Da es verboten war, den Eigennamen Gottes auszusprechen, weil man fürchtete, ihn zu entheiligen, musste man andere Namen dafür gebrauchen. Bei der Schriftverlesung in der Synagoge wurde der Gottesname des alten Testamentes „Jahwe" durch mancherlei verhüllende Ausdrücke ersetzt. Man sprach von dem „Einen", von der „Kraft", von dem „Hochgelobten". Im Volke war das Wort „Himmel"gang und gäbe, eine Umschreibung des Gottesnamens, die auch Jesus, wenn er zum Volk sprach, gern gebrauchte. Im Kreis der Seinen pflegte Jesus von dem „Vater im Himmel", von „unserm Vater" oder einfach vom „Vater" zu sprechen. Streng genommen, war kein Grund vorhanden, daran Anstoss zu nehmen. Auch der Schrift war der Vatername Gottes, obwohl er nur vereinzelt vorkommt, nicht unbekannt.

Was die Schriftgelehrten entrüstete, war auch nicht, dass Jesus dem Gott Israels den Vaternamen gab, sondern, dass er in so persönlicher Weise von Gott als „seinem" Vater sprach. Nach der Meinung der Theologen war Gott wohl Vater des auserwählten Volkes, und Israel war Gottes Sohn. Aber das waren nach ihrer Auffassung bildliche Ausdrücke für die Erwählung Israels. „Sohn" war eine Metapher, „Vater" ein Symbol. Metaphern und Symbole sind unpersönlich. Wer daraus hätte schliessen wollen, dass nun jeder Israelit sich hätte herausnehmen dürfen, Gott als Vater anzurufen und sich als Sohn des Vaters

anzusehen, der machte sich einer Gotteslästerung schuldig. Höchstens Engel durfte man „Söhne Gottes" nennen, nicht aber Menschen.

Den Schriftgelehrten war es bitterer Ernst mit ihrem Anstoss. Sie hatten Ärgernis genommen. So wie Jesus von Gott redete, hiess „sich mit Gott auf eine Stufe stellen", hiess „Gott gleich sein wollen". Das war Lästerung. Das war die Sünde, zu der die Schlange die ersten Menschen verführen wollte, als sie sprach: „Ihr werdet sein wie Gott". So konnte nur ein Mensch sich äussern, der keine Spur von Gottesfurcht besass.

Der erste Zusammenstoss Jesu mit den Priestern und Schriftgelehrten in Jerusalem hatte einen zufälligen Anlass. Niemand wusste bis dahin etwas von Jesus. Niemand brachte ihn mit der Taufbewegung in Verbindung. Auch seine Herkunft war unbekannt. Man nahm ihn für einen beliebigen galiläischen Festpilger. Erst als man nachforschte, kam heraus, dass der Pilger ein gewisser Jesus aus Nazaret sei und zum Davidshaus gehöre. Einige wollten wissen, dass er in Bethlehem geboren sei. Böse Zungen fügten hinzu, er sei kein echter Davidsspross, sondern ein Bastard. Auch, nachdem man seine Personalien festgestellt hatte, dachte niemand daran, ihm Absichten auf den Davidsthron zuzutrauen. Man glaubte es mit einem ketzerischen Menschen zu tun zu haben, einem Sabbatschänder und Gotteslästerer. Das war der erste Eindruck, den die Hierarchen in Jerusalem von Jesu Charakter und Person empfingen.

Schon in jüngeren Jahren war Jesu Urteil über die Priester und Schriftgelehrten, je öfter er nach

Jerusalem gekommen war, um so ungünstiger geworden. Und doch kannte er seine Gegner noch nicht. Er wäre sonst nicht so arglos aus sich herausgegangen.

Jesus hatte nicht die Absicht in der Hauptstadt zu bleiben. Hier war die Religion ein einträgliches Gewerbe und dazu noch ein Privileg der herrschenden Familien. Hier war man ferner vom Reich Gottes als irgendwo. Das zeigte sich auch in der Haltung der Hierarchen gegenüber der Taufbewegung. In den Festtagen hatte Jesus beobachtet, wie die Priester und Schriftgelehrten den Täufer bei dem Volk verketzerten. Mit Spott und Hohn fiel man über den Asketen und seine Wassertaufe her. Dass er von einem bösen Geist besessen sei, war ausgemacht. Wer immer etwas Ungünstiges über den selbsterwählten Propheten zu berichten wusste, verdiente sich einen Gotteslohn. Man legte es dem Täufer als Feigheit aus, dass er nicht nach Jerusalem gekommen war, und machte doch auch kein Hehl daraus, dass man kurzen Prozess mit ihm machen würde, wenn er sich sehen lassen würde. Die Steinigung war ein Verfahren, das schnell zum Ziele führte. Der Sanhedrin liess solche Lynchjustiz gewähren, da bei einem ordentlichen Rechtsverfahren bei den Römern ein Todesurteil wegen Religionsverbrechens nicht zu erreichen war.

Noch vor dem Ende des Festes verliess Jesus die Stadt. Er war traurig über sein Erlebnis. Auf dem ganzen Wege dachte er nach, was ihn der Vater dadurch hatte lehren wollen. Die Taufbewegung war Gottes Werk. Wenn der Rest Israels versiegelt war,

brach das Gericht herein. Dann sollten Gottes Auserwählte das Reich ererben. Die letzte Entscheidung musste in der Hauptstadt fallen. Jetzt schon den Widerstand der Hierarchen herausfordern, hiess die ganze Taufbewegung in Gefahr bringen. Der Kampf konnte nur gewonnen werden, wenn man ihn in die Länge zog. Jesus gab sich keiner Täuschung hin, wie gespannt die Lage war. Nur die grenzenlose Verehrung, die Johannes im Volk genoss, und die Ausdehnung, die die Bewegung schon gewonnen hatte, verhinderte, den Täufer mit dem Bann zu belegen und die Getauften aus der Synagoge auszuschliessen. Jesu Aufgabe konnte jetzt keine andere sein, als den Täufer in seinem Werk zu unterstützen.

Gleichwohl konnte er sich nicht entschliessen, zu ihm zurückzukehren. Der Täufer erwartete anderes von ihm, als er zu tun gewillt war. Ihre Gedanken gingen weit auseinander. Erschwerend kam hinzu, dass Jesus nicht hätte sagen können, wie das Reich Gottes kommen sollte, wenn die Hierarchen sich endgiltig Gottes Ratschluss widersetzten. Der Täufer wäre fraglos der Meinung gewesen, dass es die Aufgabe des Messsias sei, den Widerstand mit allen Mitteln der Gewalt zu brechen. Dafür war Jesus nicht zu haben. Man konnte das Reich Gottes wohl mit Gewalt verhindern; es mit Gewalt herbeiführen, ging nicht an. Und doch war Jesus sich des letzten Sieges der Sache seines Gottes in Glaubenszuversicht gewiss. Gott hatte ihn zum Herrn in seinem Reich bestimmt. Gott hatte ihn gesandt, die Auserwählten, die im Herzen das Siegel der Verschonung trugen, in sein Reich zu führen. Wer vermochte Gott

zu hindern, seinen Ratschluss hinauszuführen? Doch der Weg, auf dem er Gottes Werk vollenden sollte, war noch dunkel. Er hatte kein Bedürfnis, den Vorhang auch nur von der nächsten Zukunft wegzuziehen. Er war gewiss, dass ihm der Vater zu seiner Stunde alles zeigen würde. Darum dünkte es ihm besser, nicht mit dem Täufer, sondern neben ihm zu wirken.

Schon auf dem Wege nach dem Jordan erfuhr Jesus, dass der Täufer seinen Taufplatz gewechselt habe. Der Hohe Rat hatte Herodes anempfohlen, den lästigen Propheten aus seinem Lande auszuweisen oder unschädlich zu machen. Nun war zwar der Tetrarch nicht ein so grosser Freund der Machthaber in Jerusalem, dass er sich dazu verstanden hätte, ihnen zu Liebe gegen den Täufer vorzugehen. Aber er hatte seinen eigenen Handel mit dem Täufer.

Es war schon einige Zeit her, da war er mit seinem Gefolge am Tauflager vorübergeritten. Er war vom Pferd gestiegen, war in des Täufers Hütte gegangen und hatte ihn in übermütiger Laune aufgefordert, ihm seine Sünden vorzuhalten. In seinem Dünkel hatte er sich vorgestellt, dass der Täufer sich nicht getrauen würde, seinem Landesherrn Vorhaltungen zu machen. Darauf hatte ihm der Täufer, ohne ihn für mehr als einen Sterblichen zu nehmen, seinen Ehebruch mit seiner Schwägerin Herodias vorgeworfen, und hatte ihm ins Gesicht gesagt: „Es ist unrecht, dass du deines Bruders Weib hast".

Herodes war erst kreidebleich geworden. Dann aber, seinen Ärger hinunterschluckend, hatte er dem

Täufer, als hätte er es mit einem Wahrsager zu tun, ein Goldstück hingeworfen, hatte sein Pferd bestiegen und war davongeritten. Im Grunde war er ein gutmütiger Mensch, hätte auch dem Täufer seinen Freimut nicht weiter entgelten lassen. Aber er war so unvorsichtig gewesen, den Vorfall seinem Weibe zu erzählen. Herodias warf einen tödlichen Hass auf den Täufer und lag dem König unablässig in den Ohren, ihn verhöhnend, dass ein schmutziger Derwisch ihn ungestraft beschimpfen dürfe. Endlich wurde er des Gespötts und Geiferns müde. Doch noch immer schrak er davor zurück, sich an einem Mann zu vergreifen, den alles Volk für einen Heiligen hielt. Da kam die Aufforderung des Hohen Rates. Nun fühlte er sich frei. Er konnte die Schuld jetzt auf die Priester werfen.

Der Täufer hatte Freunde am Hof des Königs. Sie hatten ihn rechtzeitig gewarnt. So war er auf die Westseite des Jordans in das Gebiet der Griechenstadt Skythopolis entwichen. Abseits vom Jordan bei der Ortschaft Salim in einer quellreichen Gegend, wo es tiefes Wasser gab, wie er es für die Taufe brachte, hatte er seine Hütte aufgeschlagen. Der Platz hiess Änon.

Als Jesus diese Vorgänge erfuhr, trug er Bedenken, dem Täufer nachzuziehen. Er begab sich an den alten Taufplatz an der Jordanfurt nahe bei Jericho, wo er selbst die Taufe empfangen hatte. Hier war jetzt nach dem Passahfest ein lebhafter Verkehr. Die Pilgerkarawanen, die ins Ostjordanland zurückkehrten, zogen des Weges, und grosse Scharen kamen zusam-

men, den neuen Täufer anzuhören. Von allen Seiten fanden sich Erweckte und Getaufte ein. Frühere Johannesjünger unterstützten Jesus bei seinem Werk. Die Zahl der Taufbewerber wuchs von Tag zu Tag. Manche meinten, zu des Täufers Zeiten sei der Zudrang nicht so gross gewesen.

Das Volk machte keinen grossen Unterschied zwischen Jesus und dem Täufer. Der eine wie der andere war von Gott gesandt, das nahende Gericht und die Erscheinung des Gottesreiches anzusagen. Die meisten sahen Jesus als einen Jünger des Täufers, einige als einen zweiten Propheten an. Die Erwartungen, die man auf Grund der Weissagungen hegte, waren in manchen Stücken unbestimmt. Nach einem Wort des Maleachi sollte vor dem Tag des Herrn der Pröphet Elias kommen. Ein Wort der Thora sprach von einem Propheten, der Moses gleichen wurde. Ob ein oder zwei Propheten kommen, ob ausser dem Elias noch ein neuer Moses dem Messias vorher gehen würde, darüber waren die Apokalyptiker geteilter Meinung. Für die Menge trug das wenig aus. Die Erweckten dachten mehr an sich selbst, als an Gottes Werkzeuge. Sie waren ja „das heilige Volk des Höchsten". Sie waren der „Rest Israels". Sie nannten sich die „Auserwählten", die „Versiegelten", die „Würdigen", die „Bewahrten". Der letzte Name, „die Bewahrten", (hebräisch ha nezurim, griechisch hoi nazoraioi), war der gebräuchlichste. Alle Getauften nannte man „Nazoräer", ein Name, der auch Jesus und seinen Jüngern über seinen Tod hinaus noch anhing, da die Volksmeinung zwischen der Sache des Johannes und der Sache Jesu keinen Unterschied machte.

Als in Jerusalem bekannt wurde, dass am Jordan ein zweiten Täufer aufgestanden sei, tauchte im Hohen Rat die Vermutung auf, dieser Doppelgänger möchte der grosse Unbekannte sein, auf den Johannes am Jordan hingewiesen hatte. Man beschloss Nachforschungen anzustellen. Der Priester, der damals die Abordnungen geleitet hatte, wurde heimlich ausgeschickt, um die Person des neuen Täufers festzustellen.

Als er an den Jordan kam, war er nicht wenig überrascht, in dem plötzlich berühmt gewordenen neuen Täufer den verdächtigen Galiläer wiederzuerkennen, den man auf dem Fest als Sabbatschänder ertappt hatte. Inzwischen war auch die davidische Herkunft des Galiläers bekannt geworden. So lag es doppelt nahe, in ihm den von dem Täufer angekündigten Messias zu erblicken. Allerdings vermochte der Priester nicht festzustellen, dass Jesus selbst sich für den Messias ausgegeben hätte. Er predigte nichts anderes, als was der Täufer predigte. Keine Verbindung schien zwischen den beiden Täufern zu bestehen. So war es immerhin noch möglich, dass Jesus ein Abenteurer war, der sich auf eigene Faust die Taufbewegung zu Nutze machte. Wollte man sicher gehen, so musste man dem Täufer selbst eine Äusserung entlocken, ob Jesus der Messias seiner Wahl sei. Darum entschloss sich der Priester, den Täufer an seinem neuen Taufplatz aufzusuchen.

Als er nach Änon kam, machte er sich zuerst an die Jünger des Johannes heran. Um ihre Eifersucht auf Jesus, die schon rege war, zu schüren, erzählte er ihnen von dem grossen Zulauf, den der

Galiläer habe. Der neue Täufer würde dem alten bald das Wasser abgegraben haben.

Es traf sich, dass um dieselbe Zeit Johannes Zebedäus Sohn im Tauflager in Änon eintraf. Jesus hatte davon gehört, dass die Johannesjünger auf ihn eifersüchtig waren. Um ein Missverständnis abzuwenden, sollte der Jünger, den der Täufer selbst ihm zugewiesen hatte, seinen alten Meister davon überzeugen, dass Jesus nur des Täufers Werk zu fördern wünsche.

Als Johannes unter seinen alten Freunden den Priester antraf und sein müssiges Gerede hörte, geriet er mit ihm aneinander. Schliesslich vermochte er sich nicht mehr zu beherrschen und kam damit heraus, der Täufer habe ihm erklärt, dass Jesus der Messias sei. Der Sturm, den er durch dieses unbedachte Zeugnis unter den Johannesjüngern erregte, konnte nicht anders beschwichtigt werden, als durch den Vorschlag, des Täufers eignes Urteil anzurufen.

Der Täufer war in letzter Zeit, wenn er nicht predigte und taufte, schwer zugänglich gewesen. Er fürchtete Anschläge auf sein Leben und wurde von schwermütigen Gedanken heimgesucht. Als er aber hörte, dass ein Bote von Jesus gekommen sei, sprang er auf und liess die Jünger in seine Hütte treten.

Noch ehe der Zebedäussohn zu Worte kam, begannen die Johannesjünger auf den Täufer einzureden:

„Meister, der bei dir war jenseits des Jordans, der tauft jetzt und alles läuft ihm zu."

Wenn sie dachten, sie könnten ihren Meister auf Jesus eifersüchtig machen, waren sie im Irrtum. Ihm war die Nachricht eine Freudenbotschaft. Noch ein-

mal loderte das alte Feuer in ihm auf. Er hatte nicht umsonst gearbeitet. Die Gewissheit, Jesus würde sein Werk vollenden, versetzte ihn in einen Freudenrausch. Ohne Scheu gab er jetzt allen sein Geheimnis preis und fing wie ein Verzückter an zu reden:

„Es kann sich niemand etwas nehmen, es sei ihm denn von Gott gegeben. Ihr selbst seid meine Zeugen, dass ich sagte: Ich bin nicht der Messias, sondern vor ihm hergesandt. Wer die Braut hat, ist der Bräutigam. Der Freund des Bräutigams aber steht und horcht und freut sich über des Bräutigams Stimme. Diese meine Freude ist nun erfüllt. Er muss wachsen, ich muss abnehmen." Ohne Eifersucht und Klage sprach er die letzten Worte.

Hätte der Täufer gewusst, dass hinter dem Rücken seiner Jünger sich ein Spion des Hohen Rats verbarg, er würde wohl geschwiegen haben.

Trotz des Aufschwungs, den noch einmal die Seele ihres Meisters nahm, gingen seine Jünger traurig von ihm fort. Sie konnten sich nicht an den Gedanken gewöhnen, dass es mit Johannes zu Ende gehen sollte. Keinesfalls wollten sie ihren Meister in der Stunde der Gefahr verlassen.

Der Priester machte sich schleunig auf den Weg. Er lachte sich ins Fäustchen. Nun war die Beweiskette geschlossen. Der grosse Unbekannte war in der Person Jesu gefunden. Mit seiner Entdeckung eilte er nach Jerusalem. Die Hohenpriester und Ratsherren wussten ihm grossen Dank. So wenig sie auch die Gefahr, die ihrer Herrschaft drohte, unterschätzten, sie hatten jetzt alle Fäden in der Hand

und konnten jede Volksbewegung, die Jesus auf den Thron erheben wollte, im Keim ersticken.

Eines Tages erfuhr Jesus von unbekannter Seite, in Jerusalem sei man davon unterrichtet, dass er mehr Jünger mache als der Täufer. Am gleichen Tage kam ihm das Gerücht zu Ohren, der Täufer sei in Haft genommen. Er brach sein Werk am Jordan ab. An des Täufers Schicksal hing seine eigne Sendung. Er musste wissen, was aus ihm geworden sei.

Als Jesus nach Änon kam, fand er die Stätte leer. In Salim erzählten ihm die Leute, ein Trupp herodianischer Reiter habe das Tauflager überfallen und den Täufer in Ketten nach Tiberias abgeführt. Die Jünger des Täufers hätten sich geflüchtet, die Menge sich verlaufen.

Kein furchtbarerer Schlag hätte die Taufbewegung treffen können. Wenn der Täufer selbst sein Leben nicht erretten konnte, wer sollte ihm noch trauen? Wer seiner Verheissung Glauben schenken, dass die Getauften dem Gericht entrinnen würden?

Tief erschüttert entschloss sich Jesus nach Kapernaum zurückzukehren. Er wählte den Weg über das Gebirge. Das Alphäushaus in Kana hatte Verbindung mit Tiberias. Vielleicht konnte er dort Näheres über das Los des Täufers in Erfahrung bringen.

In Kana kehrte Jesus im Haus des Oheims ein. Ausser den Eltern traf er nur den ältesten Sohn und die Enkelkinder an. Matthäus konnte nur selten von Kapernaum herüberkommen. Sein Dienst band ihn an das Zollhaus. Der junge Ehemann Thomas war kürzlich

nach Bethsaida gegangen, um seine Vettern im Zebedäushause aufzusuchen. Alphäus machte kein Hehl daraus, dass Thomas dort in Erfahrung bringen wollte, was aus Jesus geworden sei. Seit dem Passahfest hatte man nichts von ihm gehört. Zwar waren schon vor geraumer Zeit die Festpilger zurückgekehrt und hatten die jerusalemer Neuigkeiten in die Heimat mitgebracht. Auch die merkwürdige Heilung des Lahmen hatte sich herumgesprochen.

Von den Gerüchten hatte auch ein Mann gehört, der in Tiberias am Hof des Königs die Stelle eines Hausverwalters bekleidete. Sein Name war Chusa. Seine Frau hatte Beziehungen zum Alphäushaus in Kana und war von der Erweckung ergriffen worden. Ihr Mann aber hatte ihr seiner Stellung wegen verboten, sich taufen zu lassen.

Nun war ein Sohn des Hauses von einem schweren Fieber befallen worden. Es schien mit ihm zu Ende zu gehen. Da hörten sie aus Kana, dass Jesus aus Judäa zurückgekehrt sei. Die Mutter beschwor ihren Mann, Jesus um Hilfe anzugehen. In der Angst um das Leben seines Kindes warf er alle Rücksichten beiseite und machte sich auf den Weg.

Er war morgens aufgebrochen. Der Weg nach Kana ging grösstenteils bergauf. Eine Stunde nach Mittag kam er an. Er wollte nicht eintreten und liess Jesus herausrufen. Als Jesus vor ihm stand, verlor er alle Fassung. Er griff nach seiner Hand und bestürmte ihn herabzukommen und seinen Sohn zu heilen.

Jesus erwiderte, er sei kein Arzt, und fragte, wie er dazu komme, sich an ihn zu wenden. Chusa be-

richtete, was man sich in Tiberias von der Heilung in Jerusalem erzählte. Jesus war nicht erfreut zu hören, dass das Gerücht ihm an den See vorausgeeilt war, und wies die Bitte des Mannes ab.

Doch Chusa flehte weiter. Er wolle sich auch taufen lassen, wenn ihm das Leben seines Sohnes erhalten bliebe.

Jesus, der derartige Gelübde nur als Beweise von Glaubensmangel ansah, erwiderte unwillig:

„Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, glaubt ihr nicht."

Doch Chusa beharrte bei seiner Bitte. Er sank in die Kniee und klammerte sich an Jesus. Ein Strom von Tränen stürzte aus seinen Augen und erstickte fast seine Stimme:

„Herr, komm herab, ehe mein Sohn stirbt."

Jesus sah in das flehende Auge des Mannes, aus dem der lauterste Schmerz eines verzweifelten Vaterherzens sprach. Er blickte auf zu seinem Vater, um von ihm Antwort zu erbitten. Dann legte er die Hand auf Chusas Schulter:

„Geh, dein Sohn lebt."

Er sagte dies mit so beruhigter Gewissheit, dass der Vater, tief Atem schöpfend, seinen Kummer von sich warf.

Chusa wollte sogleich nach Tiberias zurückkehren. Durch die Einladung Jesu liess er sich bewegen, noch zu bleiben, um sich von dem Wege auszuruhen.

In der Stellung, die Chusa am Hof bekleidete, musste er näheres vom Täufer wissen. Jesus fragte, wie es mit Johannes stehe. Chusa, der dem König ergeben war, erzählte: Als der Täufer nach Tiberias

eingebracht worden sei, habe ihm Herodes sogleich die Ketten abnehmen lassen, ihn auch nicht ins Verliess geworfen, sondern halte ihn wie einen vornehmen Gefangenen. Er habe ihn genötigt, Hofkleider anzulegen und liesse ihn aus seiner Küche speisen. Nur die Königin hasse den Täufer. Herodes fürchte ihn. Wiederholt schon habe er ihn aufgesucht und sich in Gespräche mit ihm eingelassen. An eine Verfolgung der Nazoräer denke der König nicht.

Am Abend machte sich Chusa auf den Weg und ging durch die Nacht zum See hinunter. Als er in der Frühe die Bergstrasse nach Tiberias hinabkam, und seine Schritte beschleunigte, sah er seine Knechte ihm entgegeneilen. Schon von weitem gaben sie mit frohen Zeichen zu verstehen, dass es gut zu Hause stehe. Als er sie ausfragte, stellte sich heraus, dass um dieselbe Stunde, in der gestern Jesus mit ihm geredet hatte, bei dem Kranken eine Wendung zum Besseren eingetreten war.

Jesus kehrte nach Kapernaum zurück. Johannes, der ihn bis dahin begleitet hatte, nahm von ihm Abschied und setzte über nach Bethsaida.

Zweites Buch.

GALILÄA.

Erstes Kapitel.

Es waren frohe Tage, die Jesus nach seiner Rückkehr in seiner neuen Heimat verlebte; Maria war glücklich, nun mit ihrem Sohn ein eigenes Heim zu haben. Als Jesus fort war, hatte es sie fast gereut, dass sie ein so grosses, schönes Haus gekauft hatten. Wenn ihre Stiefsöhne herüberkamen, schämte sie sich fast, dass es bei ihr vornehmer aussah als bei jenen. Als aber Jesus zurück war und der grosse Saal sich mehr und mehr mit Gästen füllte, hatte sie nicht nur Freude daran, Vornehme und Geringe zu bewirten, es kehrte auch der alten Stolz in sie zurück, mit dem sie sich in den Tagen ihres ersten Glückes als Aaronstochter und Gattin eines Davidssohnes gefühlt hatte.

Die Freiheit, die sie jetzt genoss, liess sie nun erst recht empfinden, wie drückend die strenge Gesetzlichkeit des Jakobus auf ihr gelastet hatte. Wie befreiend wirkte dagegen der stille und ungezwungene Einfluss, den Jesus auf alle ausübte, die mit ihm zu tun hatten. Sie selbst fühlte sich innerlich erhoben, und ihrer Seele wuchsen neue Flügel. Gedanken, die sie längst aus ihrer Seele verbannt hatte, gewannen wieder Gewalt über sie. Selbst der Widerstand, auf den ihr Sohn bald stiess, hatte nichts Erschreckendes für sie. Sie sah darin ein Zeichen seiner wachsenden

Bedeutung und einen Ansporn für ihn, mehr aus sich herauszugehen, als es bisher seine Art gewesen war.

Der Haushalt lag jetzt nicht mehr nur auf ihren Schultern. Jesus stand ihr zur Seite. Er sah nach dem Garten und dem Weinberg und überwachte die Bestellung des Feldes. Er wies dem Knecht die Arbeit an und lohnte die Tagelöhner aus. Er ging auf den Markt, um Einkäufe zu machen oder Arbeiter zu dingen. Sie waltete im Haus und schaffte mit den Mägden. Am Abend stellten sich Gäste im Saal ein. Die Gespräche, die man da führte, liessen spüren, dass etwas Grosses, Zukunftsreiches in der Luft lag. Die Wände schienen sich zu dehnen und das Dach sich bis zur Himmelsdecke zu erheben.

Die Lebensweise Jesu hätte niemand Anlass gegeben, seinen Namen an die Oeffentlichkeit zu bringen. Zwar stellten sich von Tag zu Tag in grösserer Anzahl Leute bei ihm ein, die von der Erweckungsbewegung ergriffen waren. Er war für jeden zugänglich. Einzelne Johannesjünger, die in der Gegend waren, knüpften Verbindung mit ihm an. Sie wussten, dass er dem Täufer nahe stand und selbst schon neben Johannes getauft und das Reich Gottes verkündet hatte.

Bald nach der Rückkehr Jesu brachten Andreas und Johannes ihre Brüder Simon und Jakobus aus Bethsaida herüber. Jakobus war seinem Vetter Jesus schon früher oft begegnet. Simon brannte von Ungeduld, Jesus von Angesicht zu sehen. Bei der ersten Begegnung mit dem Manne seiner Sehnsucht konnte er nur mühsam das Feuer dämpfen, das in seiner Seele brannte. Auch die beiden andern Johannesjünger, denen Jesus am Jordan begegnet war, Philippus

und Nathanael Tolomäus Sohn kamen von Betsaida herüber. Der Samariter hatte sich bei seinem Freunde einquartiert. Nichts trieb ihn, nach Samaria zurückzukehren. Die Erwartung grosser Dinge, die die engverbundenen Jünger von Bethsaida beseelte, weihte ihnen den See und seine Ufer zu der Stätte, über der sich bald der Himmel öffnen sollte.

So sehr der häufige Verkehr mit Jesus die Freunde von Bethsaida beglückte, so sehr sich ihr Gemüt und Geist bereichert fühlte, wenn sie ihn verliessen, ein Traum blieb ihnen unerfüllt: dass Jesus, wenn auch insgeheim, sich ihnen als den künftigen Messias zu erkennen geben und sie zu Mitverschworenen seiner Pläne machen würde. Sie hätten ihn lieber heut als morgen zum König ausgerufen.

In der Tat liess nichts von allem, was man von Jesus sah und hörte, darauf schliessen, dass er die Laufbahn zu beschreiten dachte, für die der Täufer ihn ausersehen hatte. Auch die, die ihm an nächsten standen, seine Mutter Maria, ihre Schwester Salome und Johannes, den Jesus wie einen Bruder liebte, konnten den Schleier, der über den Gedanken und Entschlüssen Jesu lag, nicht lüften. Ihn schien nur die gegenwärtige Stunde und die Forderung des Tages zu beschäftigen. Niemals erging sich seine Phantasie in fernen Möglichkeiten. Die künftigen Dinge liess er auf sich beruhen.

Obwohl die Jünger anfänglich von Jesu Art befremdet waren und sich nicht gerne dazu verstanden, ihren schweifenden Gedanken Zügel anzulegen, so bot ihnen doch der Umgang, dessen sie Jesus würdigte, so ausreichenden Ersatz für alles, was sie zuerst an

ihm vermissten, dass sie sich allmählich darein fanden, gleich ihm nur in der Gegenwart zu leben und die Zukunft Gott anheim zu stellen.

In der Bürgerschaft waren die Davidssöhne gern gesehen. Jesus und Maria erfreuten sich unter den Nachbarn und bei allen, mit denen sie in Berührung kamen, grosser Achtung und einer Zuneigung, die von Herzen kam. Nur ein Umstand erregte bald nach der Rückkehr Jesu sein Befremden. Das freundliche Verhältnis, das sich zu dem Synagogenvorsteher vor dem Passah angebahnt hatte, war ohne sichtbare Veranlassung erkaltet. Der Vorsteher mied offenbar sein Haus. Wenn er ihm begegnete, trug er etwas wie Geringschätzung zur Schau. In den Sabbatgottesdiensten hatte er Jesus nicht mehr zur Schriftauslegung aufgefordert. Noch vor der Rückkehr Jesu war er von seinen Oberen in Jerusalem, die ihm von der Sabbatheilung des Matratzenträgers und von Jesu lästerlichen Reden Mitteilung gemacht hatten, vor dem angeblichen Davidssohn gewarnt worden.

Auch in der Gemeinde war das veränderte Betragen des Synagogenvorstehers aufgefallen. Man hatte Jesu Ansprachen in der Synagoge besonders gern gehört. Die Ältesten der Gemeinde fragten den Synagogenvorsteher, was er gegen Jesus habe. Er wollte mit der Sprache nicht heraus. Nachdem sie ihm schon mehrfach das Verlangen der Gemeinde, die Jesus wieder hören wollte, ausgesprochen hatten und er immer mit Ausflüchten gekommen war, musste er endlich den Ältesten versprechen, dass er am nächsten Sabbat Jesus bitten würde, wieder die Ansprache zu halten.

Am Sabbatmorgen war in Erwartung dessen, dass Jesus reden würde, die neue Synagoge, ein stattlicher, erst kürzlich eingeweihter Bau, schon längst vor dem Beginn des Gottesdienstes bis auf den letzten Platz gefüllt.

Als Jesus eintrat, bemerkte er am Eingang ein altes Frauchen, das ihm schon oft auf der Strasse begegnet war. Ihr Rücken war so gekrümmt, dass sie nicht aufrecht gehen und nicht aufsehen konnte. Trotzdem sie sich nur mühsam, auf zwei kurze Stöcke gestützt, fortbewegte, war sie immer unterwegs und liebte es, wenn man sie auf der Strasse ansprach. Jedermann war ihr gut, denn obwohl sie ihr Leiden schon seit achtzehn Jahren trug, hatte sie sich weder gegen Gott noch gegen Menschen verbittern lassen.

Des Gedränges wegen war sie an der Tür geblieben. Als Jesus sie bemerkte, nahm er sie mit hinein und hiess die Leute auf der ersten Bank zusammenrücken, um ihr Platz zu machen. So sass sie an der Ecke dem Katheder gegenüber.

Nach den Eingangsgebeten bat der Synagogenvorsteher Jesus, die Lektion zu lesen und die Ansprache zu halten. Die Gemeinde war ergriffen und man war dem Synagogenvorsteher dankbar, dass er Jesus wieder hatte reden lassen.

Als der Gottesdienst zu Ende war, erhob sich alles. Jesus musste beim Verlassen der Synagoge an dem Platz der Alten vorübergehen. Von seiner Freundlichkeit beschämt, war sie der Predigt aufmerksam gefolgt und tief bewegt. Als sie sich eben aus der Bank hinausschob, streifte sie Jesus, der vorüberging.

Da liess sie plötzlich ihre Krücken fallen und griff nach seiner Hand, um sie zu küssen.

Als Jesus die Alte an sich hängen fühlte, dachte er nicht mehr an Ort und Zeit und sah nur noch das Häufchen Unglück, das sich an ihn klammerte. Da kam es über ihn, wie damals am Teich Bezeta. Er vermochte der Regung des Erbarmens in seinem Herzen nicht zu widerstehen, legte die Hand auf den gekrümmten Rücken, bückte sich nieder und sagte zu der Alten:

„Sei los von deiner Krankheit".

Die Gemeinde, die schon zum Ausgang drängte, wurde plötzlich durch Rufe, die von den Vorderplätzen kamen, zurückgehalten.

„Seht nur, seht! .... sie steht .... ganz ohne Krücken."

Der Synagogenvorsteher hatte den Hergang kaum begriffen, da stand er auch schon vor der Alten, schob den Arm Jesu, an dem sie sich aufgerichtet hatte, beiseite und schrie sie mit hochrotem Antlitz an:

„Sechs Tage soll man arbeiten, da kommt und lasst euch heilen, nicht aber am Sabbattag!"

Der Vorsteher hatte sichtlich nicht den Mut, seinen Angriff gegen Jesus selbst zu richten. Mochte ihn unwillkürlich eine Scheu anwandeln oder fürchtete er, die Gemeinde gegen sich aufzubringen, er liess seine Empörung nur an dem Weibe aus.

Die Alte wusste nicht, wie ihr geschah. Sie hatte ja doch nichts getan und nicht einmal gedacht, dass sie zu heilen wäre. Am Sabbat in der Synagoge unversehens gesund zu werden, konnte doch kein Verbrechen sein. Doch nicht nur der Vorsteher, auch die

Schriftgelehrten der Stadt und die pharisäischen Gemeindeglieder, die um ihn standen, sahen sie strafend an, als hätte sie, wer weiss, was schändliches getan.

Hilflos und flehend warf sie einen Blick auf Jesus, der dem Vorsteher die Antwort nicht schuldig blieb.

„Du Heuchler", fuhr er ihn an, „jeder von euch löst am Sabbat seinen Ochsen und Esel von der Krippe und führt ihn an die Tränke. Und diese Tochter Abrahams, die der Satan schon achtzehn Jahre gebunden hat, sollte man am Sabbat nicht von ihrer Fessel lösen dürfen?"

Aufleuchtende Augen und kaum unterdrückte Beifallsrufe bezeugten Jesus, dass er die Mehrzahl der Gemeinde auf seiner Seite hatte. Der Synagogenvorsteher trat jetzt aus dem Weg. Jesus führte die Alte aus der Synagoge, und alles machte ihm voll Ehrfurcht Platz.

Obwohl der Synagogenvorsteher bei seinem Vorstoss die Person Jesu ganz aus dem Spiel gelassen hatte, blieb doch niemand im Zweifel, dass sein Zorneseifer sich nicht gegen die Kranke, sondern gegen ihren Arzt gerichtet hatte. Gleich in den nächsten Tagen lief er die Häuser der pharisäisch gesinnten Gemeindeglieder ab, um auszutragen, was er über Jesus aus Jerusalem erfahren hatte. Es gelang ihm auch, die Frommen gegen den „Sabbatschänder" einzunehmen. Aber die Ältesten und alles, was sich nicht zur strengen Richtung zählte, wollten nichts von seinen Hetzereien wissen. Der künstlich aufgebauschte Vorfall wäre schnell vergessen worden, wenn nicht Jesus bald den Frommen neues Ärgernis gegeben hätte.

Die Gemeinde von Kapernaum war seit der Zeit, als Galiläa von Judäa aus aufs neue kolonisiert worden war, in zwei Lager gespalten, die man als das judäische und galiläische bezeichnen kann. Der Synagogenvorsteher, der keine andere Richtung als die der Pharisäer gelten liess, hatte sein Möglichstes getan, um den vorhandenen Riss noch zu erweitern. Sogar der gesellige Verkehr zwischen den Lagern, die sich örtlich auf besondere Quartier verteilten, hatte auf sein Betreiben aufgehört.

Der Grad der Missachtung, die man sich zollte, kam in den Übernamen zum Ausdruck, mit denen Galiläer und Judäer sich bedachten. Unter sich nannten die Judäer die Galiläer nur „die Heiden" oder „die Sünder", wogegen diese die Judäer zum Entgelt „die Frommen", „die Gerechten", titulierten, nicht ohne zu verraten, wie wenig man von ihrem selbstgerechten Wesen hielt. Das Wort Sünder klang zwar jener Zeit nicht so entehrend, wie wir etwa meinen. Man hatte nichts Moralisches dabei im Sinn. Sünder nannte der Jude jeden Heiden, etwa wie der Moslem jeden Christen Giaur und Kafir schilt. Ein Heide mochte ein noch so ehrenwerter Mensch sein, war er ein Heide, so war er auch ein Sünder. Nun waren zwar die Leute von der galiläischen Partei keineswegs Heiden. Aber die Judäer liessen sie nicht als reine Juden gelten. Alle alteingesessenen galiläischen Familien standen unter dem Verdacht der Blutvermischung mit den Heiden. Dazu noch sprach man in Pharisäerkreisen allem, was nicht streng gesetzlich lebte, den Ehrennamen Juden ab. So war es nur ein kleiner Schritt, auch das gedankenlose Scheltwort „Sün-

der" allem, was nicht pharisäisch lebte, anzuhängen. Mit Vorliebe schalt man Sünder solche, die wie die Zollbeamten, beständig mit den Heiden zu verkehren hatten und, mit Recht oder Unrecht, in dem Rufe standen, dass sie heidnisch lebten.

In den alteingesessenen galiläischen Familien verkehrte auch Levi Alphäus Sohn, der Vetter Jesu, den man in Kapernaum Matthäus nannte. Da die Familie Jesu zur Partei der Frommen hielt oder wenigstens zu ihr gerechnet wurde, hatte Matthäus mit Rücksicht auf das Vorurteil, das gegen ihn als Zöllner nun einmal bestand, im Hause Jesu nicht verkehrt. Er wusste, dass der Umgang mit einem Sünder dem Ruf Jesu im Kreis der Frommen schaden würde. Zwar war er selbst für seine Pflichttreue und Unbestechlichkeit bekannt. Man rühmte ihm auch nach, dass er bemüht war, seinen Stand von schlechten Elementen, deren es natürlich gab, zu reinigen. Auch sonst besass er grosses Vertrauen bei seinen Mitbürgern. Die Kunst des Lesens und des Schreibens war in jenen Zeiten, wie noch heut im Orient, ein Vorzug weniger. Matthäus, als schreibkundiger Mann, war seinen Freunden gern zu Diensten und von jedermann geschätzt.

Auch Jesus hatte den Verkehr mit seinem Vetter bis jetzt gemieden. Er grüsste ihn verwandtschaftlich, so oft er ihm begegnete, er reichte ihm die Hand, wenn die Gemeinde nach dem Gottesdienst vor der Synagoge zusammenstand; aber er war weder in sein Haus gegangen, noch hatte er ihn eingeladen, in dem seinen zu verkehren.

In der Woche nach jenem Vorfall in der Synagoge

kam Jesus zufällig am Zollhause vorüber. Matthäus stand vor der Tür. Jesus grüsste ihn, ging auf ihn zu und sagte zu ihm: „Folge mir."

Matthäus, der schon lange wünschte, dass die Schranke zwischen ihnen fallen möchte, folgte Jesus in sein Haus und blieb den Abend bei ihm.

Seitdem verging kein Tag, an dem er nicht bei Jesus aus- und einging. Durch seine praktische Begabung und Rührigkeit machte er sich bald so nützlich, dass er nicht mehr zu entbehren war. Er kannte alle Verhältnisse im Land und hatte von seinem Amt her eine grosse Personenkenntnis. Um Jesus von dem Vorwurf zu befreien, dass er mit einem Sünder Umgang pflege, legte Matthäus seinen Dienst am Zollhaus nieder.

Der lebhafte Verkehr, den Jesus seit einiger Zeit mit den Erweckten pflog, die aus der Nähe und der Ferne kamen und im Hause Jesu einen Mittelpunkt der Taufbewegung sahen, nahm seine Zeit und Kraft von Tag zu Tage mehr in Anspruch. Ein Mitarbeiter genügte bald nicht mehr. Levi zog auch seine Brüder Jakobus und Thomas und seinen Neffen Judas Jakobus Sohn heran. Schon die Sorge für die vielen Armen, die sich unter den Taufgesinnten fanden, gab mehr zu tun, als aus der stillen Weise zu schliessen war, mit der man den Erweckten nachging.

Bald fanden auch frühere Kollegen und Freunde des Matthäus im Hause Jesu Zutritt. Zwar bedurfte es einiger Zeit, bis Maria ihr angeborenes Vorurteil gegen die neuen Gäste überwunden hatte. Doch als sie sah, wie nützlich sich Matthäus und die Vettern machten, und wie die neuen Freunde ihren

Sohn verehrten, verlernte sie es, unter Gerechten und Sündern einen Unterschied zu machen. Als sie die Sünder aus der Nähe kennen lernte, fand sie, dass diese Weltmenschen nicht nur an Herzensgüte, sondern auch an wahrer Gottesfurcht so manchen Frommen übertrafen.

Jesus Umgang mit den Sündern erregte im Pharisäerlager grosses Ärgernis. „Der Zöllner- und Sünderfreund," das war jetzt beim Synagogenvorsteher die stehende Bezeichnung Jesu. Bisher hatte die Lebensweise Jesu, die sich in nichts von der der andern wohlhabenden Familien der Gemeinde unterschied, niemandem Anstoss gegeben. Seit Jesus in das Gerede der Frommen gekommen war, begann man ihm aufzupassen. Man kontrollierte, wer bei ihm verkehrte. Selbst was im Haus gegessen und getrunken wurde, wusste man. Dass sich Arm und Reich an seinem Tisch zusammenfanden, nahm man auf beiden Seiten übel.

Die gereizte Stimmung im Lager der Gerechten bekam bald neue Nahrung.

Um recht vielen seiner alten Freunde und Berufsgenossen Gelegenheit zu geben, sich persönlich mit Jesus auszusprechen, veranstaltete Matthäus eines Tages ein grosses Gastmahl, zu dem auch Jesus kam. Das Gastmahl zog sich bis tief in die Nacht hinein. Die Folge war, dass eine Zeit lang in den Pharisäerkreisen von nichts anderem mehr, als von dem „Zöllnergelage" und der „Sünderschlemmerei" die Rede war. In Strömen sei der Wein geflossen, die Tische seien von der Last der Speisen fast gebrochen, so sagten die Lästerzungen, obwohl man selbst recht gern gut ass und trank. „Da haben wir's," sagte der

Vorsteher der Synagoge zu seinen Freunden, „ein Fresser und ein Weinsäufer!"

Jesus blieb es nicht verborgen, wie man über ihn dachte. Eines Tages kam es auf offener Strasse zu einem Auftritt. Einige von den Pharisäern machten sich hinter dem Rücken Jesu an seine Jünger heran und fragten sie so laut, dass es Jesus nicht überhören konnte:

„Warum esst und trinkt ihr mit den Zöllnern und den Sündern?"

Jesus wandte sich um und erwiderte an Stelle seiner Jünger:

„Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken."

Gegen diese Worte war nichts einzuwenden. So begnügten sich die Angreifer, ihm nachzuhöhnen: „Was will der Fresser und Weinsäufer?"

Als sie abgezogen waren, wandte sich Jesus zu seinen Jüngern um:

„Womit soll man diese Art vergleichen? Sind sie nicht wie Kinder, die auf dem Markt Hochzeit und Begräbnis spielen und einander zurufen: „Wir pfeifen und ihr tanzt nicht, wir klagen und ihr weint nicht." Johannes kommt, isst nicht und trinkt nicht, so sagen sie: Er ist besessen. Kommt einer isst und trinkt, so sagen sie: Der Fresser und der Weinsäufer, und rechtfertigen nur die Weisheit Gottes voreinander durch ihre Widersprüche."

Ohne Zutun Jesu hatte sich in Kapernaum die öffentliche Meinung über ihn gewandt. War er anfänglich zum Pharisäerkreise und zur judäischen Partei

gerechnet worden, so zählte man ihn jetzt den Galiläern zu und gab ihn für einen Freigeist und Verächter des Gesetzes aus.

Neben den Frommen und Sündern gab es noch ein drittes Element, das ausserhalb der beiden Lager stand. Es war die Unterschicht des Volkes, Lastträger, Tagelöhner, Fischerknechte, Landarbeiter und viel armes Volk, das heut nicht wusste, wovon es morgen leben sollte. Die religiösen Gegensätze zwischen dem Lager der Gerechten und der Sünder gingen nach ihrer Meinung nur die Reichen an. Die hatten Zeit genug, ihr Leben peinlich nach den Vorschriften der Pharisäer einzurichten, oder hatten Geld genug, das Leben heidnisch zu geniessen. Sie waren zu beiden nicht imstande, wollten es auch mit niemandem verderben. Von den Galiläern nahmen sie Arbeit, von den Judäern Almosen. Sie waren weder Sünder noch Gerechte und nannten sich die Armen, denn das waren sie.

Es ist begreiflich, dass der grösste Haufe der Erweckten aus der untersten und ärmsten Schicht des Volkes kam. Für diese Armen war die Kunde vom Gottesreich in Wahrheit eine Freudenbotschaft. Sie hatten nichts, was sie verlieren konnten und konnten nur gewinnen, wenn das Gericht das oberste zu unterst kehrte. Auch was sich in Kapernaum und in der Nachbarschaft zu Jesus hielt, war grössenteils solch armes Volk. Man muss zu ihrer Ehre sagen, dass sie sich nicht lästig machten. Sie begehrten keine Almosen von Jesus, wie von den Pharisäern. Was sie bei ihm suchten, war Trost der Seelen. Nur wenige wagten sich in Jesu Haus hinein. Doch, wenn er

ausging und am Strande wandelte, oder wenn er am Sabbatnachmittag mit seinen Jüngern durch die Felder streifte, das war ihre Zeit. Da hängten sie sich haufenweise an seine Fersen, um ihm zuzuhören und sich der Tage der Erquickung, die im Reich Gottes für sie kommen sollten, schon im voraus zu erfreuen.

Jesus liebte es, auf solchen Gängen, wo etwa eine Gruppe alter Bäume Schatten gab oder ein Quell zum Rasten einlud, die Jünger um sich zu versammeln und zu den Leuten, die sich ihm angeschlossen hatten, frei zu reden. Da diente ihm ein Feldstein zum Katheder und grüne Zweige wölbten sich zu einem Synagogendache.

Eines Sabbats, als in gewohnter Weise ein Haufe armes Volk ihm folgte, schlossen sich Pharisäer dem Zuge an. Es stand ja jedem frei, denselben Weg zu gehen wie Jesus. Als man die Kornfelder durchstreifte, wurden die Pharisäer darauf aufmerksam, dass die Armen nach den Ähren griffen, die ihnen so nah am Munde hingen. Sie rissen die Halme aus und rieben die Ähren zwischen den Händen, um dann die unreifen Körner zu verzehren. Sie hatten Hunger und füllten mit der schmalen Kost den leeren Magen. Dagegen war nichts einzuwenden. Das Gesetz Moses räumte den Armen manche Freiheit ein.

Aber es war Sabbat. Mit bösem Willen konnte man das Reiben der Ähren zwischen den Händen als verbotene Arbeit deuten.

Jesus war stehen geblieben, um unter Bäumen, die breiten Schatten gaben, seine Jünger und das arme Volk um sich zu sammeln. Da bemerkte er, dass die Pharisäer, die sich dem Zuge angeschlossen hatten,

mit den Jüngern in Streit geraten waren. Auf die Frage, was es gäbe, kamen die Pharisäer selbst heran und sagten, auf die unschuldige Beschäftigung der Armen weisend:

„Siehst du nicht, dass sie am Sabbat tun, was verboten ist?"

„Was?" fragte Jesus höchst erstaunt.

„Sie tun Erntearbeit und dreschen mit den Händen."

Wenn Jesus etwas in Harnisch bringen konnte, waren es solche nichtsnutzigen Rabbulistereien. Aber er hielt an sich und erwiderte:

„Habt ihr nicht gelesen, was David tat, als ihn und seine Gefährten hungerte? Wie er in das Haus Gottes ging und die Schaubrote nahm und ass und seinen Gefährten davon gab. Wenn ihr verstündet, was das heisst: Ich will Barmherzigkeit, nicht Opfer, dann würdet ihr die Unschuldigen nicht verurteilt haben."

„Es ist Sabbat," erwiderte einer der Pharisäer.

Jesus sah ihn voll Unmut an:

„Der Sabbat ist des Menschen wegen da und nicht der Mensch des Sabbats wegen. Also ist der Mensch Herr über den Sabbat."

Der Pharisäer zog ein Täfelchen aus seinem Gürtel, um sich die Worte aufzuschreiben. Dann verbeugte er sich, wie um den Ausspruch Jesu zu quittieren, und zog mit seinen Leuten ab. Sie triumphierten. Nun hatte Jesus seine Sabbatschänderei auf eine Formel gebracht.

Auf dem Rückweg in die Stadt traf Jesus einen Mann, der auf dem Feld arbeitete. Er mochte die Woche über verhindert sein, etwas an seinem Acker-

stück zu tun. Not und Armut waren ihm auf dem Gesicht geschrieben. Aber Jesus missfiel es, dass der Mann, kaum dass er sich bemerkt sah, seinen Spaten zu verbergen suchte.

Er sprach ihn an:

„Mann, wenn du weisst, was du tust, wohl dir; wenn aber nicht, bist du verdammt und ein Übertreter des Gesetzes".

Der Mann mochte bei sich selbst entscheiden, ob er mit gutem oder bösem Gewissen handelte. Aber er ging hin und trug die Mahnung Jesu in einer Weise aus, als ob Jesus aller Welt das Arbeiten am Sabbat anbefohlen habe.

Dies und noch manches andere wurde dem Synagogenvorsteher zugetragen. Er bebte vor Zorn. So konnte es nicht weitergehen. Dem Sabbatschänder musste man das Handwerk legen. Doch wie war dem Frevler beizukommen? Was Jesus unter seinen Jüngern tat und redete, so viel auch davon herumgesprochen wurde, dafür fehlten die Zeugen. Zu Anklagen wegen Gesetzesübertretung vor dem Sanhedrin waren zwei Zeugen erforderlich, die ihre Aussagen beschwören konnten. Hätte er doch damals, als die ganze Gemeinde Zeuge der verbotenen Sabbatheilung war, statt sich nur an die Frau zu halten, Jesus selbst zur Rechenschaft gezogen. Jetzt noch darauf zurückzukommen, war nicht möglich. Man musste Jesus noch einmal in die gleiche Lage bringen und ihn vor Zeugen auf frischer Tat ertappen.

Als am nächsten Sabbat Jesus die Synagoge betrat, stand der Synagogenvorsteher in der Tür und

lud ihn höflich ein, er möchte der Gemeinde heute wieder die Schrift auslegen. Jesus wusste sich die Freundlichkeit des Vorstehers nicht zu erklären, sagte aber zu. Als er das Katheder einnahm, bemerkte er, dass auf dem Platz, auf dem an jenem Sabbat die verkrümmte Frau gesessen hatte, ein stadtbekannter Bettler sass. Er hatte eine verdorrte Hand und hielt sie auch hier so vor sich hin, als ob er an einer Strassenecke sässe und bettelte.

Die Absicht der Postierung des Kranken auf dem Platz vor dem Katheder war zu offenkundig, als dass sie Jesus hätte übersehen können. Kein Zweifel, der Synagogenvorsteher wollte ihm eine Falle stellen. Die Gemeinde, die die Absicht merkte und auf den weiteren Verlauf gespannt war, war so aufgeregt, dass selbst Jesus kaum die Hörer durch seine Rede fesseln konnte.

Als er nach dem Segen vom Katheder herabstieg, blieb die Gemeinde sitzen. Alles reckte die Köpfe nach dem Platz hin, wo der Mann mit der verdorrten Hand sass.

Jesus war nicht im Zweifel, was hier Gottes Wille war.

Er blieb vor dem Katheder stehen und herrschte den Bettler an: „Steh auf und tritt vor."

Dann, mit einem Blick voll Zornes auf den Synagogenvorsteher: „Soll man am Sabbat Gutes tun oder Böses?"

Der Synagogenvorsteher sah nach der Wand hin und blieb die Antwort schuldig.

Ein Schatten von Trauer überflog das Antlitz Jesu. Dann sprach er zu dem Bettler:

„Strecke deine Hand aus!"

Kaum war das Wort gesprochen, so durchfuhr ein Schauder des Entsetzens die Versammlung. Aus des Bettlers Kehle kam ein Freudenschrei, so durchdringend, dass alles unwillkürlich zusammenfuhr. Die verdorrte Hand bewegte sich. Die steifen Finger wurden biegsam. Die kranke Hand faltete sich mit der gesunden. Mit ausgereckten Armen lag der Bettler vor Jesu auf den Knieen.

Der Unwille über den Synagogenvorsteher, der jetzt zum Ausbruch kam, war so bedrohlich, dass es ihm rätlich schien, durch eine Hinterpforte zu entschlüpfen. Der Eindruck war darum so überwältigend, weil alle die Tat Jesu mit grösster Spannung erwartet hatten. Selbst von den Pharisäern schienen manche sich der Bosheit ihres Vorstehers zu schämen.

Seit diesem Tage wurden öfters Kranke in Jesu Haus gebracht, dass er ihnen die Hand auflegen und für sie beten sollte.

Der Synagogenvorsteher machte sich nichts daraus, dass die so schamlos provozierte Sabbatheilung Jesu Ansehen mehrte und ihm selbst Verachtung und Gelächter eintrug. Gelassen setzte er sein Protokoll auf, führte die Zeugen, die bereit waren, den Hergang zu beschwören, mit Namen auf und sandte das sorgfältig stilisierte Schriftstück sammt allem anderen Material, das er gesammelt hatte, an seine geistlichen Berater nach Jerusalem. Nach seiner Meinung waren die Beweisstücke vernichtend. Wie enttäuscht war er, als er den Bescheid zurückerhielt, das Berichtete, obwohl betrübend, sei nicht ausreichend, um eine Klage gegen Jesus anhängig zu machen. Da sei der Vorfall mit dem Matratzenträger doch weit be-

lastender gewesen. Er wisse doch, dass die Sadduzäer in der Sabbatfrage selbst nicht taktfest seien und Prozesse wegen krontroverser Fragen ablehnten. Gleichwohl müsse gegen Jesus vorgegangen werden. Da es ihm nicht gelungen sei, die nötigen Beweise für die Gefährlichkeit des Nazoräers beizubringen, so habe man beschlossen, eine Kommission von Schriftgelehrten nach Kapernaum zu senden, die den Fall untersuchen werde.

Der Synagogenvorsteher war sehr erbost ob dieser Antwort. Man wolle ihm, dem Provinzialen, nur nicht die Ehre lassen, einen so wichtigen Fang zu tun. Gleichwohl schrieb er mit süssen Worten an die Kollegen aus Jerusalem, dass ihm die Kommissare herzlich willkommen wären; er bäte sie, in seinem Hause abzusteigen. Zugleich nahm er sich vor, die Zwischenzeit zu nützen, um den Jerusalemern womöglich noch zuvorzukommen. Vorgänge im Lager der Johannesjünger lenkten ihn auf eine neue Spur.

Nach der Gefangennahme des Johannes hatten die Täuferjünger geraume Zeit darauf gewartet, dass den König die Strafe Gottes für seine Missetat ereilen und ein Befreier für ihren Meister aufstehen möchte. Einige, die davon wussten, dass der Täufer Jesus als den kommenden Messias bezeichnet hatte, schauten nach ihm um Hilfe aus. Als sie aber sahen, dass er seine Tage ruhig in Kapernaum verbrachte und nichts zur Rettung ihres Meisters tat, waren sie aufs bitterste enttäuscht.

Mit Besorgnis sahen die Johannesjünger, wie sich die Masse der Erweckten von dem Täufer abzuwen-

den anfing. Böswillige Gerüchte über das Leben des Gefangenen am Hofe trugen dazu bei. Man wollte wissen, dass der Täufer in seiner Haft ein üppiges und sorgenloses Leben führe, an des Königs Tafel speise, sein Derwischkleid mit Hofgewändern vertauscht habe, ja, dass er des Königs Freund sei und ihm nach dem Munde rede.

Erschrocken über den Wankelmut der Menge und betrübt durch solche Lästerreden, beschlossen die Getreuen nicht länger die Hände in den Schoss zu legen und sich selbst um die Befreiung ihres Meisters zu bemühen. Sie riefen einen grossen Haufen ihrer Anhänger zusammen, begaben sich nach Tiberias, zogen vor den Palast des Königs und überreichten in aller Demut eine Schrift, in der sie baten, dass Herodes den Propheten in Freiheit setzen möchte. Der König, über diese Dreistigkeit ergrimmt, liess die Menge durch seine Reiter auseinandertreiben und beantwortete am nächsten Tag das Bittgesuch damit, dass er den Täufer von Tiberias nach Machärus, einer Festung an der Grenze von Arabien, überführen liess und obendrein Befehl gab, dass der Gefangene nicht mehr wie ein Mann von Stande, sondern wie ein Aufrührer zu behandeln sei.

Die Johannesjünger waren verzweifelt. Die Menge der Erweckten wandte sich von ihnen ab und setzte ihre Hoffnung auf Jesus, der weit und breit der einzige war, der als Erbe des Propheten und Führer der Taufbewegung in Frage kam. Auch den Täuferjüngern blieb jetzt kaum eine andere Wahl, wenn sie an Gottes Sache nicht verzweifeln wollten, als sich an Jesus anzuschliessen. Aber der Bedenken, die man

gegen Jesus hatte, waren so viele und so ernstliche, dass es darüber zu lebhaften Auseinandersetzungen unter ihnen kam.

Bis dahin hatte man es in den Täuferkreisen als selbstverständlich angesehen, dass alle, die auf das Reich Gottes warteten, der Welt den Rücken kehren müssten. Der Glaube, dass der Täufer von Gott gesandt sei, ruhte nicht zum geringsten auf dem Eindruck, den die Lebensweise des heiligen Mannes auf die Einbildungskraft des Volkes machte. Die völlige Enthaltsamkeit und Abgestorbenheit für alle Weltgenüsse hatte sein Prophetentum beglaubigt. Seine Bedürfnislosigkeit war ein lebendiger Vorwurf gegen die Üppigkeit der Reichen. Armut und Heiligkeit schienen dieser Denkungsweise so verschwistert dass Reichtum und Besitz schon durch sich selbst vom Reich Gottes ausschliessen mussten. So hatte auch das arme Leben des gottgeweihten Mannes in den Kreisen der Taufgesinnten Nachahmung gefunden. Man verachtete die Arbeit und gab sich einem schwärmerischen Treiben hin. Nachtwachen, endloses Beten und ekstatische Verzückungen sollte die Seelen für den Eingang in das Gottesreich bereiten.

Nun war es offenkundig, dass Jesus mit dieser schwärmerischen Frömmigkeit so gut wie nichts gemein hatte. Niemand war ihm in den Versammlungen der Heiligen begegnet. Niemand hatte ihn öffentlich beten hören. Niemand hatte ihn fastend oder verzückt gesehen. Er ass und trank wie andere, kleidete sich und wohnte wie ein Reicher. Der Heilige war ihm nicht anzusehen. Es war ein anderer Geist in ihm als in dem Täufer.

Eines Tages besprachen sich die Johannesjünger und sandten zwei aus ihrer Mitte in Jesu Haus, um ihn ganz offen wegen des weltförmigen Lebens, das er und seine Jünger führten, zur Rede zu stellen.

Sie trafen Jesus inmitten einer Zahl von Gästen. Als sie eintraten, sass man noch zu Tisch. Jesus lud sie ein, am Mahle teilzunehmen. Demütig nahmen sie am Tische Platz, weigerten sich aber von den Speisen und Getränken etwas anzurühren. Nach den Gründen ihrer Enthaltsamkeit befragt, kamen sie offen mit ihren Vorwürfen heraus:

„Warum fasten deine Jünger nicht und warum halten sie keine Gebetsversammlungen?"

Die Gäste stellten Becher und Schüssel aus der Hand, gespannt darauf, was Jesus antworten würde. Auch sie empfanden im Grunde ihres Herzens das weltfremde Leben der Johannesjünger als einen höheren Grad von Heiligkeit. Mit heiterm Ernst erwiderte Jesus den Abgesandten:

„Wie können die Hochzeitsgäste fasten, so lange der Bräutigam bei ihnen ist? — Niemand setzt einen Lappen von neuem Tuch auf ein altes Kleid, sonst sticht der neue Flicken nur noch mehr vom alten ab. Man tut auch nicht neuen Wein in alte Schläuche; sonst zerreisst der Wein die Schläuche, und der Wein kommt um."

Die Täuferjünger trauten ihren Ohren nicht. Sprach Jesus so von ihrem heiligen Leben? Hiess das nicht spotten über ihre Frömmigkeit? War ihr Fasten, Büssen, Beten, waren ihre Ekstasen und Verzückungen in seinen Augen nichts als Flicken oder alte Schläuche? Sollten sie das Vorbild eines heiligen

Lebens, das der Täufer ihnen gab, verwerfen und sich wieder mit der Welt beflecken? War jetzt im Angesicht des Weltgerichts die Zeit, zu feiern? Durfte man die Tage der grossen Trübsal, die schon angebrochen waren, wie ein Hochzeitsfest verbringen?

Die Täuferjünger hatten genug gehört. Ohne unhöflich zu werden, benutzten sie den ersten Anlass, um sich zu entfernen. Als sie draussen waren, atmeten sie auf, froh, dass sie einem Kreis entronnen waren, der ihnen tiefstes Unbehagen einflösste.

Als sie zu den Ihren kamen und von ihrer Aufnahme berichteten, teilte die Mehrzahl der Johannesjünger ihre Meinung, dass man nichts mehr von Jesus zu erwarten habe. Eine Minderheit äusserte Widerspruch. Einer der Jünger, die in den letzten Tagen, als Johannes noch in Änon taufte, um ihn waren, wurde durch die Antwort Jesu an ein Täuferwort erinnert, das er selbst aus seinem Mund gehört hatte: „Wer die Braut hat, ist der Bräutigam." So hatte der Täufer in feierlichem Ton gesagt und von sich selbst als von dem „Freund des Bräutigams" gesprochen. Wenn Jesus wirklich der Messias war, war dann nicht Hochzeitstag für Israel? Musste dann nicht alles Fasten und Kasteien ein Ende haben und ein Freudenfest anheben? War nicht der Sinn des Fastens, dass man um die verlorene Freiheit trauerte? Wenn die Tage der Erlösung angebrochen waren, hatte Jesus dann nicht Recht?

Nach langem Streit beschloss man, die Entscheidung des Täufers anzurufen und ihm die Frage vorzulegen, was man von Jesus, nach allem Ärgerniss, das er gegeben hatte, halten solle.

So lange der Täufer in Tiberias war, hatte niemand zu ihm gelangen können. Jetzt hoffte man Zutritt zu dem Gefangenen zu finden. Der Gefängnismeister von Machärus war ein Taufgesinnter.

Der Synagogenvorsteher hatte alle Bewegungen im Lager der Taufgesinnten aufmerksam verfolgt. Seine Späher hatten ihm auch von der Verhandlung zwischen Jesus und den Täuferjüngern Mitteilung gemacht. Dass Jesus früher mit der Taufbewegung in Verbindung stand, war ihm bekannt. Er wusste von den Parteihäuptern in Jerusalem, dass Johannes Jesus zum Messias ausersehen hatte. Seitdem der Täufer im Gefängnis verschwunden war, hielt man in Jerusalem die Taufbewegung für erloschen. Das Feuer der messianischen Empörung war im Keim erstickt. Auch Jesus war augenscheinlich durch das Schicksal des Johannes eingeschüchtert und hatte den Versuch, das Werk des Täufers fortzusetzen, aufgegeben. So war man in Jerusalem beruhigt. Der Synagogenvorsteher aber hatte den Argwohn, dass sich Jesus mit geheimen Plänen trage, noch nicht aufgegeben. Da er Jesu Lebensweise aufmerksam verfolgte, stand er unwillkürlich unter dem Eindruck, dass ein Mann mit solchen seelischen Gewalten, dessen Einfluss, ohne dass er darum warb, von Tag zu Tage wuchs, sich grosse Ziele stecken müsse. Gleichwohl hatte er bis dahin nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür gewonnen, dass Jesus nach der Krone strebe. Erst die Unruhe unter den Täuferjüngern, die seit der Überführung nach Machärus wieder von sich reden machten, gab ihm neue Witterung.

Einstweilen liess der Synagogenvorsteher seinen Ingrimm an den kleinen Leuten und den Armen aus, die sich zu Jesus und dem Täufer hielten. Er suchte sie um ihr Brot zu bringen. Auf sein Betreiben wurde der ganze Anhang Jesu von den judäischen Gemeindegliedern aus dem Dienst entlassen. Die Handwerker bekamen keine Arbeit mehr. Die Almosen der Synagoge flossen den Armen nur noch zu, wenn sie sich ausdrücklich von Jesus und dem Täufer lossagten. Die Folge war, dass Not und Mangel in den Familien der Erweckten einriss.

In denselben Tagen gingen im Galiläerviertel von Kapernaum seltsame Dinge vor. Unter den Reichen brach eine Erweckung aus. Einer der Vornehmsten, der, nicht nur im Pharisäersinne, ein arger Sünder gewesen war, ging in sich und bekannte öffentlich, was er vor Gott und Menschen unrechtes getan hatte. Er liess sich taufen und riss viele mit sich. Leute, auf die die Frommen nicht ohne Grund mit Fingern wiesen, kehrten auf den Weg der Gerechtigkeit zurück. Kaufleute, Offiziere, Zollbeamte, die sich um kein Gesetz gekümmert hatten, erschienen wieder in der Synagoge. Wenn sie auch die Frommen mieden, so bezeugte doch ihr Leben, dass sie willens waren, mit dem Glauben Ernst zu machen und die Gebote des Gesetzes zu erfüllen. Unrechtes Gut wurde zurückerstattet, auch der Armen nahm man sich an. Niemand konnte an der Aufrichtigkeit der Bekehrung dieser Sünder zweifeln. Ebenso war es offenkundig, dass die Erweckung im Galiläerviertel auf den Einfluss Jesu zurückzuführen war.

Schon bei dem Gastmahl im Hause des Matthäus hatte Jesus viele angezogen. Je mehr er dann durch die Intrigen des Synagogenvorstehers bei den Gerechten in Verruf gekommen war, um so mehr gewann er bei den Sündern. Durch den Verkehr mit Jesus wurde ihr Gewissen aufgeweckt. Sie überzeugten sich, dass sie für ihre heidnische Moral und ihre Gesetzesübertretungen an ihm keinen Rückhalt hatten. Verwarf er auch die Übertreibungen der Pharisäer und ihre Zusätze zum geschriebenen Gesetz, so bestand er doch darauf, dass man sich den Geboten Gottes zu unterwerfen habe. Grade die Überfrommen hatten den Galiläern das Gesetz verleidet. Nun sahen sie an Jesus, dass der Gehorsam gegen das Gesetz die Freiheit des Gewissens nicht berühre, und dass die vernünftigen Forderungen, die das Leben stellt, mit den Geboten Gottes wohl vereinbar seien. Die Vorwände, mit denen sie den Abfall vom Gesetz bei sich entschuldigt hatten, waren hinfällig geworden. Als nun die Bekehrung eines ihrer Angesehensten das Eis gebrochen hatte, gaben viele Gott die Ehre und schlossen sich an die Erweckten an. Über Nacht war die schon eingeschlafene Taufbewegung wieder aufgewacht. Da der Täufer im Gefängnis war, kam man zu Jesus. Viele liessen sich von ihm und seinen Jüngern taufen.

Der Vorsteher der Synagoge war ganz ausser sich, dass diese Pest der Täuferei, die seit der Gefangennahme des Täufers fast verschwunden war, nun gar in seiner Stadt grassierte. Das also wollten die Auserwählten Gottes sein! Diese Sünder! Diese Heiden! Dieses Volk, das vom Gesetz nichts weiss! Kein

Frommer unter ihnen, kein Gerechter, kein Schriftgelehrter, Pharisäer, Priester! Es war die höchste Zeit, den Anstifter von diesem Unfug aus dem Weg zu räumen.

Eines Tages ging er nach Tiberias. Dort suchte er den ihm bekannten Obersten der Leibwache des Königs auf. Er legte ihm seine Protokolle über Jesus vor und erzählte von den letzten Vorkommnissen. Dann machte er geheimnisvolle Andeutungen, er sei Umtrieben auf der Spur, die aufzudecken ihn der Sanhedrin beauftragt hätte. Er habe jetzt alle Fäden in der Hand. Es gingen Boten zwischen Jesus und dem Täufer hin und her, um den Umsturz der Regierung ins Werk zu setzen. Auch die Demonstration vor dem Palast des Königs sei vermutlich von Jesus angestiftet worden. Bei dem Fanatismus der Taufgesinnten müsse man darauf gefasst sein, dass das Feuer des Aufruhrs, das überall unter der Asche glimme, über Nacht ausbrechen könne. Er bäte, seine Protokolle dem König vorzulegen und ihm klar zu machen, dass die Nazoräersekte, die in Jesus ein neues Haupt gewonnen habe, für Staat und Kirche höchst gefährlich sei.

Als der König die Protokolle des Synagogenvorstehers flüchtig durchgesehen hatte, brauste er auf und warf dem Obersten die Blätter vor die Füsse. Mit solchen Pharisäerzänkereien möge man den Sanhedrin bedienen, nicht ihn. Das fehlte noch, dass er dem bigotten Synagogenvorsteher Polizeidienste leistete. Von den Betbrüdern sei nichts zu fürchten. Sollte aber jemand wagen — und dabei setzte er sich in Positur — die Ehre seines Hauses anzu-

tasten, so werde er das Gesindel ins Verliess befördern.

Der Synagogenvorsteher musste sich überzeugen, dass er mit seinen Protokollen bei Herodes nicht mehr Glück hatte als beim Sanhedrin. Doch aus der Antwort war zu lernen. In Sachen seiner Familienehre war der König reizbar. Wenn man beweisen konnte, dass Jesus in der Frage der Ehescheidung mit dem Täufer einer Meinung sei, so konnte ein unbedachtes Wort genügen, ihm den Hals brechen.

Der Synagogenvorsteher entwarf jetzt seinen Plan. Er bat den Obersten gelegentlich mit seinen Leuten nach Kapernaum zu kommen. Er werde in ihrer Gegenwart Jesus auf dem Markte über die Scheidungsfrage zur Rede stellen lassen.

Der Oberste der Leibwache war einverstanden.

Es war ein schöner Sommertag, als die beiden Abgesandten der Täuferjünger nach Machärus kamen. Die Sonne, die hoch am Himmel stand, warf ihr goldenes Licht in die Tiefe des Burghofes hinab. Der Kerkermeister hatte nach mancherlei Bedenken dem Gefangenen erlaubt, für ein Stündchen seinen Kerker zu verlassen und sich auf dem Burghof zu ergehen. Als die Jünger in den Hof gelassen wurden, fanden sie den Gefangenen, mit einer Kette an den Händen, traurig auf dem Rand des Brunnens sitzen. Der Täufer begrüsste wehmütig seine alten Freunde und hörte aufmerksam ihrem Berichte zu. Sie begannen von Jesus zu erzählen, von seiner Untätigkeit, von seinem weltförmigen Leben, von ihrem Besuch bei ihm und von den hässlichen Vergleichen,

mit denen er die Lebensweise der Heiligen verspottet hatte.

Immer schwerer sank dem Täufer das Haupt herab. Immer trostloser starrten seine Blicke auf die Fliessen des Gefängnishofes. Sollte er sich getäuscht haben in dem Davidssohn? Sollte seine grosse Hoffnung mit ihm zu Grabe gehen? Er blickte auf zu Gott, seufzte und versank in tiefes Sinnen. Er gedachte an die Jordantage, an die Stunde in der Hütte, an die Taufe Jesu und an den Augenblick, da er den Geist auf Jesus hatte kommen sehen.

„Über den du sehen wirst den Geist kommen und auf ihm bleiben, der ist es."

Als er den Gottesspruch sich wiederholte, blieb er an den letzten Worten — „und auf ihm bleiben" — hängen. Noch niemals hatte er bisher darauf geachtet, dass da nicht nur vom „kommen", sondern auch vom „bleiben" die Rede war.

Wie, wenn der Geist auf ihn gekommen und wieder von ihm gewichen war?

Es war die schwerste Stunde seines Lebens. Hatte der Erwählte sich der Berufung Gottes unwürdig erwiesen, was dann? Er wollte den Gedanken nicht zu Ende denken. Nein, aus keinem andern als aus Jesu eigenem Munde wollte er das Urteil hören, das den Erwählten Gottes aus dem Buch des Lebens strich. Mochte auch Jesus fehl gegangen sein, noch war es nicht zu spät, dass ihn der Täufer zu seiner Pflicht zurückrief. War er zuvor ihm Wegbereiter, jetzt musste er ihm Mahner und Warner sein.

Der Täufer erhob sich und legte seine von der Kette beschwerten Hände auf die Schultern seiner Jünger:

„Geht zu Jesus und sagt zu ihm: Johannes sendet uns zu dir und lässt dich fragen: Bist du, der kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?"

Dann küsste er die Jünger auf die Stirn und entliess sie mit seinem Segen.

Als die Johannesjünger nach Kapernaum kamen, hörten sie bei ihren Leuten von der Erweckung, die inzwischen im Galiläerviertel ausgebrochen war. Sie waren auf seltsames gefasst. Als sie aber in Jesu Haus eintraten, wären sie fast zurückgeprallt. Da sassen mitten unter den Armen und Erweckten Männer aus den reichsten Familien der Stadt, vornehme Galiläer, die als gottlos verschrieen waren und durch ihren Lebenswandel bei allen Frommen Ärgernis verursacht hatten. Bescheiden sassen sie mit geringen Leuten auf derselben Bank. Wer nicht wusste, welche Wunder von Bekehrungen hier stattgefunden hatten, hätte seinen Augen nicht getraut und Jesus nicht verziehen, dass er so verrufene Leute in seinem Hause duldete.

Als Jesus die Johannesjünger eintreten sah, liess er die Ehrenplätze zu seinen Seiten freimachen und lud die Boten ein, neben ihm Platz zu nehmen. Sie begannen zu erzählen, wie sie den Täufer angetroffen hatten. Sie schilderten den öden Gefängnishof, beschrieben, wie abgezehrt und gramvoll der Täufer dagesessen hatte. Das Feuer seiner Augen war erloschen; die Kette schien ihn in das Grab hinabzuziehen.

Mit tiefem Anteil hörte Jesus den Bericht der Boten an.

Als die Johannesjünger sich jetzt in der Menge der Erweckten umblickten, kam sie ein Zweifel an,

ob sie vor so viel Ohren die Messiasfrage zur Sprache bringen sollten. Erst als Jesus sie befragte, ob er sich nicht mit dem Täufer in Verbindung setzen könne, fühlten sie, dass sie nicht länger schweigen durften.

Sie erhoben sich und richteten mit feierlichen Ernst die Botschaft, die ihnen der Täufer aufgetragen hatte, aus:

„Johannes sendet uns zu dir und lässt dich fragen: Bist du, der kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?"

Die Stille, die jetzt eintrat, beklemmte allen Versammelten den Atem. Schon lange ging bei den Erweckten die Rede um, der Täufer habe seinem engsten Jüngerkreise das Geheimnis anvertraut, dass Jesus der Messias sei. Obwohl nun Jesu eigenes Verhalten diesem Glauben keinerlei Nahrung gegeben, ja mit ihm in Widerspruch gestanden hatte, war das Gerücht doch nicht verstummt. Was der Täufer jetzt von Jesus forderte, war nichts geringeres, als dass er öffentlich erklären solle, ob er der Messias sei. Die Enthüllung, die man zu erwarten hatte, musste das Dunkel wie ein Blitz zerreissen.

Seltsamerweise war in Jesu Mienen nichts von solcher Spannung zu entdecken. Nicht einmal ungelegen schien die Frage des Täufers ihm zu kommen.

„Ihr kennt die Schrift," begann er, „und wisst, was der Prophet Jesajas von den Tagen der Erlösung schreibt:

„Alsdann werden der Blinden Augen aufgetan,
Die Ohren der Tauben werden geöffnet werden,
Die Lahmen werden löcken wie ein Hirsch,
Die Stummen werden in Lob ausbrechen."

Dabei schweifte der Blick Jesu über seine Gäste hin und haftete an dem und jenem von den Sündern. Da sassen sie, die noch vor kurzem wie mit Blindheit geschlagen waren, deren Ohren gegen Gottes Wort verschlossen waren, die stumm blieben beim Lobpreis Gottes, die, tot in ihren Sünden, nun aus ihren Gräbern auferstanden waren. Dann fuhr Jesus fort:

„Geht und verkündigt Johannes, was ihr seht und hört. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird die Botschaft vom Gottesreich verkündet — und wohl dem, der sich nicht an mir ärgert."

Die Johannesjünger hatten Jesus, als er sich unter seinen Gästen umsah, wohl verstanden. Jetzt blickten sie sich fragend an. Sollte dies die Antwort auf ihre Botschaft sein? Die Wunder der Bekehrung, deren lebendige Beweise in ihrer Mitte sassen, waren gewiss ein Zeugnis, dass das Feuer, das Johannes angezündet hatte, noch nicht erloschen war. Aber, was Jesus selbst betraf, sollten die Worte, die er zuletzt noch hingeworfen hatte, sollte das alles sein, was Jesus über sich selbst dem Täufer mitzuteilen hatte? Wollte er überhaupt nichts vom Messias wissen? Oder hatte ihn des Täufers Mahnung, die in ihrer Botschaft lag, verletzt? Auch davon war in der gelassenen Stimmung Jesu nichts zu merken. Mit einer zweideutigen Wendung war er der Messiasfrage ausgewichen.

Als die Täuferjünger sahen, dass die karge Antwort Jesu alles war, was sie dem Täufer auszurichten hatten, erhoben sie sich ehrerbietig und verliessen, von Jesus bis zur Tür geleitet, die Versammlung.

Jesus kannte des Täufers grosse Seele. Was dessen

Jünger zu wenig dünkte, sagte dem Täufer viel, sagte ihm genug, um sein Vertrauen aufzurichten und ihm die Last der Ketten zu erleichtern.

Als sich Jesus wieder an seinen Platz begab, fühlte er deutlich, dass seine Worte an den Täufer missverstanden worden waren. So feine Ohren hatten selbst seine Jünger nicht, dass sie den Anspruch des Vertrauens, den er erhob, gerade als Ausdruck seines Vertrauens empfunden hätten. Unbefriedigt von seiner Antwort, die die Hauptsache umging, hatten die Versammelten aus seinen Worten nichts anderes herausgehört, als dass er sich als Erben des Täufers fühlte und den Gefangenen seinem Schicksal überliess. Es lag ein Druck auf allen. Jesus empfand, dass er das Andenken des Täufers gegen die Missachtung der Taufgesinnten schützen müsse. Hatten nicht alle, die hier versammelt waren, dem grossen Mann ihr Bestes zu verdanken? War nicht er selbst durch des Täufers Sendung zu seinem Werk berufen worden? Stand nicht das ganze Zeitalter im Zeichen der Johannestaufe?

Es war ein grosser Augenblick, als Jesus sich erhob, um vor den Taufgesinnten eine Schuld der Dankbarkeit und Ehrerbietung an den Herold des Gottesreiches abzutragen:

„Was dünkt euch von dem Täufer? — Was seid ihr an den Jordan hinausgegangen? — Wolltet ihr ein Rohr sehen, dass im Winde hin und herschwankt? — Oder, was seid ihr hinausgegangen? — Wolltet ihr einen Menschen sehen, der Hofgewänder trägt? — Seht, die Hofgewänder tragen, sind in der Könige Palästen. — Oder was seid ihr hinausgegangen? —

Wolltet ihr einen Propheten sehen? — Ja, ich sage euch, der mehr ist als ein Prophet. Denn unter allen, die vom Weib geboren sind, ist keiner grösser, als der Täufer, — doch ein geringerer wird grösser sein als er in Gottes Reich.

„Das Gesetz und die Propheten reichen bis auf Johannes, und wenn ihr wollt, er ist der Elias, der kommen soll. Denn seit des Täufers Tagen wird die Botschaft vom Gottesreich verkündet, mögen auch Gewaltmenschen sie unterdrücken wollen. Wahrlich, ich sage euch, eher wird Himmel und Erde vergehen, als dass die vom Gesetz und den Propheten vorbestimmte Zeit vorübergehe, ohne dass alles, was geschehen soll, geschieht. Wer Ohren hat zu hören, der höre."

Stand nicht in dieser Stunde das Reich Gottes an der Pforte der Äonen, als lausche es den Worten Jesu und warte nur eines Winkes, um über die Schwelle der Erfüllungszeit zu treten? War der Elias, der dem Gericht vorhergehen sollte, schon gekommen, war seine Uhr — wie bald schon? — abgelaufen, so war die Stunde der grossen Zukunft da.

Auch im Hause Jesu hatten die Wände Ohren. Schon am nächsten Tag erfuhr der Synagogenvorsteher, dass Jesus den Gefangenen von Machärus in den Himmel erhoben und ihn für den Elias, der kommen soll, erklärt habe. Das bestätigte ja alles, was man ihm früher schon aus Jerusalem geschrieben hatte. Stellte der Täufer den Elias vor, so war ja klar, wer den Messias spielen wollte. Der Hass des Pharisäers hatte Jesus besser verstanden als der Kleinmut der Johannesjünger; und hatte ihn doch missverstanden.

Als am nächsten Tage Jesus zur gewohnten Stunde auf den Markt kam, traf er auf eine Gruppe von Pharisäern, die mit dem Obersten der Leibwache in lebhaftem Gespräch von ungefähr des Wegs zu kommen schienen. Kaum war man seiner ansichtig geworden, so trat ein Pharisäer aus der Gruppe höflich grüssend an ihn heran und lud ihn ein, in einer Frage, die sie eben beschäftigte, sein Urteil abzugeben.

Ehe sich Jesus dessen versah, hatte sich ein Kreis um ihn gebildet. Der Pharisäer, der ihn beigezogen hatte, begann den Streitpunkt vorzutragen:

„Du weisst," begann er, „dass unsere Schriftgelehrten in der Frage der Ehescheidung verschiedener Meinung sind. Die Schule des Hillel, die in allen Fragen zur Milde neigt, gestattet die Verstossung des Weibes aus jedem Grunde, der dem Mann beliebt. Dagegen gestattet die strenge Schule des Schammai die Verstossung nur, wenn sich das Weib etwas Schändliches zu Schulden kommen lässt. Was denkst du, als ein Mann, der des Gesetzes kundig ist, in dieser Frage? Darf ein Mann aus jedem Grunde, der ihm beliebt, sein Weib verstossen?"

Die Gegenwart des Obersten und seiner Leute liess keinen Zweifel, dass der Pharisäer ihm eine Falle stellen und in die Scheidungsfrage der Herodias verwickeln wolle, die für den Täufer so verhängnisvoll geworden war. Jesus erwiderte:

„Habt ihr nicht gelesen, dass, der den Mann schuf, auch das Weib geschaffen hat? Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen und werden die zwei ein Fleisch sein. Von da an sind sie nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch.

Was denn Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden."

Der Schriftgelehrte war sofort mit einem Einwand bei der Hand.

„Zu was hat Moses dann geboten, dass man Scheidebriefe geben soll?"

„Um eurer Herzenshärtigkeit willen," entgegnete ihm Jesus, „hat Moses euch gestattet, eure Weiber zu entlassen. Bei der Schöpfung war es nicht so gemeint. Ich aber sage euch: Wer sein Weib entlässt, es sei denn um Ehebruchs willen, und eine andere freit, ist ein Ehebrecher, und ein Weib, das ihrem Mann davon läuft und einen andern freit, ist eine Ehebrecherin."

Damit wandte Jesus dem Fragesteller seinen Rücken, liess die Gruppe stehen und bog in die Marktstrasse ein.

Der Synagogenvorsteher war heut zu Haus geblieben. Als die Pharisäer mit den Herodianern zu ihm kamen und ihm Bericht erstatteten, zweifelte er nicht mehr, dass der Anschlag gelingen würde. Es war ja klar, dass Jesus mit seinem Ausspruch von der Ehebrecherin auf niemand anders als auf die Königin gezielt habe. Der Oberste der Leibwache stimmte ihm bei. Das Wort sei ausreichend, Jesus den Hals zu brechen. Er werde unverzüglich einen Haftbefehl vom Könige erwirken.

Man kam noch überein, dass man zugleich mit Jesus seine Jünger verhaften müsse; Matthäus insbesondre war den Pharisäern schon längst ein Dorn im Auge. Beim Auseinandergehen band der Synagogenvorsteher dem Obersten noch auf die Seele, dass er sich beeilen und möglichst heut noch mit der nötigen Bedeckungsmannschaft wiederkommen solle.

Simon, Andreas, Jakobus und Johannes waren seit Tagen nicht in Kapernaum gewesen. Es war die Zeit des Fischfangs. Sie waren die letzte Nacht auf dem See gewesen und hatten nichts gefangen. Als sie am Morgen heimkamen, wurde Simon von einer Unruhe befallen, als müsse er hinüber nach Kapernaum, um zu sehen, ob nichts vorgefallen wäre. So kamen die Jonas- und Zebedäussöhne am Nachmittag mit ihren Booten nach Kapernaum. Schon am Landungsplatz hörten sie von dem Zusammentreffen mit den Pharisäern. Die Gegenwart der Herodianer liess keinen Zweifel, worauf es abgesehen war. Als sie ins Haus kamen, baten sie Jesus inständig, sich der drohenden Gefahr zu entziehen und noch am Abend nach Bethsaida zu fahren.

Jesus besprach sich mit Maria und den Alphäussöhnen. Wenn er jetzt fortgehen würde, so hiess das, die Gemeinde, die sich um ihn gesammelt hatte, ohne Rat und Hilfe lassen. Die Armen wie die Reichen bedurften seiner. Nur sich selbst in Sicherheit zu bringen, war ihm nicht genug. Maria wollte zwar dafür sorgen, dass die Armen nicht hilflos blieben. Auch Matthäus und seine Brüder meinten, dass sie Jesus in Kapernaum vertreten könnten. Er trug Bedenken. Man würde sich an seine Verwandten halten und sie als Geisseln nach Tiberias führen. Wenn er ginge, müssten auch sie das Haus verlassen. Einer von ihnen solle ihn begleiten, damit er ihnen Nachricht bringen könne. Die andern sollten nach Kana gehen. Wer seine Arbeit hier weiter führen und seiner Mutter in der Sorge für die Armen beistehen solle, müsse Gott ihm zeigen. In keinem Falle dürfe die Herde ohne Hirten bleiben.

Aus der Stadt hatte man nichts Beunruhigendes vernommen. Der Oberste der Leibwache war nach Tiberias zurückgekehrt.

Im Lauf des Nachmittags sammelten sich Leute vor dem Hause an. Anhänger Jesu, die von dem Anschlag gegen ihn vernommen hatten, wollten ihn schützen, Taufgesinnte ihre Anhänglichkeit bezeugen. Kranke und Sieche schleppten sich herbei; heut war vielleicht der letzte Tag, an dem man ihn um Hilfe angehen konnte.

Jesus hatte das Tor schliessen lassen. Niemand fand Einlass, auch die Kranken nicht. Nur Philippus und Nathanael, die über die Jordanbrücke von Bethsaida zu Fuss gekommen waren, liess man herein.

Als Simon gegen Abend von einem Gang nach seinem Boot zurückkam, berichtete er, dass sich am Strande grosse Menschenhaufen angesammelt hätten. Es ging die Rede, dass Jesus die Stadt verlassen würde. Auch viele Kranke lägen vor dem Tor und auf dem Wege und warteten, dass Jesus vorüberkommen möchte. Ob er nicht hinausgehen und den Kranken die Hand auflegen wolle. Jesus war nicht geneigt dazu. Schon in den letzten Tagen hatte ihn der Krankenzulauf sehr belästigt. Er sandte Simon vor das Haus und liess die Leute bitten, dass sie sich entfernen möchten. Sie gingen dann auch; doch nur, um sich den andern Haufen anzuschliessen, die an der Landungsstelle warteten.

Als es Abend wurde, klopfte es ans Tor. Jesus schickte den Knecht hinaus. Der guckte über die Mauer und sah vor dem Tor einen Reiter halten. Auf die Frage, was er wolle, reichte der Reiter vom

Sattel aus einen Brief herüber und gab sich als einen Boten des Chusa aus Tiberias zu erkennen. Jesus hiess das Tor öffnen und den Mann mit seinem Pferd einlassen. Während der Reiter seinem Pferde den Schweiss abwischte, las Jesus den Brief.

In dem Brief schrieb Chusa, er habe die Wohltat nicht vergessen, die Jesus durch die Heilung seines Sohnes seinem Haus erwiesen habe. Die Treue, die er seinem Herrn, dem König, schulde, könne ihn nicht hindern, Jesus vor der Gefahr zu warnen, die ihm drohe. Eine Abteilung von Berittenen sei unterwegs, die den Auftrag habe, Jesus und die Jünger, die in seinem Hause seien, zu verhaften. Der König sei durch Verleumdungen des Synagogenvorstehers gegen Jesus aufgebracht. Er werde sich bemühen, diese Lügen zu entkräften. Für den Augenblick täte er besser, sich der Verhaftung zu entziehen. Er habe dem Boten sein schnellstes Pferd gesattelt, damit der Brief noch vor der Ankunft der Abteilung in seine Hände komme.

Jesus beauftragte den Boten, seinem Herrn für seine Mitteilung zu danken. Maria bewirtete den Mann, der von dem Ritt erschöpft war. Alle rüsteten sich jetzt zum Aufbruch. Nach der Angabe des Reiters konnte die Abteilung, die zugleich mit ihm Tiberias verlassen hatte, schon halbwegs zwischen Magdala und der Stadt sein.

Jesus nahm Abschied von der Mutter und befahl dem Knecht das Haus. Die Alphäussöhne brachen nach Kana auf. Thomas sollte bei Jesus bleiben. Die Sonne war schon am Untergehen, als die Jünger mit Jesus nach dem Strande eilten.

Der Anblick, der sie hier erwartete, war wenig dazu angetan, sie vor den Augen der Verfolger zu verbergen. Eine Menge von vielen Hunderten belagerte den Strand. Haufen von Kranken, Siechen, Elenden lagen den Weg entlang. Alle drängten sich heran, um Jesu Hand zu küssen. Krüppel und Besessene warf man ihm vor die Füsse. Es war unmöglich, diese Menschenmauer zu durchbrechen. Von allen Seiten hub ein Weinen, Klagen und Schluchzen an. Die Armen, die ihren Freund und Helfer verlieren sollten, wollten ihn nicht ziehen lassen. Die Kranken sahen sich um ihren Arzt betrogen.

Als niemand aus dem Weg gehen wollte, griff Simon zu, schob Kranke und Gesunde rechts und links beiseite. Auch andere halfen, den Weg für Jesus frei zu machen. Doch immer wieder schloss das Gedränge die Gasse, die sich kaum geöffnet hatte.

Johannes, der vorausgeeilt und auf Simons Boot gesprungen war, rief jetzt über die Köpfe der Menge weg, man solle eilen; die Reiter seien eben in die Stadt geritten.

Jesus verschaffte sich jetzt selbst Gehör. Er verwies den Leuten ihr Gedränge und ihren Unverstand. Ob sie ihn denn den Reitern des Herodes ausliefern wollten?

Jetzt griffen alle zu und schafften die Krüppel und Besessenen aus dem Weg.

Unter den Kranken, die ihm am nächsten standen, war auch eine Frau, die seit zwölf Jahren an Blutfluss litt. Von vielen Ärzten war sie misshandelt worden. Sie hatte ein Vermögen aufgewendet, ohne dass ihr geholfen worden war. Der Taumel,

der die Kranken in der Stadt bei dem Gerücht ergriffen hatte, dass Jesus fortgehen würde, hatte sie mitgerissen. Wie um ihr Leben kämpfend, hatte sie sich nach vorn gedrängt.

Eben will sie sich vor Jesus niederwerfen, da hört sie ihn sagen, dass man ihn seinen Verfolgern nicht verraten solle. Sie schrickt zurück. Doch ein Gedanke schiesst ihr durch den Kopf: Wenn ich nur sein Kleid anrühren könnte, wäre ich gesund. Hinter dem Rücken Jesu sinkt sie in den Staub und führt den Saum seines Gewandes an die Lippen.

Jesus, der eben weiter gehen will, fühlt sich aufgehalten und steht still:

„Wer hat mich angerührt?"

Simon, der vor Jesus hergeht und die Leute aus dem Weg stösst, sagt geärgert:

„Du siehst doch, wie das Volk sich drängt, und fragst noch: Wer hat mich angerührt?"

„Es hat mich jemand angerührt," wiederholt Jesus, „eine Kraft ist von mir ausgegangen."

Die Frau erzitterte am ganzen Leibe. Er hatte Recht; sie hatte ihm eine Kraft entwendet; sie spürte, dass sie gesund geworden war.

Jetzt warf sie sich zu seinen Füssen nieder und bekannte ihm ihr Unrecht.

Jesus hob die Erschrockene aus dem Staube auf und strich ihr freundlich über die blassen Wangen.

„Geh in Frieden, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen."

Mit wenig Schritten erreichte er die Landungsstelle und stieg in Simons Boot. Die andern Jünger waren im Schiff der Zebedäussöhne. Sie stiessen ab.

Kaum hatten sie die Segel aufgesetzt, da kam ein Trupp von Reitern auf den Strand gesprengt. Sie hatten das Haus Jesu leer gefunden. Aufpasser des Synagogenvorstehers hatten sie hergewiesen. Nun fluchten und tobten sie, weil sie das Nachsehen hatten. Die Boote hatten guten Wind in ihren Segeln. So blieb dem Obersten der Leibwache nichts andres übrig, als mit seinen Reitern nach Tiberias zurückzukehren. Die Menge war nach allen Seiten fortgestoben.

Auf der Überfahrt sah Jesus an den Netzen, die in den Booten lagen, dass die Jonas- und Zebedäussöhne beim Fischfang waren. Er bat sie, ihn vor Bethsaida ans Land zu setzen.

„Und was sollen wir, Herr?" fragte Simon.

„Fahrt auf die Höhe, einen Fang zu tun."

„Herr," versetzte Simon, „wir haben schon die ganze letzte Nacht gefischt und nichts gefangen; doch auf dein Wort will ich das Netz auswerfen."

Als die Boote jetzt am Strand aufliefen, wollten die andern Jünger mit Jesus nach Bethsaida hineingehen; er wünschte aber allein zu sein. Da die Fischer sich wieder auf den Fang begaben, entschlossen sich Philippus, Thomas und Nathanael, die Nacht mit ihnen auf dem See zu bleiben.

Jesus strich durch die Gassen von Bethsaida. Er hatte keine Neigung, bei den Verwandten einzukehren. In der Marktstrasse waren schon die Lampen angezündet. Er kaufte sich Brot und Fische und erstand ein Feuerzeug, um sich am Strand ein Nachtmahl zu bereiten. Er dachte die warme, sternklare Nacht im Freien zuzubringen.

Zweites Kapitel.

Die Nacht ging zu Ende. Ein fahler Schimmer vom ersten Morgengrauen lag auf den schlaffen Segeln. Das steile Ufer warf noch schwarze Schatten über die Wasserfläche.

Die Fischer zogen die Segel ein und legten die Ruder aus. Von der durchwachten Nacht ermüdet, brachten sie die Boote nur langsam vorwärts. Nur Simon, der älteste an Jahren und des Schlafs wenig bedürftig, spähte mit frischen Augen in die Nacht hinein. Die muskulösen Arme vor und rückwärtsschwingend, bewegte er, aufrecht stehend, in langsamem Takt das schwere Ruder. Er sah unverwandt auf einen Punkt am Ufer. Jetzt hielt er inne. Ein Feuer blitzte am Fuss der schwarzen Bergwand auf. Der Schein umriss vorübergehend eine Gestalt, die sich am Ufer hin und herbewegte.

Rief da nicht jemand?

Simon gab den Kameraden im andern Boot einen Wink, mit Rudern einzuhalten. Still lag der See. Nur leise glucksend schlug die Welle an den Bauch des Bootes. Jetzt rief es gut vernehmbar vom Strand herüber:

„Kinder, habt ihr keine Fische?"

Simon machte aus seinen hohlen Händen ein Schallrohr und rief „Nein" herüber.

„Werft das Netz rechts vom Schiff aus, so werdet ihr einen Fang tun," rief es zum andern Mal.

Simon blickte über die Schulter und sah jetzt gegen das Ufer zu silberne Tupfen auf der schwarzen Fläche leuchten, einen Zug Fische, den der Fremdling vom Ufer her bemerkt hatte.

Johannes trat an seine Seite:

„Es ist Jesus."

Simon sah noch einmal scharf nach der Uferstelle hin. Dann stemmte er mit aller Kraft das Boot zur Seite und rief den andern zu, das Netz herabzulassen.

Das Schleppnetz begann fest anzuziehen.

Jetzt rief's im andern Boot: „Das Netz reisst." Alle Hände streckten sich hastig über Bord, um die schadhafte Stelle schnell zu verschnüren. Dann zogen die Ruder wieder an.

Als die Morgenröte ihre ersten Gluten auf den See warf, war der Fang getan. Simon stand auf dem Vorderdeck des Bootes und spähte nach dem Ufer hin. Sie hatten sich während der Arbeit dem Strand genähert und mochten nicht mehr als zweihundert Ellen davon entfernt sein. Die Last des Netzes war so schwer, dass das Boot kaum von der Stelle kam.

Da packt Simon die Ungeduld, er springt ins Boot hinunter, schnallt sich die Geldkatze, die er vor der Arbeit abgelegt hatte, um den Leib, steigt über die Bordwand und lässt sich ins Wasser gleiten.

Trotz seiner Jahre war er noch ein rüstiger Schwimmer und liess das Boot bald hinter sich. Er steigt ans Ufer und schüttelt seine Kleider, die von Wasser troffen. Jesus streckt ihm die Hand entgegen. Bis unter das sträubige Stirnhaar wie ein Knabe

errötend, fasst Simon mit den groben Fäusten die schmale Hand und drückt sie an die Stirn. Jesus heisst ihn sich am Feuer trocknen. Indessen liest er trockene Hölzer, wie sie der See anspült, am Strande auf und wirft sie in die Flamme, tut von der Glut bei Seite und legt einen Fisch darauf. Daneben, in ein Tuch gewickelt, lag sein Brot. Dann wendet er den Fisch von einer Seite auf die andere. Simon schaut ihm zu.

Die Boote laufen knirschend auf den Ufersand. Die Insassen steigen ans Land. Sie treten an das Feuer und begrüssen Jesus.

„Gebt von euren Fischen," sagt Jesus, wickelt sein Brot aus dem Tuch und legt den gebratenen Fisch darauf.

Jetzt steigt Simon auf sein Boot, löst das Netz und zieht es an das Land. Indess die andern gehen, sich ihr Brot zu holen, reicht Johannes Jesus von den Fischen zum Braten hin.

„Kommt frühstücken," sagt Jesus und lädt die Jünger ein, am Feuer Platz zu nehmen. Dann spricht er das Dankgebet, reicht ihnen von dem Fisch, den er gebraten hatte, und legt die Fische, die man ihm gegeben, auf die Glut.

Man redete von dem und jenem. Die Erinnerung an die erste Begegnung am Jordan tauchte auf. Die Jünger erzählten von ihrem Leben mit dem Täufer. Dann kamen die letzten Ereignisse von Kapernaum zur Sprache. Ein Schatten legte sich auf Jesu Antlitz. Der Gedanke an die armen Leute mit ihren Kindern, die jetzt ohne Hilfe waren, und an den grossen Kreis Erweckter, denen er Berater und Seelsorger gewesen war, bewegte ihn. Er fürchtete, dass seine

Gegner ihren Hass noch rücksichtsloser an ihnen auslassen würden. Von den vornehmen Galiläern, die zu ihm hielten, schien er nichts Gutes zu erwarten. Jetzt fehlte auch Matthäus, der bisher das Bindeglied zwischen den Reichen und den Armen gewesen war. Thomas bot sich an, zurückzukehren. Jesus wollte ihn nicht der Gefahr aussetzen. Er blickte zum Vater auf, ihm den Mann zu zeigen, der seine Herde zusammenhalten und vor den Wölfen schützen könnte.

Simon, der am Feuer sass und seine Kleider trocknete, war, wie es sonst nicht seine Art war, schweigend dem Gespräch gefolgt. Nur seine Augen hingen unverwandt an Jesus. Wie gerne wäre er nach Kapernaum gegangen; doch er wollte sich nicht selbst empfehlen.

Er gürtete jetzt seine lederne Geldkatze ab, um das Wasser, das in die Tasche gelaufen war, auszuschütten. Die andern machten ihre Scherze, dass er die Geldkatze nicht vergessen hatte, als er über Bord ging. Jesus schien nicht darauf hinzuhören. Die Jünger erhoben sich, um nach dem Fang zu sehen. Nur Johannes blieb mit Simon zurück.

„Simon Jonas Sohn," begann jetzt Jesus, „hast du mich lieb?"

Was mochte Jesus mit seiner Frage wollen? Simon antwortete:

„Ja, Herr."

„So weide meine Lämmer."

Simon war glücklich, dass ihm Jesus das Vertrauen schenkte, für seine Kleinen in Kapernaum zu sorgen, schnallte seinen Gurt um und wollte sich eben schon erheben, da begann Jesus noch einmal:

„Simon Jonas Sohn, hast du mich lieb?"

Simon war einen Augenblick betroffen, antwortete aber:

„Herr, du weisst, dass ich dich liebe."

„So weide meine Schafe."

Simon zog den Riemen seines Gurtes fest und gelobte sich, sein Bestes im Dienste seines Herrn zu tun. Da hob Jesus noch einmal an:

„Simon, hast du mich lieb?"

Simon traten die Tränen in die Augen. Warum musste Jesus dreimal dieselbe Frage an ihn richten? Eine Weile sass er still in sich gekehrt, dann brach er leidenschaftlich aus:

„Herr, du weisst alles, du weisst, dass ich dich lieb habe."

Das Auge Jesu, das während seiner Fragen mit tiefem Ernst auf Simon ruhte, hellte sich auf. Ein wehmütiges Lächeln glitt jetzt über seine Züge:

„So weide auch meine Böcke."

Dabei streifte sein Blick die Geldkatze, deren Riemen Simon in der Aufregung immer fester zog, und fuhr fort:

„Als du jünger warst, gürtetest du dich selbst und gingst, wo du hinwolltest; nun du alt wirst, wird dich ein andrer gürten und führen, wo du nicht hin willst."

Inzwischen hatten die Jünger die Fische aus dem Netz genommen und in das Boot geworfen. Einen solchen Fang hatten sie noch nicht getan. Sie kamen voller Freude hergelaufen.

„Hundertdreiundfünfzig grosse Fische," rief Jakobus schon von weitem.

Simon sprang auf. Nach allem, was er an diesem Morgen erlebt hatte, war er so tief beschämt, und fühlte sich so unwert, dass er sich zu Jesu Füssen niederwarf:

„Herr, gehe fort von mir, ich bin ein sündiger Mensch."

Jesus richtete ihn auf und sprach:

„Fürchte dich nicht, von nun an sollst du Menschenfischer sein."

Dann erhob er sich, grüsste die andern und sagte zu Simon:

„Folge mir."

Als Simon noch sein Boot Johannes anbefehlen will, bemerkt er, dass dieser kein Ohr für seine Worte hat, sondern nur sehnsüchtig nach Jesus sieht. Simon versteht, wie gern Johannes sie begleiten würde, hält Jesus am Arm zurück und sagt, auf Johannes weisend:

„Herr, was soll mit dem?"

Durch die Art Simons unangenehm berührt, erwidert Jesus:

„Wenn ich will, dass er dableibt, bis ich wiederkomme, was geht es dich an?" — und schlägt den Weg ein, der vom Strande auf die Höhe führt. Simon folgte ihm.

Johannes ging jetzt fröhlich an die Arbeit und machte sich daran, mit seinem Bruder das zerissene Netz zu flicken. Er wusste ja, dass Jesus wiederkommen würde. Andreas ging mit den andern nach Bethsaida hinein.

In den Bergen um den See findet man zahlreiche Höhlen, die schon in alten Zeiten durch Menschen-

hand zu Grabkammern und Felswohnungen erweitert wurden. Die Hirten, die in den Bergen weiden, treiben ihre Herden bei Unwetter hinein. Landflüchtigen Leuten und fahrendem Volk dienen sie zur Unterkunft. Auch Einsiedler trifft man in ihnen an. In einer solchen über dem See gelegenen Felshöhle hatte Jesus die letzte Nacht verbracht. Jetzt kehrte er mit Simon dahin zurück. Sie brachten den halben Tag dort zu. Jesus besprach mit Simon die Aufgaben, die ihn in Kapernaum erwarteten. Er sollte bei seiner Mutter Wohnung nehmen, ihr bei der Wirtschaft helfen, sollte die Erweckten pflegen und dafür sorgen, dass die Reichen sich um die Armen kümmerten und ihnen Brot und Arbeit gäben. Bis zum Sabbat sollte er sein Haus bestellen und dann hinübergehen.

Als die Mittagszeit herankam, schickte er Simon in den Ort voraus, um ihn im Zebedäushause anzumelden. Er selbst ging an den Strand zurück.

Als Jesus zu den Booten kam, fand er bei Jakobus und Johannes ihren Vater Zebedäus sitzen, der mit den Knechten aus dem Dorf gekommen war. Sie waren beim Netzeflicken.

Jesus war seinem Oheim Zebedäus zuletzt in Kana bei der Hochzeit begegnet. Er setzte sich zu ihm ins Boot und sprach mit ihm von seiner Sendung. Da dem Täufer der Mund verschlossen sei, müssten jetzt andere sein Werk vollenden. Um die Gottesbotschaft weiter im Lande auszubreiten, bedürfe er der Hilfe seiner Söhne. Zebedäus war gern bereit, sie herzugeben. Er sei noch rüstig, um mit den Tagelöhnern den Fischfang zu besorgen. Wenn die Söhne sich, wie früher bei dem Täufer, abwechseln würden, könne

immer einer bei Jesus sein. Sie sollten nur gleich mit ihm gehen. Auf das Netzeflicken verständen sich die Alten besser als die Jungen.

Als Jesus mit den Vettern nach Bethsaida hineinkam, kehrte er im Zebedäushause ein, wo sich die andern Jünger schon eingefunden hatten. Salome hatte das Mahl gerüstet und hiess den Sohn ihrer Schwester liebevoll willkommen.

Die nächsten Tage blieb Jesus still im Haus. Die Jünger waren fast den ganzen Tag um ihn. Man besprach, was zu besprechen war. Da Simon nach Kapernaum hinüber sollte, musste Andreas bei der Arbeit bleiben. Von den Zebedäussöhnen sollte ihn Johannes, von den andern, wer frei war, auf der Wanderung begleiten. Zunächst gedachte er das obere Jordantal und die Länder des Tetrarchen Philippus zu durchwandern, zu dessen Herrschaft auch Bethsaida gehörte. Die Residenz des Fürsten war hinter dem Fischerdorf gelegen, auf einem Hügel, der den See beherrscht. Zu Ehren der Kaiserstochter hatte der Fürst seine Gründung Julias genannt. Die Brüder Herodes und Philippus standen nicht auf gutem Fuss. So war nicht zu befürchten, dass der Arm des Herodes über die Grenze reichen würde.

Die Bevölkerung von Dorf und Stadt Bethsaida-Julias war nur zum kleinen Teil judäisch. Die Mehrzahl der Bewohner waren alteingesessene Galiläer; auch Griechen waren ansässig. Die Galiläer hielten sich zur Synagoge der Judäer, die im Dorf war. Im Unterschied von dem bigotten Vorsteher der Gemeinde von Kapernaum war der Synagogenvorsteher von Bethsaida, — er hiess Jairus — ein toleranter, auch

bei den nichtjudäischen Familien angesehener Mann. Dem Haus des Zebedäus und dem Jonashause, die zu den ersten des Orts gehörten, war Jairus nah verbunden.

Am Sabbat besuchte Jesus mit den Jüngern die Synagoge. Da sein Name um den See in aller Munde war, hatte sich schnell herumgesprochen, dass er im Ort sei. Man hoffte, ihn heut im Gottesdienst zu hören. Die Synagoge war so dicht besetzt, dass die Leute bis auf die Strasse standen.

Als Jesus eintrat, begrüsste ihn Jairus und führte ihn, wie es bei angesehenen Fremden Sitte war, vorn zu den Ehrenplätzen. Nach den Gebeten bat er ihn, die Schrift zu lesen und der Gemeinde auszulegen.

Die Gemeinde, von der schon viele nach Kapernaum gepilgert waren, um Jesus dort zu hören, folgte der ernsten Predigt mit grosser Andacht. Die Art der Rede Jesu unterschied sich auffallend von der der Schriftgelehrten. Während diese die Gemeindepredigt gern dazu benützten, sich mit ihrer trockenen Schulweisheit zu spreizen, sprach Jesus schlicht und bilderreich, sodass ihn jedes Kind verstehen konnte. Der Ernst war vorherrschend, doch auch heitere Farben fehlten nicht. Überraschende Vergleiche, drastische Beispiele aus dem Leben aller Stände machten die Grundgedanken deutlich. Niemals unterliess er zum Vertrauen auf Gott und seine Hilfe in allen Nöten des Leibes und der Seele zu ermutigen.

Die andächtige Stille, die Jesu Worte bis auf die Strasse hin vernehmlich machte, wurde plötzlich durch einen Schrei, der allen durch Mark und Bein ging,

unterbrochen. Die Köpfe fuhren zusammen und starrten nach dem Platz, von wo der Schrei gekommen war. Ein Irrer aus der Stadt, der für besessen galt, hatte sich vorgedrängt und stand vor dem Katheder, feindselige Blicke auf den Redner schiessend:

Wieder gellte es durch den Raum:

„Ha, was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazaret? Ich kenne dich, du Gottverfluchter!"

Eine drohende Gebärde begleitete die hastig und wild hervorgestossenen Worte.

Unwille und Mitleid kämpften in den Mienen Jesu. Als der Besessene jetzt wieder aufschrie, fuhr ihn Jesus an:

„Schweig, und fahre aus!"

Kaum war das Wort gesprochen, so brach der irre Mensch zusammen. Ein Knäuel von Gliedmassen zuckte auf dem Boden. Alles wandte entsetzt die Augen ab. Jetzt noch ein ohrenbetäubendes Gebrüll. Dann war es stille. Als man die Augen wieder hinwandte, sah man ein armes, bleiches Menschenkind, das sich an Jesu Hand langsam aufhob und verschüchtert um sich blickte.

Hatte das grässliche Geschrei erst aller Blut erstarren machen, so war jetzt niemand in der Synagoge, der nicht überzeugt gewesen wäre, dass auf Jesu Wort der böse Geist aus dem Besessenen ausgefahren sei. Der Störenfried benahm sich ganz vernünftig, setzte sich auf die Stufen des Katheders nieder und lauschte andächtig der Predigt, die Jesus nun zu Ende führte.

Die Erregung der Gemeinde nach dem Gottesdienst war gross. Die Besonnenen rühmten die Predigt Jesu:

„Der redet nicht wie unsere Schriftgelehrten." — „Der hat Gewalt von Gott," sagten die Aufgeregten, „er braucht nur zu gebieten und die bösen Geister fahren aus."

Um sich der Menge, die sich um ihn drängte, zu entziehen, trat Jesus mit den Zebedäussöhnen in das nahe Haus des Simon ein. Simon war in grosser Unruhe. Seine Schwiegermutter, die nach dem Vorfall mit dem Besessenen die Synagoge gleich verlassen hatte, war von einem Schüttelfrost befallen. Simon sagte Jesus davon und bat ihn, an ihr Bett zu kommen. Als er zu ihr trat, streckte er ihr die Hand entgegen und richtete sie auf. Das Fieber war verschwunden. Sie stand auf und liess es sich nicht nehmen, ihre Gäste zu bedienen.

Bis zum Abend blieb es ruhig.

Nach Sonnenuntergang, als der Sabbat vorüber war, ergoss sich ein Strom von Menschen nach dem Jonashause. Gleich die ersten Haufen drangen in den Hof ein, Bekannte kamen ins Haus. Auf der Strasse stand alles Kopf an Kopf.

Nicht nur Neugier hatte die Leute hergeführt. Unter dem Eindruck dessen, was man von Kapernaum gehört und heute selbst erlebt hatte, waren die Leute von dem Wahn befangen, dass Jesu Wunderkraft jetzt aller Krankheit ein Ende machen würde. Wie auf Verabredung wurden alle Siechen, Lahmen und Geisteskranken herbeigeschleppt. Der Hof des Hauses wurde in ein Lazarett verwandelt. Die Wände hallten vom Geschrei der Irren wieder.

Jesus lag nichts ferner als der Gedanke, alle Welt gesund zu machen. Um die Leute zu beruhigen, trat

er auf den Hof hinaus. Als jetzt etliche Kranke, denen er die Hand auflegte, verkündeten, dass ihre Schmerzen auf der Stelle verschwunden seien, war es vielen, als ob sie schon am Anblick Jesu genesen seien. Wie sonst Krankheit, steckte hier Genesung an. Die Menge stimmte in die Lobgesänge der Geheilten ein und war von einem Taumel der Begeisterung ergriffen.

Erst als die Nacht hereinbrach, konnte sich Jesus dem Ungestüm der Kranken, die ihn umlagerten, entziehen. Man schloss das Hoftor. Allmählich verlief die Menge sich, doch noch lange hallten die Gassen von Psalmgesängen wieder.

Jesus sah voraus, dass sich am nächsten Morgen das gleiche Schauspiel wiederholen würde. Er hatte es als eine Fügung Gottes angesehen, dass er Kapernaum verlassen durfte, als der Krankenzulauf überhandnahm. Auch heut erfuhr er, dass die Leute vor lauter Aufregung für seine Worte gar kein Ohr mehr hatten. Er wusste nichts von einem Auftrag, jedermann gesund zu machen. Wenn er als Allerweltsarzt ausgeschrieen wurde, war vorauszusehen, dass niemand mehr die Botschaft vom Reich Gottes hören wollte.

Gleichwohl erkannte Jesus auch in dem, was heut und bisher an Heilungen durch ihn geschehen war, die Hand des Vaters. Was die Kranken in seiner Nähe überwältigte, war ein Gefühl der Gegenwart und Allmacht Gottes. Je weniger sein eigener Vorsatz ihn zum Werkzeug des göttlichen Erbarmens machte, um so mehr erblickte er in diesen Heilungen ein Gotteszeugnis, das ihn vor der Welt beglaubigte.

Sein Ziel liess er sich darum nicht verrücken. Deutlich sah er die Gefahr, die ihm der Ruf des Wunderarztes bringen konnte.

Wie die Dinge lagen, konnte hier seines Bleibens nicht mehr sein. Auch an andern Orten musste er bei längerem Aufenthalt die Wiederholung solcher Aufläufe befürchten. Nur ein Wanderleben, das ihn nirgends festhielt, konnte ihm die Freiheit der Bewegung sichern, deren er bedurfte, um seine auch ihm selbst noch rätselvolle Sendung zu erfüllen.

Vor Tagesanbruch, ehe noch jemand im Hause auf war, erhob sich Jesus, kam unbemerkt ins Freie und verliess den Ort.

Als das Frühstück bereit war, harrte Simon lange, dass der Gast erscheinen möchte. Endlich, als auch auf Klopfen keine Antwort kam, trat er ins Gastzimmer und fand es leer. Man wartete noch mit dem Imbiss, aber Jesus kam nicht. Man schickte ins Zebedäushaus. Auch da wusste man nichts von ihm.

Auf der Strasse wurde es lebendig. Neugierige steckten die Köpfe zur Tür hinein. Bald brachte man die ersten Kranken angeschleppt. Der Andrang wuchs. Eine Zeit lang liessen die Leute sich vertrösten. Endlich machten sie ihrem Unmut Luft. Ob denn Jesus nicht im Hause sei? Ob er nicht wiederkommen würde?

Simon war ganz verstört. Er hatte sich auf einen grossen Tag gefasst gemacht. Sein Haus würde der Mittelpunkt von wunderbaren Dingen sein. Man würde den Himmel offen sehen, die Engel Gottes würden zu den Menschen niedersteigen. Als Jesus immer

länger auf sich warten liess, lief er, von Ungeduld gefoltert, zwischen seinem und dem Zebedäushause hin und her. Wohin nur konnte Jesus so plötzlich verschwunden sein? Konnte er sich nicht sagen, wie ungeduldig hier alles auf ihn warte? Endlich fiel ihm der Platz ein, wohin ihn Jesus letzthin mitgenommen hatte. Er besprach sich mit Thomas und Johannes und machte sich mit ihnen auf den Weg, um Jesus aufzusuchen und zurückzubringen.

Mit seiner Vermutung war er auf der rechten Spur. Als er in die Felsenkammer eintrat, liess er Jesus kaum die Zeit, sich von den Knieen zu erheben, und überfiel ihn vorwurfsvoll:

„Jedermann sucht dich, die ganze Stadt ist schon vor unsrer Tür versammelt."

Wenn Simon dachte, dass er Jesus nur so mit sich nehmen könnte, war er im Irrtum. Jesus schenkte ihm keinerlei Beachtung, warf den Mantel über, nahm den Stab zur Hand und sagte zu Thomas und Johannes:

„Lasst uns in andre Ortschaften und Städte gehen und die Botschaft vom Reich Gottes verkündigen; denn darum bin ich fortgegangen."

Es war unmöglich gegen solch ruhige Bestimmtheit, Einwände zu machen. Simon schluckte den Ärger, der in ihm aufgestiegen war, hinunter und fragte Jesus, ob er noch heute nach Kapernaum hinübergehen solle. Jesus bejahte es, sagte ihm noch, er solle die Menge, die auf ihn wartete, nach Haus schicken, und gab ihm Grüsse an die Mutter und die Brüder mit. Die andern Jünger sollte er wissen lassen, dass sie nachkommen und ihn begleiten sollten.

Die Jünger taten, wie ihnen Simon sagte. Andreas

und Jakobus blieben in Bethsaida zurück. Philippus und Nathanael stiessen zu Jesus und begleiteten ihn mit Thomas und Johannes auf der Wanderung. Simon ging nach Kapernaum hinüber.

Die Leute von Bethsaida zerbrachen sich die Köpfe, warum Jesus so plötzlich aufgebrochen sei. Beweglich wie sie waren, versuchten sie ihn aufzuspüren und sandten Boten auf alle Strassen aus. Sobald sie seine Wegrichtung erkundet hatten, verfolgten sie auch weiter seine Spur. Der Reiz, um das Geheimnis seines Aufenthaltes zu wissen, verführte sie zu einem Treiben, das Jesus lange Zeit verborgen blieb. Sie richteten einen Botendienst hinter seinem Rücken ein, benachrichtigten im voraus die Ortschaften, durch die er kommen musste, und posaunten unter den Leuten den Ruf des Wundertäters aus. So traf Jesus, wenn er in die Dörfer kam, zu seiner Verwunderung schon ganze Haufen an, die auf ihn warteten. Reihen von Bahren, die mit Kranken beladen waren, fand er vor den Gehöften und auf den Märkten aufgestellt. Alles erwartete den Wundermann, begierig seine Taten zu begaffen.

Erst als Jesus den Umkreis von Bethsaida verlassen hatte, vermochte er den Botenläufern zu entrinnen. Er durcheilte die Dörfer und verweilte nirgends länger, als nötig war, das Volk um sich zu sammeln und die Botschaft vom Reich Gottes auszurichten. Die Botschaft bedurfte nicht vieler Worte.

„Die Zeit ist da, das Gottesreich steht vor der Tür, tut Busse und glaubt der Botschaft."

Das war in Kürze alles, was zu sagen war. Es war

nichts Neues zu verkünden, sondern nur auszurufen, dass etwas längst Erwartetes im Anzug sei. Jedermann wusste, was der Anbruch des Gottesreiches bedeutete.

Wie beim Täufer folgte der Botschaft, wo sie angenommen wurde, das Angebot der Taufe. Wer durch die Furcht vor dem Gericht erschüttert war, war dankbar für die Bürgschaft, die das Zeichen der Verschonung gab. Nicht die Ungläubigen zu verdammen, sondern die Auserwählten durch die Taufe zu versiegeln, war der Auftrag der Herolde des Gottesreiches.

Der Aufschwung, den die Taufbewegung durch Jesus nahm, zog manche Elemente an, die sich vom Täufer ferngehalten hatten. Jetzt erst wurde die eingeborene Bevölkerung ergriffen. Auch Kreise, in denen bisher die Zeloten, bis zu den Sikariern hinüber, ihren Anhang hatten, wurden mitgerissen. Das Freiheitsideal, für das sie schwärmten, war von dem Glauben an den Gott der Väter und der Messiashoffnung nicht zu trennen. Der nationale Enthusiasmus und das Erweckungsfeuer schlugen ineinander über. Die anfängliche Taufbewegung war nicht nur von den Pharisäern abgelehnt worden. Das Derwischleben, das der Täufer führte, und die Askese der Johannesjünger hatte viele, die die Reichshoffnung im Herzen trugen, abgestossen. Die unbefangene Haltung, die Jesus dem Leben gegenüber einnahm, räumte solche Anstösse hinweg. Sein weltoffener Sinn kam dem allgemeinen Zug zur Weltkultur entgegen, der seit der Diadochenzeit die Oberschicht des Volkes

ergriffen hatte. So strömten Jesus von allen Seiten Menschen zu, die sich dem Täufer gegenüber zurückgehalten hatten.

In diesen Wandertagen hatte sich an Jesus ein Mann angeschlossen, der vordem ein eifriger Zelot war. Er hiess Simon. Im Jüngerkreise war er im Unterschied von Simon Jonas Sohn als Simon, der Zelot, bekannt. Simon Zelotes war zu der Überzeugung durchgedrungen, dass die Erweckungsbewegung, die in Jesus einen neuen Führer gewonnen hatte, die verheissungsvollste Grundlage der nationalen Hoffnung sei. Nur Gott konnte zuguterletzt die Sache der Nation zum Siege führen, nur ein gottgesandter Held das Volk vom Joch der Fremdherrschaft erlösen. Niemand, der ernsten Sinnes war, konnte verkennen, dass Gottes Hand in Jesu und des Täufers Sache war; niemand, der das Treiben der Zeloten kannte, konnte sich verhehlen, dass diesen Eiferern für das Reich Gottes noch das Beste fehlte, die Seelenrüstung göttlicher Gesinnung. Simon, der dies einsah, brach mit seinen alten Freunden und gab sich Jesus hin.

Er hatte einen Kameraden, einen schwärmerischen Menschen, der sich seines Abfalls wegen mit ihm überworfen hatte. Judas — so hiess sein Freund, — des politischen Geschwätzes überdrüssig, war zu den Dolchmännern gegangen. In dem Geheimbund der Sikarier galt nur eine Tugend, die Verwegenheit. Selbst Banditen, die zuvor dem Räuberhandwerk obgelegen hatten, litt man in dem Bunde. Die Fremdherrschaft zu stürzen, war jedes Mittel recht. Die allem Edlen zugewandte, doch leicht empfindliche Natur des Judas war von der Roheit seiner neuen

Kameraden abgestossen. Er söhnte sich mit seinem Freunde aus und lernte Jesus kennen. Der Eindruck, den er von ihm hatte, war so übermächtig, dass er mit einem Schlage für ihn Partei nahm und sich mit ganzer Inbrunst in die Taufbewegung warf. Die Leidenschaft, die er für Jesus fasste, seine hinreissende Überredungskraft und seine bestrickende Natur gewannen ihm die Liebe aller Jünger. Auch Jesus hatte Freude an dem Feuerkopf, der jedes Opfers für die grosse Sache fähig war. Er brachte Scharen von Zeloten und Sikariern zur Bekehrung.

Geraume Zeit liess Judas sich vom Strom der Taufbewegung treiben. Allmählich tauchten seine alten Gedanken wieder auf. Doch er verschloss sein Inneres vor den neuen Freunden. Er hatte bald erkannt, dass die Verwandten Jesu nichts von Politik verstanden. Nach seiner Meinung waren sie sich völlig unklar über das Messiasreich. Dachten sie überhaupt nicht über Jesus nach? Begriffen sie nicht, was er einzig wollen konnte?

Jesus war Davidsohn. Da seine Brüder keine Ansprüche erhoben, war er der Erbe, dem das Reich zufiel. Warum machte er sein Recht nicht geltend? Aus welchem Grunde sprach er niemals von dem Zukunftsreich? Geflissentlich vermied er alle politischen Gespräche. Aus seinen Handlungen und Reden hätte niemand auf messianische Gedanken schliessen können. Und doch war Jesus nicht so unbefangen, als er hätte sein müssen, wenn ihn die Messiasfrage nicht beschäftigte. Der Täufer hatte auf einen kommenden Messias hingewiesen. Warum hatte das Jesus nie getan? Und warum war er der Messiasfrage, als

sie öffentlich an ihn gerichtet wurde, mit zweideutiger Antwort ausgewichen?

Judas reimte sich diese Beobachtungen scharfsinnig zusammen. Er sagte sich, dass Jesus in dem Augenblick, wo er sich zum Prätendenten des Davidthrones aufwarf, der ganzen Welt die Spitze bieten musste. Die Eifersucht der Priester und den Hass der Pharisäer hatte er sich schon zugezogen. Wenn Jesus auch nur mit einer Silbe seine letzten Absichten verraten hätte, so würden seine Gegner alles aufgeboten haben, um ihm die Landesfürsten samt den Römern auf den Hals zu schicken. Leistete er Widerstand, so hiess das, einen Verzweiflungskampf heraufbeschwören. Dazu aber, das sah Judas mit klarem Blick, waren die Dinge noch nicht reif. Erst musste das ganze Land durch die Reichsgottesbotschaft unterwühlt und aufgewiegelt werden, bevor man an das Aufgebot der Masse denken konnte; mindestens Galiläas musste man sicher sein. Dann konnte man gegebenenfalls mit der Provinz gegen die Hauptstadt anmarschieren und auch Judäa mit sich reissen.

Dies Ziel vor Augen arbeitete Judas der Sikarier — so nannten ihn die Jünger zum Unterschied von Judas Thomas und Judas Jakobus Sohn — mit fieberhafter Hast daran, die Taufbewegung auszubreiten. Er bewunderte aufs höchste die Selbstbeherrschung Jesu, der sich niemand, auch nicht seinen Verwandten gegenüber, etwas davon merken liess, dass er der künftige Messias war. Seine Kameraden, den Zeloten ausgenommen, fühlte sich Judas oft versucht, für fromme Schwachköpfe zu halten. Er allein durchschaute Jesus; sie waren wie Blinde, die man führen

musste. Gleichwohl hielt Judas mit den Jüngern treu zusammen; die Sache stand ihm über der Person.

Die Nachrichten, die Jesus aus Kapernaum durch Simon von Zeit zu Zeit erhalten hatte, waren mit jedem Male unerfreulicher geworden.

Als Simon nach Kapernaum gekommen war und im Hause Jesu Wohnung genommen hatte, war er Maria bei allem, was es zu tun gab, zur Hand gegangen. Schnell hatte er die Leute, die an Jesus hingen, aufgesucht und hielt die kleine Herde wie ein treuer Hirt zusammen. Er hatte jedermanns Vertrauen und war bei klein und gross beliebt. Als Seelsorger und Armenpfleger trug er unermüdlich die Sorgen aller auf dem Herzen. Auch die Reichen hatte er besucht und war zu Anfang freundlich aufgenommen worden. Allmählich bemerkte er geheime Widerstände. Die Stimmung wurde kühler, die Freundschaft lauer; Unfreundlichkeiten kamen vor; und endlich stand er vor verschlossenen Türen. Die Mittel, die ihm bisher aus dem Galiläerviertel für seine Armen zugeflossen waren, blieben aus. Die Brücken, die Jesus zwischen vornehm und gering geschlagen hatte, waren abgebrochen. Was war die Ursache?

Der Synagogenvorsteher hatte eingesehen, dass er den Widerstand der kleinen Leute und der Armen nicht brechen konnte, so lange diese an den Reichen einen Rückhalt hatten. Er änderte seine Taktik. Im Gemeinderat sassen die Häupter der alteingesessenen galiläischen Familien. Wegen ihrer Hinneigung zu Jesus war er mit den Ältesten verfallen. Auf einmal zog er andere Saiten auf. Er war bemüht, den Riss

zu heilen, der die Lager trennte. Er stellte seine Hetzereien gegen die Verächter des Gesetzes ein, knüpfte geselligen Verkehr mit reichen Sündern an und suchte sich bei seinen Gegnern auf jede Art beliebt zu machen.

Den Galiläern schien es vorteilhaft, mit der judäischen Partei auf guten Fuss zu kommen. Sie hatten durch ihr Eintreten für Jesus, wie sie meinten, ihren Zweck erreicht und sich vom Joch der Pharisäer frei gemacht, sodass selbst der Synagogenvorsteher sich um ihre Gunst bemühte. Man musste nun auch nach der andern Seite seine Freiheit wahren.

Schon als infolge der Verarmung vieler Taufgesinnter die Ansprüche an Opfer, die man bringen sollte, wuchsen, waren viele lau geworden. Nicht ohne Eindruck war geblieben, dass der Synagogenvorsteher beim König Einfluss hatte und dass die Leibwache des Herodes nach seiner Pfeife tanzte. Er denunzierte alles, was ihm nicht schmeichelte. Als bekannt geworden war, dass auch Zeloten und Sikarier sich an Jesus angeschlossen hatten, erklärte er alle Taufgesinnten ohne Unterschied für Geheimbündler, die auf Umsturz sännen. Harmlose Leute wurden ins Gefängnis abgeführt und ihre Habe wurde eingezogen. Mit solchen Mitteln gelang es dem Synagogenvorsteher den Anhang Jesu in Verruf zu bringen und viele einflussreiche Galiläer, die im Herzen auf Jesu Seite standen, einzuschüchtern.

Nicht bei allen war er damit durchgedrungen. Auch im Galiläerviertel gab es ernste Menschen, die aus dem Verkehr mit Jesus dauernden Gewinn gezogen hatten und sich auch jetzt noch freimütig zu ihm

bekannten. Gerade die Ältesten der Gemeinde hatten ihre Unabhängigkeit gewahrt. Aber sie sahen ihre Verehrung Jesu als eine Sache an, die niemand etwas anging und sie zu nichts verpflichtete. Sie wollten von den kleinen Leuten nicht behelligt sein. Sie wünschten unter sich zu bleiben und rückten von den Taufgesinnten ab. Es geschah, was Jesus hatte kommen sehen, als er Simon „die Böcke" seiner Herde anbefahl.

Jesus hatte im ganzen Norden und Nordosten die Botschaft vom Reich Gottes ausgebreitet; schneller, als er dachte, war sein Werk in diesem Landesteil vollbracht. Aber das ganze Westen, die grosse Ebene und das galiläische Gebirge waren noch nicht erreicht. Er musste wieder auf herodianisches Gebiet hinübergehen.

Im Herbst gedachte er nach Jerusalem auf das Laubhüttenfest zu ziehen. Er hatte schon das Pfingstfest überschlagen und durfte die Pilgerfahrt zum vornehmsten der Feste nicht ohne Grund versäumen. Bis dahin musste die Botschaft über alle Teile von Galiläa ausgebreitet sein. Diese Aufgabe ging über seine Kräfte. Aber hatte nicht Gott ihm Mitarbeiter zugeführt? War es nicht möglich, sie selbständig als Boten auszusenden? Der Gedanke hatte Jesus oft beschäftigt. Wenn er noch eine Zeitlang in der Stille sich ihnen widmen konnte, dünkten ihm manche zu solchem Dienste reif.

Aber, wo sollte er mit ihnen bleiben? Wie sich der öffentlichen Aufmerksamkeit entziehen? Liess er sich an einem Orte nieder, so musste er befürchten, bald das gleiche Aufsehen zu erregen, wie in Kaper-

naum und Bethsaida. Das Beste schien noch, wenn er in den Bergen eine Zufluchtsstätte fände, wo er sich den Jüngern widmen und auch mit der Gemeinde der Erweckten in Verbindung bleiben konnte. Als man sich im Kreis der Vertrauten über den Gedanken, den Jesus hingeworfen hatte, unterhielt, machte Judas einen Vorschlag, der die Zustimmung der andern fand.

Zwischen der Genezaretebene und Tiberias drängt sich ein mächtiger Gebirgsstock an den See heran. Nur ein schmaler Karawanenweg, der von Magdala am Südende der Genezaretebene hart über dem Ufer um die steilabfallende Gebirgswand führt, verbindet die nördlich am Seegestade gelegenen Ortschaften mit der Residenz Tiberias. Halbwegs zwischen Magdala und Tiberias schneidet vom See ein Tal in das Gebirge ein, durch das der Weg nach Karn Hattin hinauf und über Kana nach Nazaret hinüberführt. Von diesem Wege aus ist die Höhe leicht zu ersteigen; nach dem See und nach der Uferebene von Genezaret fällt das Gebirge steil zur Tiefe ab. Das Felsgestein ist reich an Höhlen. Die umfangreichsten sind in die steile Bergwand eingeschnitten, die nach der Ebene sieht. Künstlich zu Felsbehausungen erweitert, sind viele nur vom Gipfel aus auf Kletterpfaden zugänglich. Andere liegen in abgelegenen Schluchten, deren Zugänge sich leicht versperren liessen. Niemand traute sich in diese Bergwildnis hinauf. Die Höhlen dienten oft Räubern und landflüchtigem Gesindel als Schlupfwinkel. Die ganze Gegend war als unsicher verschrieen. In einem Teil der Höhlen hatten sich in letzter Zeit die Ban-

den der Sikarier einquartiert. Ihre Posten hielten die Pässe gegen jeden Überfall besetzt und niemand wagte sie aus ihren Nestern aufzustören. Die Jünger, die am Seegestade aufgewachsen und als Knaben in den Bergen herumgeklettert waren, kannten die Bergwildnis wohl. Judas war in seiner Sikarierzeit hier wie zu Haus gewesen. Er meinte, dass, wenn man sich in einer der abgelegenen Felsenkammern einquartieren würde, er sich mit dem Zeloten für die Sicherheit der Übrigen verbürgen könne. Judas rechnete insgeheim mit seinen alten Freunden, den Sikariern, die er zu jeder Zeit herbeiziehen konnte. Das wenige, dessen man zum Unterhalt bedurfte, konnte man leicht heraufschaffen, und in den Nächten den Verkehr mit den Erweckten um den See im Gang erhalten. Überdies stand jederzeit, wenn man am Ufer unten ein Boot versteckt hielt, der See als Rückzugslinie offen. Judas verriet nicht alles, was er bei sich dachte. Er setzte die Vorteile seines Vorschlages auseinander, ohne sich über die Gefahren und ihre Abwehr weiter auszulassen.

Jesus war an diesem Tage von seiner letzten Wanderung mit den Jüngern nach Bethsaida zurückgekehrt. Simon war von Kapernaum gekommen. Thomas hatte die Brüder und den Neffen aus Kana herbeigeholt. Sie alle waren willig, Jesus, wohin er immer ginge, zu begleiten. Als ihm die Jünger ihren Plan vorlegten, war Jesus einverstanden. Es wurde abgesprochen, dass man morgen in der Frühe noch vor Tagesanbruch ans Westufer des Sees in Simons Boot hinüberfahren wollte.

Man ging zur Ruhe, und es wurde still im Haus. Die Nacht war draussen hell. Der Mond warf eine breite Lichtbahn in den Söller, in dem Jesus auf seinem Bett lag. Als er eben einschlafen wollte, vernahm er ein schlürfendes Geräusch im Zimmer. Er richtete sich auf und spähte in das Dunkel. Aus einer Ecke kroch etwas hervor, das eher einem Tier als einem Menschen glich, und schob sich langsam vor. Der Körper trat jetzt in die Lichtbahn des Mondes ein. Zwei Arme, die mit schmutzigen Tüchern umwickelt waren, und ein zerfetztes Antlitz, das mit Beulen und blutigen Schuppen überdeckt war, kamen zum Vorschein. Der Anblick liess keinen Zweifel. Ein Aussätziger hatte sich eingeschlichen und sich im Gastzimmer verborgen.

Jedem Juden war es eingeboren, den Aussatz wie die Pest zu fliehen. Nicht nur Berührung, schon der Anblick schien befleckend. Die mit Aussatz Geschlagenen durften kein Dorf betreten, selbst auf den Landstrassen duldete man sie nicht. Nur aus der Ferne konnten sie um milde Gaben bitten. Auch wenn sie von der schauerlichen Krankheit genesen waren, mussten sie erst ein Zeugniss von den Priestern in Jerusalem erbringen, dass sie ihr Opfer dargebracht und rein gesprochen seien. Dann erst durften sie sich in menschlicher Gesellschaft sehen lassen.

Als Jesus in der widrigen Gestalt im Schein des Mondes einen Aussätzigen erkannte, ergriff ihn Unwille über den Eindringling. Er wies ihm barsch die Tür. Der Aussätzige regte sich nicht vom Fleck. Die Augen flackerten in dem zerrissenen Gesicht, die Stümpfe seiner Arme zitterten; sonst hielt er sich

ganz still. Jesus war unschlüssig, ob er jetzt selbst den Raum verlassen müsse. Wie er sich erheben will, kommt das Geräusch von vorher wieder. Kniee schlürfen auf dem Boden. Die Gestalt kommt, wie von unsichtbarer Macht gezogen, näher. Den Aussätzigen abzuwehren, zieht Jesus seine Füsse vom Bett herab und setzt sich. Das Antlitz, das er gerade vor sich hatte, lag jetzt im Schatten, aber zwei schmerzvolle Menschenaugen glänzten daraus hervor und starrten wie Gefangene aus einem Kerkergitter.

Jetzt reckten sich die Stümpfe beängstigend nach seinen Knieen aus. Aber plötzlich, als würde sich der Arme der Ungehörigkeit bewusst, an einen Mitmenschen so nah heranzukommen, kriecht er zurück und wirft sich auf den Boden, um den Staub zu küssen. Hervorgestossene Laute bringen einen Satz zusammen:

„Herr, wenn du willst, ... kannst du mich ..... rein machen."

Jesus hatte die Ellbogen auf das Knie gestützt und seine Augen mit der Hand bedeckt, wie um sie vor dem Anblick des Aussatzes zu schützen. Aber die Stimme schreit in seinem Herzen. Das Elend dieses Menschen wühlt in seinen Eingeweiden. Er überwindet sich, streckt seinen Arm aus und berührt die Eiterbeulen. Er schliesst die Augen und seufzt zu seinem Vater. Als er die Hand jetzt von den Augen nimmt, erfüllt ein Glanz der Herrlichkeit den ganzen Raum.

„Ich will es, werde rein."

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, so schnellte er empor, sperrte die Tür auf und hiess den Aussätzigen das Haus verlassen.

Wie ein ertappter Dieb, kein Auge von Jesus lassend, drückte der Eindringling sich an der Wand entlang und schob sich rückwärts auf den Flur hinaus.

Als Jesus hinter ihm die Tür schon in das Schloss geworfen hat, reisst er sie heftig noch einmal auf: „Dass du dich nicht unterstehst, zu sagen, was dir widerfahren ist. Geh, zeige dich dem Priester und bringe das Opfer, das Moses zum Zeugnis über euch befohlen hat."

Am nächsten Morgen, als der Aussätzige seine Haut beschaute, bemerkte er die Anzeichen, die als Beweise der Genesung galten. Statt, wie es ihm zur Pflicht gemacht war, nach Jerusalem zu gehen und sich ein Zeugnis über seine Reinheit zu verschaffen, was seine Heilung als natürlich hätte erscheinen lassen und jedes Aufsehen verhindert hätte, schlug er das Gebot, zu schweigen, in den Wind, ging auf den Markt und schrie das Wunder seiner Heilung aus. Als man ihn an die Priester wies, erklärte er, er brauche keinen Priester, da Jesus ihn vom Aussatz rein gesprochen habe.

Die Sache machte ungeheures Aufsehen. Im Lauf des Tages sammelten sich Massen von Menschen vor dem Zebedäushause. Niemand wollte glauben, dass Jesus nicht im Ort sei, bis man sich überzeugte, dass Simons Boot nicht mehr am Strande lag und Jesus mit den Jüngern schon vor Tagesanbruch fortgefahren war.

Drittes Kapitel.

Die Felsenkammern, in denen Jesus hoch oben in den Bergen zwischen Magdala und Tiberias mit seinen Jüngern hauste, lagen am oberen Ende einer Schlucht, die nur von einer Seite zugänglich war. Stieg man den Saumpfad, der in der Richtung nach dem See zu abwärts führte, hinab, so kam man auf eine kleine Ebene, die, zwischen hohen Felswänden eingeschlossen, von einem Quell berieselt und mit Gras bewachsen war. Der Grasplatz, der den Wanderhirten von Zeit zu Zeit als Weide diente, lief in eine Terrasse aus, die einen Ausblick auf den See gewährte. Der Platz war von dem Seitental, das nach der Uferstrasse führte, wenn man des Weges kundig war, bequem erreichbar. Der Weg führte durch einen Engpass, der leicht verteidigt werden konnte. Die Jünger hatten auf Judas Rat eine Einrichtung getroffen, die jede Gefahr für Jesus ausschloss. Der Engpass war Tag und Nacht bewacht. Ein Posten hatte sich die Leute, die heraufkamen, darauf anzusehen, ob sie zu den Taufgesinnten gehörten. Andere wurden abgewiesen. Alle, die hinaufgelassen wurden, mussten Verschwiegenheit geloben.

Den Tag verbrachte Jesus meist im Kreise der Vertrauten. Die Felsenkammern, in denen sie sich

eingenistet hatten, boten in diesen heissen Sommertagen und in den schwülen Nächten angenehme Kühle. Ein Lager von trockenem Moos und wenige Geräte war alles, dessen man bedurfte. Die Jünger sorgten für das Mahl. Vorräte wurden des Nachts heraufgebracht. Zu den bisherigen Vertrauten hatte sich ein grösserer Kreis von Jüngern eingefunden, deren Anzahl wechselte. Als es sich unter den Taufgesinnten herumgesprochen hatte, wie man den Weg zu Jesus finden könne, wuchs die Zahl der Gäste. Sie kamen meist nachts, blieben den Tag über und kehrten in der nächsten Nacht zurück. Laubhütten, die man am Rand des Weideplatzes aufgeschlagen hatte, gewährten Obdach. Auch für die Speisung der oft recht grossen Scharen, die sich nur mehr oder weniger mit Wegzehrung versehen hatten, wurde nach Möglichkeit gesorgt.

Wenn sich eine grössere Zahl von Taufgesinnten auf dem sanftansteigenden Grasplatz, der für derartige Versammlungen wie geschaffen war, eingefunden hatte, kam Jesus von der Höhe durch die Schlucht herab und liess sich unter den Leuten nieder, um ihre Nöte anzuhören und sich mit ihnen auszusprechen. Allmählich wurde es üblich, dass die Erweckten an den Sabbaten, statt die Synagogen zu besuchen, sich truppweise in grösseren Scharen einstellten, um am Morgen die Predigt Jesu anzuhören und den Tag über in seiner Nähe zuzubringen.

Es war meist armes Volk, das hier heraufkam. Dann und wann stellten sich auch einige von den reichen Freunden Jesu ein. Einer zog den andern nach und brachte auch solche mit, die Jesus bisher

ferngestanden hatten. Während in Kapernaum die Reichen und die Armen sich nicht kannten, war hier oben nichts von Standesunterschieden zu bemerken. Alles, was heraufkam, musste Kameradschaft halten, die mitgebrachte Reisezehrung teilen und sich zu den Mahlzeiten, bei denen Jesus das Brot zu brechen pflegte, brüderlich zusammensetzen.

Alle Stände waren hier vertreten, wenn auch die kleinen Leute und die Armen weit in der Mehrzahl waren. Nur eine Art von Menschen war zur Freude aller ausgeschlossen, die Frommen, die Anhänger der pharisäischen Partei. Vergeblich hatten einzelne von ihren Spähern sich in die Bergversammlungen einzuschleichen und den Aufenthaltsort Jesu auszukundschaften versucht. Sie fanden den Weg, der auf die Höhe führt, versperrt und konnten noch froh sein, wenn sie mit heiler Haut davonkamen.

Allmählich wurde es natürlich doch bekannt, dass sich Jesus irgendwo hier in den Bergen verborgen halte. Doch als der Synagogenvorsteher sich mit Tiberias in Verbindung setzte, um das Räubernest, wie er es nannte, mit einem Aufgebot von Truppen ausheben zu lassen, ging schon die Zeit zu Ende, die sich Jesus vorgesetzt hatte, in der Einsamkeit der Berge zu verbringen. Judas hatte, ohne Vorwissen der Andern, schon alles vorbereitet, um mit Hilfe der Sikarier das Lager der Taufgesinnten zu verschanzen und gegen einen Angriff zu verteidigen. Doch es kam nicht mehr dazu. Eines Tages rief Jesus seinen vertrauten Jüngerkreis zusammen und erklärte ihnen, dass er die Gegend zu verlassen denke. Die Wochen, die er in der Stille mit den Jüngern

hier verbrachte, hatten ein festes Band um ihn und sie geschlungen.

Jesus hatte den nächsten Sabbat als den Tag bestimmt, wo er zum letzten Mal die Taufgesinnten um sich sammeln wollte. In aller Stille wurde herumgesagt, dass, wer ihn noch zu sehen und zu hören wünsche, bevor er fortziehen würde, an diesem Tage zur Bergversammlung kommen möge.

Am Abend vor dem Sabbat zog sich Jesus auch von dem vertrauten Kreis, der seine Gesellschaft sonst zu teilen pflegte, in sein Felsgemach zurück. Er wollte die Entschlüsse, die er fassen musste, noch einmal überdenken und im Gebet vor seinen Vater bringen. Wenn er sich jetzt wieder auf herodianischem Gebiet an die Öffentlichkeit wagen wollte, war es geraten, eine Anzahl von Jüngern um sich zu haben, die ihn in Stunden der Gefahr umgaben. Es war offenkundig, dass der Plan bestand, sobald er seinen Schlupfwinkel verlassen würde, sich gewaltsam seiner zu bemächtigen. Der Sicherheitsdienst, der von Judas mit Hilfe des Zeloten hier oben eingerichtet worden war, hatte sich bewährt. Jesus war ungestört geblieben und hatte die Verbindung mit den Erweckten in der Gegend aufrecht erhalten können. Die Jünger waren sich schon eins geworden, diesen Dienst, wenn auch in anderer Weise, fortzuführen und etwas wie eine Leibwache um ihn zu bilden, die ihn warnen und gegen hinterlistige Überfälle schützen konnte.

Für Jesus selbst stand der Gedanke im Vordergrund, wie er die Botschaft vom Reich Gottes über den Rest des Landes mit Hilfe seiner Jünger aus-

breiten könnte. Als er mit sich zu Rate ging, wer von den Jüngern, die sich in den letzten Wochen ihm angeschlossen hatten, zu diesem Dienste tauglich wäre, war die Auswahl fast von selbst gegeben. Er hatte es immer als eine besondere Fügung seines Vaters angesehen, dass sich in seinem engsten Verwandtenkreis so selbstlose und unerschrockene Männer, wie die Alphäus- und Zebedäussöhne gefunden hatten. Wie zum Ersatz der eigenen Brüder, die sich zu seinem Schmerze völlig von ihm abgewendet hatten, waren die Vettern ihm zu Brüdern und Mitarbeitern in seinem Gotteswerk geworden. Erst hatten in Kapernaum die Vettern von väterlicher Seite, Matthäus und sein Zwillingsbruder Thomas, dann auch Jakobus, der älteste der Alphäussöhne, mit seinem Sohn Thaddäus sich ihm angeschlossen und sich als treue Helfer in der Erweckungszeit bewährt. Dann waren aus Bethsaida die Vettern von mütterlicher Seite, Jakobus und Johannes, die Zebedäussöhne, hinzugekommen und hatten ihre Teilhaber vom Jonashause, Simon und Andreas, mitgebracht. Zu Simon und Andreas hatten sich die Freunde Philippus und Nathanael bar Tolomäus gesellt. Simon, der älteste und erfahrenste von ihnen, war ganz von selbst der Führer in diesem Kreis geworden. Er hatte sich nicht vorgedrängt. Wenn sie miteinander ein Anliegen an Jesus hatten, war er der Wortführer gewesen. Auch, wo es zu handeln galt, war ihm bei seinem raschen, leichtentzündbaren Temperament die Führerrolle zugefallen. Da er bemittelt war und ohne Worte jedes Opfer brachte, das die Not der Brüder forderte, war auch der grosse Haufe der Taufgesinnten ge-

wöhnt, ihn als den Hirten der Herde Jesu anzusehen. Ohne dass Ordnungen, die auch nur von ferne einer Satzung glichen, erforderlich gewesen wären, war unter den Erweckten etwas wie eine freie Bruderschaft entstanden, in der die meisten einander kannten, in der die Armen an den wohlhabenderen einen Rückhalt hatte.

In den letzten Wochen waren auch die beiden Jünger, die von Haus aus andern Schichten angehörten, der Zelot Simon und der Sikarier Judas in den engsten Kreis der Vertrauten Jesu eingetreten. Sie hatten sich so sehr bewährt, dass niemand sie mehr missen mochte. An Eifer für die Sache standen sie hinter keinem der Vertrautesten zurück.

So hatte sich im Lauf der letzten Wochen aus der Gefolgschaft Jesu ungewollt ein Kreis von zwölf Getreuen herausgebildet, der zur Hälfte aus Verwandten Jesu bestand, und in dem alle kameradschaftlich verbunden waren. Die Zwölfzahl, die dem Zwölfstämmevolk von alters heilig war, mochte als gute Vorbedeutung gelten. Ein neues Israel, der auserwählte Rest des alten, sollte das künftige Volk Gottes sein und nach den Tagen des Gerichts das Reich ererben. Hatten die Zwölf sich erst im Heroldsdienst bewährt, so konnten sie zu seiner Zeit die Führer der Gemeinde Gottes werden.

Es war schon spät geworden, als sich Jesus zur Ruhe niederlegte. Am nächsten Morgen wollte er die Zwölf durch Simon zu sich bescheiden und sie in seinen Dienst berufen.

Schon im Lauf der Nacht hatte sich an dem gewohnten Versammlungsplatz eine grosse Zahl von

Taufgesinnten eingestellt. Bis Sonnenaufgang war der Zuzug beständig angewachsen. Die meisten kamen aus den Ortschaften am See herauf. Kapernaum, Bethsaida und Magdala waren stark vertreten. Doch auch von weit her hatten sich zahlreiche Erweckte eingefunden.

Als in Kapernaum bekannt geworden war, dass Jesus die Gegend zu verlassen denke, war auch im Galiläerviertel bei den Vornehmen und Reichen herumgesprochen worden, ob man nicht die Gelegenheit benützen wolle, Jesus noch einmal aufzusuchen, um sich persönlich zu ihm zu bekennen. Es war sogar bei den Ältesten der Gedanke aufgetaucht, ob man nicht dem Synagogenvorsteher und der judäischen Partei zum Trotz, Jesus einladen solle, in die Stadt zurückzukehren. Ein besonderer Anlass gab den Ausschlag, den Gedanken auszuführen.

Es lebte in der Stadt ein reicher Proselyt, der Hauptmann im Heer des Königs war. Aus seinem Reichtum hatte er die Mittel für den Bau der neuen Synagoge hergegeben. Die Ältesten, die ihm zu Dank verpflichtet waren, hatte er angegangen, ob man nicht Jesus in die Stadt zurückrufen und ihm sicheres Geleit geben könne. Er hatte nämlich einen kranken Knecht, der ihm sehr lieb war, und glaubte, dass ihn Jesus würde heilen können. Die Ältesten sagten des Hauptmanns Bitte zu.

So kam es, dass am Sabbatmorgen ein ganzer Zug von angesehenen und reichen Leuten aus Kapernaum, die Ältesten in ihrer Mitte, auf dem Versammlungsplatz der Taufgesinnten eintraf. Hatte man auch den und jenen schon hier oben angetroffen, so

erregte doch das unerwartete Erscheinen eines so grossen Zuges von Vornehmen unter den Armen ein Erstaunen, das nicht frei von Besorgnis war. Dieselben Herren, von denen sie in letzter Zeit so manches ausgestanden hatten, erschienen hier in ihrem Heiligtum, als ob sie mit zur Bruderschaft der Taufgesinnten gehörten.

Man musste heute lange auf das Erscheinen Jesu warten. Die Leute hatten sich bereits in langen Reihen auf der Bergwiese niedergelassen. Da die Armen sich früher eingestellt und schon die besten Plätze eingenommen hatten, mussten die Reichen sich bequemen, im Hintergrunde Platz zu nehmen. Die Jünger Jesu, die sonst die Versammlung geordnet hatten, fehlten heut. Auch der Posten an dem Engpass unten war nicht besetzt gewesen.

Jesus hatte schon am Morgen die zwölf Jünger durch Simon zu sich beschieden. Sie sassen in der Felsenkammer auf dem mit Schilf belegten Boden um ihn her.

Jesus erklärte ihnen, warum er sie habe rufen lassen. Er habe sie zwölf ausgewählt, dass sie von nun an um ihn sein und ihn auf seinen Wanderungen begleiten sollten. Falls er ihres Schutzes in Gefahren bedürfen würde, wisse er, dass er auf ihre Treue rechnen könne. Er habe aber grösseres mit ihnen vor. Er wolle sie, sobald sie nach Bethsaida zurückgekehrt sein würden, als Herolde aussenden, dass sie in alle Teile Galiläas, die er noch nicht durchwandert hatte, die Botschaft vom Reich Gottes tragen sollten.

Die Zwölf waren mit Freuden bereit, wohin er immer wolle, ihm zu folgen und die Botschaft auszubreiten. Manchen von ihnen hatte die stille Zeit schon allzu lang gewährt. Ihr Ehrgeiz brannte darauf, zu Ehren ihres Meisters Grosses zu vollbringen. Wenn sie jetzt das Land durchzogen und das Reich Gottes aller Orten ausgerufen hätten, so, träumten sie, würde ganz Israel bekehrt und für den Tag des Herrn bereitet sein. Sie wollten alles für ihren Meister wagen und sich selbst nicht schonen. Sein Vertrauen hob ihren Mut. Mit Begeisterung erfüllte sie die Aussicht auf ein weites Feld der Tätigkeit.

Jesus entliess die Jünger. Er wollte sich noch in der Stille auf die Versammlung rüsten. Er sagte sich, dass er zu den meisten wohl zum letzten Male sprechen würde. Noch einmal wollte er alles zusammenfassen, was er schon bei vielen Anlässen im Kreis der Jünger ausgesprochen hatte.

Er stieg den Felspfad hinab, der zum Versammlungsplatz führte, wo eine grosse Menge seiner wartet.

Es war ein klarer Sommermorgen. Aus der Tiefe leuchtete der blaue See herauf. Terrassenförmig stieg jenseits das Plateau von Batanäa an. Weit dehnte sich das sonnenhelle Land, mit Dörfern und Gehöften übersät, bis an den fernen Horizont. Die weissen Dächer der Griechenstädte glänzten aus der Landschaft auf. Ein scharfes Auge konnte Säulenstrassen und Tempelgiebel unterscheiden. Unten am See säumte ein Kranz von Städten, Dörfern und Gehöften das Gelände der schmalen Uferstreifen. In die Gassen von Magdala sah man von oben her hinein. In Ka-

pernaum ragte der Bau der Synagoge aus der Gartenstadt hervor. Die Boote von Bethsaida lagen wie Nussschalen am Strande. Darüber stieg das Bergland bis zum fernen Haupt des Hermons an. Der schneegestreifte Gipfel gab dem ganzen Bilde einen feierlichen Abschluss.

Als Jesus aus der Schlucht trat, überflog sein Blick die Menge. Die Gegenwart sovieler Vornehmer gab dem gewohnten Bilde der Versammlung eine andere Farbe. Die bunten seidenen Gewänder der Reichen stellten die schlichte Tracht des kleinen Mannes in den Schatten. Er erkannte die Ältesten nnd manche von den alten Freunden, die in der letzten Zeit soviel Betrübnis über das arme Volk gebracht hatten. Die satten und selbstzufriedenen Gesichter widerten ihn an. Er zürnte ihnen, dass sie gerade heute, wo er von seinen Armen Abschied nehmen wollte, ihn überfallen hatten, und wandte unwillig den Blick von ihnen ab.

Alles erhob sich ehrfurchtsvoll, als Jesus an den gewohnten Platz trat und sich niederliess. Er grüsste das arme Volk. Bleiche Gesichter, die von Sorge und Entbehrung sprachen, waren zu ihm aufgerichtet, doch aus dem Glanz der Augen, die voll Inbrunst an ihm hingen, sprach etwas wie ein tiefes Glück, das alles Leid der Welt vergessen machte.

Jesus erhob das Haupt und reckte den Arm über die Menge, die um ihn her gelagert war:

„Wohl euch Armen, das Reich Gottes ist euer.

„Wohl euch Hungernden, ihr sollt satt werden.

„Wohl euch Weinenden, ihr sollt lachen.

„Wohl euch, wenn euch die Menschen hassen und verfolgen und Übles von euch reden um meinetwillen.

„Freut euch und frohlocket, euer Lohn ist gross bei Gott. Denn ebenso verfolgten ihre Väter die Propheten."

Aller Augen hingen an Jesu Mund. Die Wolke von Kummer und Trübsal, die die verhärmten Gesichter erst beschattete, zerteilte sich. Ein warmer Sonnenstrahl von Glück färbte die blassen Wangen. Den Reichen war bei seinen Worten nicht wohl zu Mute. Sie sahen zur Seite oder liessen das Auge über die Landschaft schweifen.

Da wandte sich Jesus mit einer unwilligen Gebärde nach ihren Reihen hin, und eine Zorneswallung zitterte in seiner Stimme:

„Wehe euch Reichen, ihr habt euren Trost dahin.

„Wehe euch Satten, ihr sollt hungern.

„Wehe euch Lachenden, ihr sollt weinen.

„Wehe euch, wenn euch die Menschen wohlreden. Denn ebenso haben sie es den falschen Propheten getan."

Einige der Vornehmen lachten aus Verlegenheit. Andere bedeckten das Antlitz mit den Händen, um den Eindruck, den die Worte Jesu auf sie machten, zu verbergen.

Schon bei dem letzten „Wehe" schien in Jesu Stimme der Schmerz den Zorn verdrängt zu haben. Was hatte er nicht alles von diesen Reichen und Gebildeten, die sich so frei zu ihm bekannt hatten, erwartet. Und wie hatten sie ihn enttäuscht. Ein Ton des Vorwurfs lag in seiner Stimme, als er fortfuhr:

„Ihr seid das Salz der Erde. Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man es würzen? Es ist zu nichts mehr nütze. Man wirft es vor die Tür und lässt die Leute es zertreten.

„Ihr seid das Licht der Welt. Kann eine Stadt, die auf dem Berge liegt, verborgen bleiben? So sollte euer Licht leuchten vor den Menschen, dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen."

Jesus fühlte, dass die Worte, die er an die Vornehmen gerichtet hatte, nicht eindruckslos geblieben waren. Vielleicht war es noch möglich, ihr Gewissen zu erreichen, wenn er die Täuschung, die sie blendete, zerriss, als ob er ihrer Freigeisterei und Gesetzlosigkeit jemals das Wort geredet habe.

„Denkt nicht, ich sei gekommen, das Gesetz zu lösen. Nicht zu lösen, bin ich gekommen, sondern zu erfüllen. Wahrlich ich sage euch, nicht ein Jota vom Gesetz wird fallen, bis dass alles, was geschehen soll, geschieht."

Die Stellung Jesu zum Gesetz war leicht misszuverstehen. Er hatte schon ausgesprochen, dass die Geltung des Gesetzes und der Propheten eine Grenze habe. Mit dem Anbruch des Reiches Gottes war alle Weissagung erfüllt, und auch die Zeit des Gesetzes war abgelaufen. „Das Gesetz und die Propheten reichen bis auf Johannes." Das Interim, in dem man seit der Ankündigung des Gottesreiches lebte, gehörte noch zur alten Zeit. Jesus war nicht gesonnen, irgend jemand vom Gehorsam gegen das Gesetz zu entbinden, ehe das Reich Gottes erschienen war. Konnten auch rituelle und zeremonielle Satzungen

weder Reinheit des Herzens zustande bringen, noch ein gutes Gewissen geben, so hatten sie doch den Wert der Zucht, die das Gewissen wach erhält. Nicht lösen, sondern erfüllen, nicht entleeren, sondern vertiefen wollte er das Gesetz. Darum hielt er es für nötig, seinen Zuhörern noch einmal die Gebote, in denen sie von Kind auf unterwiesen waren, ins Gedächtnis zu rufen und von da aus eine Brücke zu schlagen in das Reich der Freiheit, in dem nur noch das eine, das königliche Gebot der Gottes- und der Menschenliebe gelten sollte.

Er begann mit den Pflichten gegen Gott, Almosen geben, Beten, Fasten, wie sie die hergebrachte religiöse Sitte forderte. Er stellte ihre Übung unter das erste der Sinaigebote: Du sollst Gott allein dienen, und bekämpfte die Scheinheiligkeit der Überfrommen, die aus ihrem Gottesdienst ein Schaustück vor den Menschen machten. Er rief die Gotteskinder in das verborgene Heiligtum des Herzens, wo der Mensch mit seinem Gott allein ist.

„Ich sage euch, wenn eure Gerechtigkeit nicht besser ist, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so könnt ihr nicht ins Reich Gottes kommen.

„Hütet euch, euren Gottesdienst vor den Menschen zu tun, um von ihnen gesehen zu werden, ihr habt sonst keinen Dank bei eurem Vater im Himmel.

„Wenn du Almosen gibst, so lass nicht vor dir herposaunen, wie die Heuchler in den Synagogen und auf den Gassen tun, damit sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage dir, sie haben ihren Dank dahin. Sondern, wenn du Almosen gibst, so lass deine linke Hand nicht wissen, was

die rechte tut, damit dein Almosen verborgen bleibe.

„Und wenn ihr betet, seid nicht wie die Heuchler, denn sie lieben es, in den Synagogen und an den Strassenecken zu stehen und zu beten, damit sie von den Leuten gesehen werden. Wahrlich ich sage euch, sie haben ihren Dank dahin. Sondern, wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schliesse die Tür hinter dir zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen.

„Und wenn ihr fastet, seht nicht sauer wie die Heuchler, denn sie entstellen ihr Gesicht, um den Leuten mit ihrem Fasten aufzufallen. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Dank dahin. Sondern, wenn du fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Antlitz, damit du den Leuten nicht auffällst mit deinem Fasten."

Nach den Pflichten des Gottesdienstes ging jetzt Jesus über zu den Pflichten gegen den Nächsten, wie sie auf der zweiten Tafel des Sinaigesetzes geboten sind. Mit starkbetonten Antithesen stellte er dem Buchstaben der Gebote, den man leicht genug erfüllt zu haben meinte, die Forderungen der Gesinnung gegenüber, die die Quelle alles Tuns und Lassens ist:

„Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten, und wer tötet, ist dem Gericht verfallen.

Ich aber sage euch:

Wer seinem Brüder zürnt, ist dem Gericht verfallen. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Du Taugenichts, ist dem Bann verfallen, und wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr, ist der Gehenna verfallen.

Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen.

Ich aber sage euch:

Wer eine Ehefrau ansieht und ihrer begehrt, hat schon in seinem Herzen die Ehe mit ihr gebrochen.

Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst nicht stehlen.

Ich aber sage euch:

Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, die Motten und Rost fressen, wo die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze bei Gott, die weder Motten noch Rost fressen, wo kein Dieb nachgräbt und stiehlt.

Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst nicht falsch schwören.

Ich aber sage euch:

Ihr sollt überhaupt nicht schwören, weder beim Himmel, denn er ist Gottes Thron, noch bei der Erde, denn sie ist der Schemel seiner Füsse, noch bei Jerusalem, denn sie ist die Stadt des grossen Königs, noch bei deinem Haupt, denn du kannst nicht ein einziges Haar schwarz oder weiss machen. Vielmehr sei eure Rede: Ja, das Ja ist, und Nein, das Nein ist. Was darüber ist, ist vom Übel.

Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Weib, Knecht, Magd, Vieh, oder alles, was sein ist. Wer aber seinen Nächsten schädigt, dem soll man wiedertun, wie er getan hat, Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Ich aber sage euch:

Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen, sondern wenn dich jemand auf die Wange schlägt, dem biete

auch die andre dar. Wer dir deinen Rock nimmt, dem lass auch den Mantel. Wer dich eine Meile mitgehen heisst, mit dem geh zwei. Gib dem, der dich bittet und weigere dich nicht, wenn jemand von dir borgen will.

Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben.

Ich aber sage euch:

Liebet eure Feinde. Segnet, die euch fluchen. Tut wohl denen, die euch hassen. Betet, für die, die euch verfolgen. So seid ihr Söhne eures Vaters im Himmel, der seine Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse und regnen lässt über Gerechte und Ungerechte. Denn, wenn ihr liebet, die euch lieben, was ist dabei? Tun nicht die Heiden auch also? Und wenn ihr denen leihet, von denen ihr zu verdienen hofft, was ist dabei? Tun nicht die Sünder auch also? Ihr aber sollt vollkommen sein, denn ihr habt einen Vater, der vollkommen ist.

Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun, das tut ihr ihnen, das ist das Gesetz und die Propheten."

Jesus kam zum Schluss.

„Wer diese meine Worte hört und tut sie, gleicht einem Mann, der sein Haus auf Fels baute. Und der Regen goss, und die Ströme kamen, und die Stürme brausten und stiessen auf das Haus. Aber das Haus fiel nicht; denn es war auf Fels gebaut.

Wer aber diese meine Worte hört und nicht tut, gleicht einem Mann, der sein Haus auf Sand baute. Und der Regen goss, und die Ströme kamen, und die Stürme brausten und schlugen an das Haus, und es fiel ein mit grossem Krachen."

Jesus war zu Ende. Der Himmel wölbte sein tiefes Blau über das weite Land. Die Sonne strahlte über ihren Häuptern. Hoch wie der Himmel waren die Gebote Jesu, fern wie die Sonne von dem Tun der Menschen. Und doch umfasste der Himmel die Erde. Doch wärmte diese Sonne die Herzen seiner Jünger. Wer konnte solches übermenschliche Gesetz erfüllen? Nur einer, sagten sich die Jünger, er, der es verkündet hatte. Was er sagte, lebte er vor ihnen. In allen seinen Forderungen sprach er sich selbst aus. Er beschrieb das Leben, das er als Sohn im Vater führte.

War dies das Gottesreich, in das sie Jesus führen wollte?

So und nicht anders würden sie leben, wenn sein Vater auch der ihre wäre; so würden sie gesinnt sein, wenn sie sich auch als Söhne Gottes fühlen würden.

Jesus hatte das Gesetz vom Sinai nicht abgetan, er hatte es zu sich empor gehoben. Er hatte das Gefäss des alten Glaubens nicht zerbrochen, er hatte es mit neuem göttlichem Gehalt erfüllt.

Das Sittengesetz der Bergpredigt, der kategorische Imperativ der unbedingten Vornehmheit im Handeln und Empfinden, vollendete das alte Gesetz vom Sinai.

Als Jesus die Versammelten entlassen hatte, die mit vielen Tränen und Versicherungen ihrer Treue von ihm Abschied nahmen, trat er an die Ältesten von Kapernaum heran und fragte sie, was sie zu ihm geführt habe. Sie brachten ihren Auftrag vor. Der Hauptmann habe sie gebeten, ein Wort für seinen kranken Knecht bei ihm einzulegen. Durch ihre Für-

sprache wollten sie bekunden, dass Jesus unbesorgt Kapernaum betreten könne. Sie fügten noch viel Gutes über den Hauptmann bei, der, obwohl kein Sohn Abrahams und nur ein Proselyt, doch grosse Liebe zum Volk Gottes habe. Auch Jesus wisse ja, dass die Gemeinde ihm den Bau der Synagoge zu verdanken habe. Zum Schluss beteuerten die Ältesten mit vielen Worten, dass sie das Vorgehen des Synagogenvorstehers gegen Jesus keineswegs gebilligt hätten. Er habe in der Stadt noch immer Freunde, die es sich zur Ehre rechnen würden, ihn gegen Anfeindungen in Schutz zu nehmen.

Jesus erwiderte, dass es nicht seine Absicht gewesen sei, nach Kapernaum zurückzukehren, dass er aber der Bitte des Hauptmans willfahren werde.

Er entliess die Ältesten und zog sich mit den Zwölfen in die Felskammern zurück.

Viertes Kapitel.

Bei Tagesanbruch verliess Jesus mit den zwölf Jüngern seine Zufluchtstätte in den Bergen. Es war ein dunkler Morgen. Der See war noch in Nebel eingehüllt, der ganze Osten von bleiernem Gewölk verhängt.

Als die ersten Häuser von Kapernaum in Sicht kamen, machten die Jünger Jesus darauf aufmerksam, dass sie am Eingang der Stadt erwartet wurden. Inmitten einer Ansammlung von Menschen erkannte man den Hauptmann. Als Jesus nahte, trat der Hauptmann mit grosser Ehrerbietung an ihn heran und sprach ihm seinen Dank aus, dass er die Bitte der Ältesten habe erfüllen wollen. Er möchte ihn nun aber weiter nicht beschweren.

„Herr", fuhr er fort, „mache dir keine Mühe. Ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach kommst, habe mich auch nicht wert geachtet, in dein Haus zu kommen. Aber sprich ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn wenn ich auch keinen hohen Rang bekleide, so habe ich doch Kriegsknechte unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh, so geht er, und zu einem andern: Komm, so kommt er, und zu meinem Knecht: Tue das, so tut er's."

Als Jesus diese Worte hörte, vermochte er seine Überraschung nicht zu verbergen und wandte sich an seine Jünger:

„Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden."
Dann entliess er den Hauptmann mit den Worten:
„Dir geschehe nach deinem Glauben."

Als der Hauptmann sich entfernt hatte, drängten sich viele Erweckte und Taufgesinnte heran, die Jesus lebhaft willkommen hiessen und in die Stadt geleiteten.

Schon von weitem sah Jesus, dass die Fensterläden seines Hauses geschlossen waren. Hof und Garten waren wie ausgestorben. Das Tor war fest verriegelt. Nach langem Klopfen kam der Knecht zum Vorschein. Er berichtete, dass Maria nach dem Fortgang Simons auf das Drängen des Jakobus zu den Brüdern gezogen war und ihn als Wächter im Haus zurückgelassen hatte.

Jesus liess ihn die Läden im Saal öffnen und befahl ihm, für die Jünger ein Mittagsmahl zu richten. Zuvor aber sollte der Knecht zu seiner Mutter gehen und ihr und den Brüdern seine Heimkehr mitteilen. Bald kam auch vom Haus des Hauptmanns einer hergelaufen, der erzählte, dass der Knecht, der noch am Morgen zwischen Tod und Leben hing, von seinem Lager aufgestanden sei.

Indessen hatte sich im Hof und auf der Strasse eine Menge Menschen angesammelt, auch der Saal begann sich mit Besuchern zu füllen. Es war Sitte, dass wenn jemand von der Reise heimkehrte, seine Nachbarn und Bekannten kamen, um ihn zu bewillkommnen. Zum Verdruss Jesu erschien unter den Gästen auch der Synagogenvorsteher mit den Schriftgelehrten der Stadt. Sie begrüssten ihn, als ob es niemals etwas zwischen ihnen gegeben hätte. Mehr noch als der Anblick seiner Gegner erregte Jesus,

was der Knecht, der eben wiederkam, ihm meldete. Jakobus hatte auf die Botschaft von der Rückkehr seines Bruders kaum hingehört und ihm die Bitte, ihn bei der Mutter vorzulassen, abgeschlagen.

Während Jesus seine Gäste an der Tür begrüsste, hatten die Schriftgelehrten schon die Ehrenplätze eingenommen. Als Jesus in den Saal trat, luden sie ihn ein, in ihrer Mitte Platz zu nehmen, als ob sie hier die Wirte wären.

Obwohl die Läden weit geöffnet waren, herrschte Halbdunkel im Saal. Die Wetterwand, die an der andern Seite des Sees stand, verfinsterte die Luft. War es die schwüle Atmosphäre, war es die Gegenwart der Pharisäer, auf allen, die sich eingefunden hatten, lag ein Druck. Nach den üblichen Begrüssungen und Höflichkeitsbezeugungen wollte die Unterhaltung nicht in Fluss kommen. Jesus selbst war einsilbig. Er wusste, dass jedes seiner Worte belauert wurde. Erst als die kleinen Leute zu Worte kamen, wurde die Stimmung unbefangener. Der Synagogenvorsteher und die Schriftgelehrten sassen stumm dabei und folgten mit Ohr und Auge den Gesprächen. Da es den Anschein hatte, als ob sie übersehen würden, wollten sie sich eben schon entfernen, als ein Vorfall auf der Strasse sie veranlasste, zu bleiben.

Vier Männer, die auf einer Wollmatratze einen lahmen Knaben trugen, hatten den Versuch gemacht, sich einen Zugang in den Hof zu bahnen. Vergeblich suchten sie den Leuten klar zu machen, dass sie mit ihrem Kranken hier mehr Recht hätten, als die neugierigen Gaffer, die von den Worten Jesu doch nichts hören könnten. Aber die Angesprochenen

hiessen die Krankenträger still sein und blieben wie eine Mauer stehen.

Die Träger gaben den Versuch nicht auf, sich einen Zugang in das Haus zu bahnen. Da vom hintern Hof, zu dem man von der Seitengasse gelangen konnte, eine Treppe auf das Dach hinaufging, meinten sie, dass man vielleicht von da aus in dass Innere gelangen könne. Bald sah die Menschenmenge, die den Vorgang aufmerksam verfolgte, wie sie den Kranken mit seinem Bett über die steile Treppe zum Dach hinaufzogen. Einem von den Krankenträgern war es eingefallen, dass der Saal zur Zeit des Vorbesitzers oben offen war. So machten sie sich dran, die Kiesschicht abzugraben und die Bohlen, die darunter waren, freizulegen. Dann sah man, wie sie Seile vom Hof holten und durch die Henkel der Matratze zogen, um den Kranken in den Saal hinabzulassen. Endlich hoben sie die Bohlen von der Decke weg.

Die Versammlung unten war nicht wenig überrascht, als sich plötzlich über ihnen ein Stück blauer Himmel auftat und eine Bahn von Licht, in der die Sonnenstäubchen tanzten, in den dunkeln Raum hinabfiel. Verwundert blickte alles in die Höhe. Auch Jesus hielt im Sprechen inne. Da schwebte aus der Öffnung die Matratze in die Tiefe nieder. Acht Arme langten von der Decke herab und liessen vorsichtig die Seile durch die Hände gleiten, bis der gelähmte Knabe vor den Füssen Jesu lag.

Im ersten Augenblick glaubte Jesus, seine Feinde hätten wieder einen neuen Anschlag abgekartet, doch ein Blick auf die treuherzigen Gesichter, die

von oben niederschauten, sagte ihm, dass nur aufrichtiger Glaube soviel Schwierigkeiten hatte überwinden können.

Als der Knabe sich im Saal umschaute und den Synagogenvorsteher neben seinem Bette stehen sah, kroch er angstvoll in sich zusammen. Wie oft schon hatte ihm der alte Eiferer in seinem Elternhaus die Hölle heiss gemacht, weil seine Krankheit ein Beweis von seinen grossen Sünden sei. Er erwartete auch jetzt nichts andres als ein Strafgericht. Da fiel sein Blick auf Jesus, und er reckte flehend die gekrampften Hände zu ihm hin. Da der Synagogenvorsteher seine hässlichen Gedanken nicht verbergen konnte, merkte Jesus, weshalb der Knabe so erschrocken war. So beugte er sich freundlich zu ihm nieder, legte ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit die Hand unter den Kopf und sagte zu ihm:

„Kind, deine Sünden sind dir vergeben."

Niemand nahm Anstoss an den Worten, die im Munde Jesu so natürlich klangen. Nur der Synagogenvorsteher schnellte empor, als ob ihn eine Viper gestochen hätte. Mit hastigen Gebärden winkte er den Schriftgelehrten, sich mit ihm zu entfernen.

„Wer kann Sünden vergeben, als Gott allein?" zischelte er aufgebracht den Leuten zu, die nicht recht wussten, was so Arges an den Worten Jesu sei.

Jesus, der ihn verstanden hatte, hielt die Pharisäer mit einem Blicke fest.

„Was dünkt euch? — Was ist leichter, zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben? oder zu sagen: Stehe auf und wandle?

„Damit ihr aber wisst, dass der Mensch auf Erden

Macht hat, Sünden zu vergeben", — und dabei wandte er sich an den Knaben — „sage ich dir: Stehe auf, nimm dein Bett und geh nach Haus."

Obwohl im Grunde niemand zweifelte, dass, was Jesus zu dem Knaben sagte, unfehlbar im nächsten Augenblick geschehen würde, wirkte doch, als nun der Knabe sich erhob und seine Lahmheit wie einen Traum von sich schüttelte, das Eintreten der Tatsache nicht anders als ein Gottesgericht. Entsetzt starrte der Vorsteher den Knaben an. Die Schriftgelehrten standen wie versteinert. Die Menge aber geriet dermassen ausser sich, dass alles rings in Lobgesänge ausbrach, die sich vom Saal in den Hof hinaus und vom Hof auf die Strasse fortpflanzten.

Als erster raffte sich der Synagogenvorsteher auf. Erhobenen Haupts verliess er die Versammlung. Die andern folgten ihm. Nur ein junger Schriftgelehrter rückte unschlüssig hin und her. Er kämpfte mit einer schweren inneren Erschütterung. Endlich erhob er sich und ging, in sich gekehrt, den andern nach.

Bei der Bewegung, die der Aufbruch mit sich brachte, hatte man den Knaben fast vergessen. Nur die Träger, deren Leiber noch über der Öffnung hingen, jubelten ihm zu. Jesus hiess sie herunterkommen. Sie kamen und wussten sich vor Freude kaum zu lassen. Dann nahmen sie den Knaben, der an Jesu Halse hing, mit vielen Dankesworten in Empfang.

Die Gäste räumten jetzt auf Jesu Wunsch den Saal. Auch die Leute, die sich draussen auf dem Hof und auf der Strasse drängten, liess Jesus bitten, nach Haus zu gehen. Aber die Menge wollte nichts von Fort-

gehen wissen, und verlangte, ihn zu hören. Um den Auflauf von seinem Hause abzuziehen, liess Jesus hinaussagen, man möge sich an den Strand begeben, auf den Platz an der Landungsstelle; dort werde er zu ihnen reden.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von der Rückkehr Jesu in der Stadt verbreitet. Auf dem Markt und in den Schenken waren die Ereignisse des Tages besprochen worden. Als bekannt wurde, dass Jesus noch zum Volk reden würde, lief alles nach dem Strand, wo bald die halbe Stadt versammelt war.

Nur mit Mühe konnte sich Jesus mit den Jüngern einen Weg zur Landungsstelle bahnen. Als sie zu den Booten kamen, und Simon sich anschickte, sein Schiff vom Ufer loszumachen, glaubte die Menge, dass Jesus abfahren und die Stadt verlassen wolle. Alles bestürmte ihn und wollte ihn nicht ziehen lassen, bis er versicherte, dass er noch nicht an Abfahrt denke und nur vom Boot aus zu der Menge reden wolle, damit er besser zu verstehen sei.

Nun erst konnte Simon das Boot vom Ufer stossen und nicht weit vom Strand vor Anker legen. Jesus liess sich auf dem Vorderdeck des Schiffes nieder und winkte, über dem Wasser sitzend, der Menge Schweigen zu.

Von der Rede, die Jesus vom Boot aus hielt, sind den Jüngern zwei Gleichnisse in Erinnerung geblieben.

Jesus liebte die Gleichnisrede. Sie machte den Gedanken auch dem einfachen Verstande klar und prägte sich leichter dem Gedächtnis ein. Nicht von ungefähr

pflegte Jesus dem ersten Gleichnis meist ein zweites nachzuschicken. Die Sache konnte von verschiedenen Seiten beleuchtet werden, und der springende Punkt kam deutlicher heraus. Die Verdoppelung der Gleichnisse entsprach der Doppelseitigkeit der Dinge. Sie schützte gegen übereilte Folgerungen und verhinderte den Hörer am Bild zu kleben, statt die Sache zu erfassen. Das Bild ersetzt dem Orientalen den Begriff. Einsichten und Grundsätze, die wir Abendländer auf Begriffe und Formeln bringen, spricht der Morgenländer in Gleichnissen und Sprüchen aus. Dies Verfahren hat vor unsrer abstrakten Redeweise den Vorzug, dass es sich niemals in leere Allgemeinheiten verlieren kann und nötigt, die allgemeine Wahrheit in der einzelnen Erscheinung anzuschauen. So bleibt der Gedanke im Bereich der Wirklichkeit und muss sich auf die Analogie der Erfahrung gründen.

Es ist richtig, dass die Bilderrede leicht der Bestimmtheit des Begriffs entbehrt. Liegt der Gedanke, den das bildliche Gewand zugleich verhüllt und sichtbar macht, dem Zuhörer noch fern, so wird das Gleichnis ihm zum Rätsel und bedarf der Auflösung. Auch dieser Mangel kann sein Gutes haben. Nicht alle Hörer besitzen die gleiche Fassungskraft. Dieselbe Wahrheit kann dem einen verständlich und dem andern noch verschlossen sein. Bei der Gleichnisrede geht keiner leer aus. Auch als Rätsel bleibt das Gleichnis im Gedächtnis haften und reizt, der Lösung nachzusinnen.

Die Dinge, die Jesus heut dem Volk zu sagen hatte, waren keine Geheimnisse. Der Inhalt seiner Rede

war durch die Umstände gegeben. Man wusste, dass er heute oder morgen Kapernaum verlassen würde. Es konnte den Anschein haben, als ob er sein angefangenes Werk im Stiche lasse, ohne zu fragen, ob die ausgestreute Saat zur Reife kommen würde. Die Botschaft vom Reich Gottes war nicht umsonst verkündet worden. Kein Wort Gottes bleibt ohne Widerhall. Mag auch die Wirkung lange auf sich warten lassen, endlich muss sie doch zum Vorschein kommen. Den Leuten, die um ihr Seelenheil bekümmert waren, musste Jesus Mut einsprechen und sie überzeugen, dass die Errettung nicht das Werk des Menschen, sondern Gottes ist.

„Mit der Botschaft vom Reich Gottes ist es, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und wacht, Nacht und Tag, und der Same geht auf und wächst, auch ohne dass er darum weiss. Von selbst bringt die Erde Frucht hervor. Zuerst den Halm, sodann die Ähre, zuletzt den vollen Weizen in den Ähren. Wenn aber die Frucht sich neigt, schickt man die Sichel, denn die Erntezeit ist da."

Den Unbekümmerten musste die andre Seite der Wahrheit vorgehalten werden, dass die Errettung nicht nur Gottes, sondern auch des Menschen Werk ist. Sollten die Ängstlichen sich zuversichtlich Gottes Wirken überlassen, so mussten die Sorglosen an ihre eigene Verantwortung erinnert werden.

„Höret ein anderes Gleichnis: Siehe ein Säemann ging aus, zu säen. Und beim Säen fiel etliches auf den Weg und die Vögel kamen und frassen es. Und etliches fiel auf steiniges Land und es ging auf; doch weil es nicht viel Boden hatte, wurde es welk, und

als die Sonne aufging, verdorrte es. Und etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen und erstickten es. Und etliches fiel auf gutes Land und brachte Frucht und trug dreissigfältig, sechzigfältig und hundertfältig. — Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

So schloss Jesus seine Rede.

Vom Boot aus bat er noch, dass sich alle nach Haus begeben möchten. Dann stieg er selbst ans Land.

Das Volk zerstreute sich. Als man sah, dass sich auch Jesus mit den Jüngern nach Haus begab, schien die Furcht, dass er die Stadt verlassen würde, unbegründet. Doch nicht alle, die Jesus hatten sehen und hören wollen, waren an diesem Vormittag zu ihrem Recht gekommen. Gerade seine treusten Anhänger, die Tagelöhner und Handwerker, die auf Arbeit waren, hatten fern bleiben müssen. Darum drangen sie zur Mittagszeit, ehe noch Jesus die Menge am Strand entlassen hatte, in sein Haus ein und warteten dort seine Rückkehr ab.

Man hätte denken sollen, dass die Mutter Jesu und seine Brüder inzwischen Zeit gefunden hätten, sich nach ihm umzutun. Maria hatte sich auch auf den Weg gemacht. Da die Brüder sie nicht begleiten wollten, war sie allein gegangen. Da begegnete ihr auf der Strasse der Synagogenvorsteher und nötigte sie, mit ihm umzukehren.

Er war eben aus Jesu Haus gekommen und hatte sich schon unterwegs den Kopf zerbrochen, wie er den Lästerer zu Grunde richten könnte. Als ihm die Mutter Jesu in den Weg lief, kam ihm ein schänd-

licher Gedanke. Sie und die Brüder Jesu sollten ihm als Werkzeug dienen.

Schon oftmals glaubte er bei Jakobus, dem Haupt des Davidshauses, etwas wie Eifersucht auf seinen Bruder bemerkt zu haben. Zwar in der ersten Zeit, als Jesus anfing, bei den Frommen Anstoss zu erregen, hatte Jakobus sich bemüht, ihn zu entschuldigen. Doch als das Ärgernis sich mehrte, liess sein Eifer, den Bruder zu verteidigen, nach. Aber auch jetzt noch würde er vor den Leuten auf ein Glied des Davidshauses nichts haben kommen lassen. Der Synagogenvorsteher sagte sich daher, dass, wenn er ihn als Werkzeug benützen wolle, er sich den Anschein geben müsse, als sei es ihm nur um die Ehre der Familie zu tun. Er musste den besorgten Freund des Hauses spielen und durfte sich nichts merken lassen, wenn er die Eifersucht des Bruders schürte.

Als Maria, die Unheil ahnte, ihn auf dem Weg bestürmte, ihr zu sagen, was am Morgen vorgefallen sei, schwieg er sich aus. Erst als sie ins Haus gekommen waren und die Brüder sich versammelt hatten, zog er die Schleusen seines Unmuts auf, verketzerte und verwünschte Jesus, den er massloser Überhebung zieh, die selbst vor Lästerungen nicht zurückschrecke. Das Wort von der Vollmacht Sünden zu vergeben, stellte er, ohne die Heilung des gelähmten Knaben zu erwähnen, als einen Frevel an der Ehre Gottes hin. Was solle daraus werden, wenn jetzt jedermann im Namen Gottes Sünden vergeben wolle? Dann möge man gleich den Tempel und den Altar Gottes abbrechen und das Gesetz in Stücke reissen. Wozu noch Opfer für die Sünden bringen?

Wozu noch ein Versöhnungstag? Wozu der ganze Tempeldienst? Es bliebe ihm jetzt keine Wahl mehr, er müsse dem Hohen Rat von solchen Freveln Anzeige erstatten. Jesus müsse vor Gericht gestellt und wegen Gotteslästerung gesteinigt werden.

Die Brüder waren kreidebleich geworden. Welche Schande hatte Jesus über das Davidshaus gebracht! Maria blickte in ihrer Seelenangst bald auf den Ankläger, bald auf Jakobus, von dem sie Rettung hoffte.

Sobald der Synagogenvorsteher der Wirkung seiner Worte sicher war, lenkte er ein und begann zu überlegen, wie das äusserste vielleicht noch abgewendet werden könne. Als käme ihm ein rettender Gedanke, warf er die Frage hin, ob Jesus, als er die verhängnisvollen Worte sprach, auch seiner Sinne mächtig gewesen sei. Schon lange Zeit sei er für seinen Geisteszustand besorgt gewesen. Es sei wohl richtiger, ihn als einen Kranken zu behandeln, als ihm zuzurechnen, was er vielleicht in einem Wahnsinnsanfall geredet habe. Wenn auch die Mutter und die Brüder seine Überzeugung teilten, sei er berechtigt, von einer Anzeige beim Hohen Rate abzusehen. Dann aber sei es unerlässlich, sofort den Geisteskranken festzunehmen und an einen sichern Ort zu bringen.

Maria starrte wie verstört den Synagogenvorsteher an. Der schreckliche Gedanke, dass sie an den Irrsinn ihres Sohnes glauben solle, rang in ihrer Seele mit der Angst vor einem Lästerungsprozesse, dessen Ausgang nur zu sicher schien. Sie hatte schon zu schmerzliche Enttäuschungen an ihrem Sohn erlebt.

Jakobus atmete auf. Er erklärte dem Synagogenvorsteher, dass er mit allem einverstanden sei, was

seinen Bruder vor dem äussersten bewahren und dem Davidshaus die Schande eines Lästerungsprozesses ersparen könne. Wenn man den Frevel seines Bruders durch Geistesstörung zu entschuldigen vermöge, müsse das nötige sofort geschehen.

Der Synagogenvorsteher begann nun mit Jakobus die weiteren Schritte zu beraten. Der Anschein müsse vermieden werden, als ob er bei dem Vorgehen gegen seinen Bruder irgend die Hand im Spiele habe. Er könne mit um so besserem Gewissen den Schuldigen dem Arm der strafenden Gerechtigkeit entziehen, wenn die Festnahme des Geisteskranken ohne sein Zutun von seiner eigenen Familie veranlasst worden sei. Auch müsse aller Lärm vermieden werden. Er werde Jesu Haus von zuverlässigen Leuten bewachen lassen. Damit die Jünger nicht auf den Gedanken kämen, sich zur Wehr zu setzen, müssten die Brüder Jesus aus dem Hause locken. Am besten sei es, wenn die Mutter mit den Brüdern ginge, damit Jesus keinen Argwohn schöpfe.

Maria krampfte sich das Herz zusammen, sie wollte aufspringen und die Leute auf der Strasse zu Hilfe rufen. Aber Jakobus, der den Kampf in ihrer Seele sah, begann so heftig auf sie einzureden und ihr die Folgen ihrer Weigerung in so grellem Lichte auszumalen, dass sie zuletzt die Arme sinken liess und sich dem harten Manne willenlos ergab.

Als Jesus in sein Haus kam, fand er den Saal von Gästen überfüllt. Es waren die getreusten unter seinen Anhängern. Er mochte sie nicht wegschicken, obwohl an Essen nun nicht mehr zu denken war.

Auch sie hatten um seinetwillen ihr Mittagsmahl versäumt. Sie, wie in frühern Zeiten, als Gäste an seinen Tisch zu ziehen, war bei dem Mangel an Bedienung und an Vorräten nicht möglich.

Noch immer schien der blaue Himmel in den Saal hinein. So bat Jesus Simon, er möchte erst hinaufgehen und mit dem Knecht das Dach in Ordnung bringen.

Als Simon mit der Arbeit fertig war und vom Dache Umschau hielt, sah er in einer nahen Gasse den Synagogenvorsteher von einem Trupp Lastträger umgeben, an die er Knüttel austeilte. Neugierig, was das bedeuten möchte, legt Simon sich platt aufs Dach und beobachtet, wie der Vorsteher erst das Haus durch seine Männer umstellen lässt und sich dann schnell entfernt. Nach einer Weile kommt er in Begleitung der Mutter und der Brüder Jesu wieder, wechselt einige Worte mit Jakobus, macht ihn auf die ausgestellten Wachen aufmerksam und zieht sich dann zurück.

Simon springt die Treppe hinab, lässt Jesus aus dem Saal rufen und teilt ihm mit, was er gesehen. Der nur zu naheliegende Verdacht, dass auch die Mutter und die Brüder Jesu bei dem Anschlag die Hand im Spiele hätten, wollte fast nicht über seine Lippen.

Jesus kehrte in den Saal zurück.

Als er jetzt wieder das Gespräch aufnahm, warf einer von den Zwölfen, den noch die Rede am See beschäftigte, eine Frage auf:

„Wie war das mit dem Gleichnis vom Säemann? Was meintest du mit den verschiedenen Arten des Ackerlandes, auf das der Same fiel?"

Auch die andern baten um Auslegung.

„Habt ihr das Gleichnis nicht verstanden?" erwiderte verwundert Jesus. „Wie wollt ihr da Gleichnisse verstehen?" —

„Der Same ist das Wort Gottes. Was auf den Weg fällt, sind, die es hören, aber der Feind kommt und reisst das Wort von ihren Herzen. Was auf steiniges Land gesät ist, das sind, die das Wort hören und mit Freuden aufnehmen, aber es hat keine Wurzel in ihrem Herzen; und es währt nicht lange, so kommen Trübsal und Verfolgung um des Wortes willen und sie nehmen Ärgernis. Was aber unter die Dornen fiel, das sind, die das Wort hören, und die Sorgen dieser Welt und der Betrug des Reichtums ersticken es, und es bleibt ohne Frucht. Was aber auf das gute Land gesät ist, das sind, die das Wort hören und verstehen und Frucht bringen in Geduld."

Noch hatte Jesus nicht geendet, da tat sich das Tor an der Strasse auf. Die Brüder und die Mutter Jesu kamen über den Hof gegangen. Der Klopfer schlug an die Haustür an.

Einer von den Jüngern erhob sich und ging hinaus. Man hörte Worte wechseln. Der Jünger bat die Draussenstehenden, hereinzukommen. Jakobus fragte, ob Leute im Saal wären. Als der Jünger es bejahte, sagte Jakobus, dann wäre es ihm lieber, wenn Jesus sie in sein Haus begleiten würde. Er bäte ihn herauszurufen.

Der Jünger kam zurück und meldete:

„Deine Mutter und deine Brüder stehen draussen und wollen dich sehen."

Jesus fuhr auf:

„Wer ist meine Mutter und meine Brüder?" — Seine Stimme zitterte vor Erregung; dann reckte er die Hand aus über seine Jünger:

„Das sind meine Mutter und meine Brüder. Denn wer den Willen meines Vaters tut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter."

Bei der atemlosen Stille war jedes Wort, das Jesus sprach, auch für die Draussenstehenden vernehmbar. Gleich darauf sah man die Brüder und Maria den Hof verlassen.

Noch niemals hatte jemand Jesus so erregt gesehen. In dem Stahlklang seiner Stimme schwirrte ein Ton von herbstem Weh.

Die Jünger sahen sich betroffen an. Was hatte Jesus dahin bringen können, sich von den Seinen los zu sagen? — Simon war der einzige, der den Zusammenhang verstand.

Jesus entliess jetzt die Versammlung. Nur die Zwölf blieben zurück. Mit wenigen Worten erklärte ihnen Jesus, was vorgegangen war. Er könne nicht mehr unter diesem Dache bleiben. Er müsse fort.

Jesus war nicht im Zweifel, dass Maria ein Opfer der Arglist seiner Feinde geworden war. Aber er wusste nur zu gut, dass sie, so lange Jakobus über sie Gewalt behielt, den Weg zu ihm nicht finden würde.

Im Lauf des Nachmittags traf Jesus verschiedene Anordnungen, aus denen sich ergab, dass er auf sein Besitzrecht an Haus und Hof verzichtet hatte. Als alles geordnet war, gab er dem Knecht die

Schlüssel und sagte ihm, seine Mutter sei künftig seine Herrin und die alleinige Besitzerin von Haus und Hof.

Während die Jünger noch einen Imbiss nahmen, streifte Simon an der Mauer des Gehöfts umher und kam mit der Nachricht wieder, dass das Haus noch immer von der Wachmannschaft umstellt sei. Aus den Reden, die er belauscht hatte, ging hervor, dass die Leute den Auftrag hatten, Jesus nicht aus dem Haus zu lassen, bis die Herodianer von Tiberias eingetroffen seien. Alle spotteten der Scharwächter und meinten, wenn auch ein Heer sich um das Haus gelagert hätte, sie würden sich schon durchschlagen und Jesus mit ihren Leibern decken.

Der Abend kam heran. Ein scharfer Nordwind trieb blauschwarze Wolkenmassen vor sich her. Wetterleuchten und fernes Grollen kündeten ein schweres Gewitter an. Auf der Strasse liefen die Leute ängstlich hin und her. In den Häusern schloss man die Läden und zündete die Lichter an.

Die Nacht brach herein. Die Jünger standen auf dem Hof bereit. Als Jesus aus dem Haus trat, nahmen ihn die Jünger in die Mitte und stürmten, ehe die Wachen zur Besinnung kamen, aus dem Tor heraus. In schnellem Schritt erreichten sie den Strand. Nur wenige Schiffe, die den Hafen suchten, waren noch auf dem See. Simon machte sein Boot los. Als Jesus eben im Begriff war, auf der ausgelegten Planke einzusteigen, trat ein Schriftgelehrter, auf den niemand geachtet hatte, an ihn heran. Es war derselbe, der am Vormittag, als die Pharisäer

das Haus verliessen, eine Zeit lang unschlüssig zurückgeblieben war.

„Rabbi", sagte er, und ein tiefer Ton von Ehrfurcht klang aus seiner Stimme. „Ich will dir folgen, wohin du gehst."

Jesus sah ihm in das ernste Auge und schüttelte das Haupt.

„Die Füchse haben Gruben, die Vögel haben Nester; ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege."

Jesus war heimatlos geworden.

Das besorgte Auge Simons schaute nach dem Himmel aus. Die Vögel flogen ängstlich hin und her. Der Wind, der stossweise den See aufwühlte, stand gegen sie. Zu andern Zeiten wäre er um keinen Preis bei solchem Wetter ausgefahren. Wer aber durfte jetzt an Umkehr denken?

Sie stiessen ab. Bei der Kraft des Windes gelang es nicht, die Segel aufzuziehen. Alle griffen die schweren Ruder an.

Die beiden letzten Tage hatten die Kräfte Jesu überanstrengt. Als er sich im Vorderteil des Bootes niederliess, befiel ihn eine grosse Müdigkeit. Simon schob ihm ein Kissen unter. Er sollte doch haben, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Trotz des Getöses, mit dem die Wogen an die Schiffswand schlugen, schlief Jesus ein.

Die Jünger gaben sich über die Gefahr, in der sie schwebten, keiner Täuschung hin. Aber sie waren guten Muts. Das Bewusstsein, dass ihres Meisters Leben in ihrer Hut sei, stählte ihre Kraft. Dass er bei solchem Wetter schlafen konnte, beruhigte sie.

Sie kamen bis auf den halben See. Da brach der Sturm mit furchtbarer orkanartiger Gewalt los. Das Schiff krachte in allen Fugen. Die Mahlsteine der Wogen wollten es zermalmen. An Rudern war nicht mehr zu denken. Alle Hände hatten genug zu tun, das Wasser, das mit jedem Wogenberge über die Bordwand schoss, aus dem Boot zu schöpfen. Simon hielt das Steuer mit seinen Fäusten fest, als wäre es in einen Schraubstock eingespannt.

Eine Stunde nach der andern verging im Kampf mit dem Orkan. Jesus schlief noch immer. Hatten sich die Jünger zuerst an seiner Ruhe aufgerichtet, so stieg jetzt Unmut in ihrer Seele auf. Wenn er doch wenigstens die Todesangst mit ihnen teilen wollte! Als endlich auch das Steuer brach, und alle glaubten, dass ihr letztes Stündlein gekommen sei, da war auch ihre Ehrfurcht vor dem Meister aus. Sie rüttelten ihn wach und schrieen ihn verzweifelt an:

„Herr, fragst du nichts danach, dass wir zu Grunde gehen?"

Jesus schlug die Augen auf. Was war mit diesen Fischern, die sonst so seelenruhig waren, vorgegangen? Alle schrieen durcheinander, die einen verwünschten die unbesonnene Fahrt, die andern beteten, als hätten sie den sichern Tod vor Augen.

Mit einem Blick sah Jesus die Gefahr, und sah das Unheil, das sie in den Herzen seiner Jünger angerichtet hatte. War es nicht um seinetwillen, dass sie sich in solche Not begeben hatten? Sollten Sturm und Wellen über ihn gewinnen, was Hass und Arglist seiner Feinde nicht vermochten? Sollte ein Aufruhr der Natur sein Leben enden? Hat Gott den Men-

schen nicht zum Herren über seiner Hände Werk gemacht?

Jesus richtete sich auf, reckte den Arm aus, ballte seine Faust, als ob er einem Untier Auge in Auge sähe, und donnerte in den Sturm hinein:

„Schweig und verstumme!"

Erkannten Sturm und Wellen die Herrschergrösse des Menschen an? Oder gab eine Zufallslaune Antwort auf die Stimme, die den Sturm beschwor? Urplötzlich fegten athmosphärische Gewalten den Himmel rein und drückten mit breiten Händen die empörten Wogen nieder, bis die Wasserfläche einer Himmelswiese glich, auf deren Grunde tausend goldene Sterne blühten.

Nur ein sanfter Tadel mahnte die erschrockenen Jünger an die Grenzen ihres Gottvertrauens:

„Was seid ihr so furchtsam? Wie dass ihr keinen Glauben habt?"

Erst als die Nachtgespenster der Todesfurcht mit dem Gewölk zerronnen waren, kamen die Jünger zu sich selbst und fragten sich:

„Wer ist doch der, dass ihm auch Sturm und See gehorchen?"

Man mag über die Handlungsweise Jesu denken wie man will; man mag sie seltsam oder unbegreiflich finden; man mag dem wilden Ausbruch seines Herrscherwillens den stoischen Gleichmut eines Cäsar entgegenhalten, der in gleicher Lage seinem Schiffer zurief: Du trägst den Cäsar und sein Glück; man mag Ozeanriesen, die an Eisbergen wie Glas zersplittern, zu Zeugen nehmen für des Menschen Ohnmacht gegenüber der Naturgewalt, — die Jünger, die diese Sturm-

nacht miterlebten, sind überzeugt gewesen, dass sich der Sturm dem herrischen Gebote ihres Meisters beugte.

Die Berglinie des Ufers, das sie vor sich hatten, zeichnete sich deutlich gegen den nächtlichen Himmel ab. Die Fischer erkannten, dass sie den halben See hinabgetrieben waren und dass die steile Klippenwand, an der sie fast gescheitert wären, nahe am Hafen von Korazin gelegen sei.

Da alle übermüdet waren, beschloss man die Nacht im Boot zuzubringen und die Fahrt nach Bethsaida auf den nächsten Morgen zu verschieben. An einer seichten Stelle nördlich der Felswand liess man das Schiff vor Anker gehen.

Bei Sonnenaufgang wölbte sich ein wolkenloser Himmel über Land und See. Die Luft war nach dem nächtlichen Gewitter von so kristallener Klarheit, dass das jenseitige Ufer wie zum Greifen nahe lag. Wie war es möglich, dass die Sturmnacht einen Todesabgrund zwischen den freundlichen Gestaden aufgerissen hatte? Drüben warfen die Paläste des Herodes ihre Spiegelbilder in den See. Der Bergstock zwischen Tiberias und Magdala wuchs in die klare Wasserflut hinab. Aus den Gärten von Genezaret blinkten die weissen Dächer von Kapernaum. Rechts von der Jordanmündung sah man die Boote von Bethsaida vor Anker liegen. Die Fischer glaubten zu erkennen, dass am Strande Leute hin und wieder liefen, um auszuschauen, ob wohl Schiffe in der Sturmnacht auf dem See geblieben seien.

Während die Jünger noch beschäftigt waren, das Wasser aus dem Boot zu schöpfen, lockte es Jesus, die Bergterrasse zu besteigen, die zu ihren Häupten hing. Das Felsgestade fiel an diesem Teil des Ufers senkrecht in das tiefe Wasser ab. Simon wusste einen Weg, der durch den Einschnitt einer Schlucht zur Höhe führte. Sie gingen miteinander.

In die höhlenreiche Wände des Tals, durch das sie aufwärts stiegen, waren Felsenkammern eingeschnitten. Vor Zeiten hatte man hier Tote beigesetzt. Jetzt dienten sie den Hirten, bei Gewittern ihre Herden hineinzuflüchten.

Das Land um Korazin war heidnisches Gebiet. Der Anblick, der sich Jesus und Simon am Ausgange des Tales bot, liess keinen Zweifel. Eine grosse Schweineherde — Simon schätzte sie auf zweitausend Stück — war eben aus der Schlucht heraufgekommen und breitete sich grunzend auf der Bergterrasse aus.

Als Jesus jetzt einen Weg zu den Klippen einschlug, kam querfeldein ein völlig nackter Mensch gerannt. Im Laufen schlug er seine Arme wie Windmühlenflügel um sich her. Er raste, mit Steinen in den Händen, mit gellendem Geschrei daher, als wolle er die Fremden überrennen. Die Ruhe, mit der Jesus dem Überfall entgegensah, schien ihn bestürzt zu machen. Plötzlich hielt er an, liess die Steine aus den Händen fallen und riss die Augen so schreckhaft auf, als ob er selbst von einem grimmen Feind bedroht sei. Ein heftiges Zittern fuhr durch seine Glieder. Dann sank er in die Kniee, wandte den Kopf zurück, streckte die Hände abwehrend vor sich hin und rief mit angsterfüllter Stimme:

„Beim höchsten Gott! Was kommst du uns zu quälen, ehe es Zeit ist."

Jesus fiel es auf, dass der Irre in der Mehrzahl von sich redete und fragte ihn:

„Wie heisst du?"

Der Irre erwiderte, indem er drohend mit den Augen rollte:

„Legion ist mein Name, unsrer sind viele."

Offenbar glaubte er durch seinen Namen Schrecken einzuflössen.

Als Jesus so ruhig blieb, wie zuvor, wurde dem Irren unheimlich zu Mut. Ängstlich blickte er zurück, wohin er fliehen könne. Da bemerkte er die Schweineherde, die auf der Weide graste, und ein dämonischer Gedanke packte ihn. Mit der grotesken Logik, die dem Irrsinn eignet, sprach er die Bitte aus:

„Wenn du uns doch aus dem Lande jagen willst, so lass uns lieber in die Säue fahren."

Da einem Irren nicht mit Gründen beizukommen ist, ging Jesus auf die seltsame Bedingung ein, ohne zu ahnen, welches Unheil er damit anrichten würde. Denn der Besessene, als wolle er aus seiner Haut fahren, schoss jetzt mit einem Sprunge durch die Luft und warf sich mit entsetzlichem Gebrüll über die friedliche Schweineherde her. Von panischem Schreck befallen, jagte die Herde in rasender Flucht davon, schoss über den Klippenrand und ersoff im See.

Es war umsonst, dass sich die Hirten mit ihren Leibern gegen die Herde warfen, sie wurden umgerannt und konnten froh sein, nicht mit in die Flut hinabgestürzt zu werden.

Als sie sich aufgerafft hatten, liefen sie jammernd

nach Korazin hinein. Bald kamen sie mit ihren Herrn zurück. Eine grosse Menge von Neugierigen folgte ihnen an die Unglücksstätte.

Als man sich nach dem Besessenen umsah, der die Ursache des Unglücks gewesen war, fand man ihn vernünftig und bekleidet zu Jesu Füssen sitzen. Simon hatte ihm seinen Mantel umgetan. Es konnte keine Frage sein, die Fremden waren Geisterbanner, die das Heer von Dämonen aus dem Besessenen ausgetrieben und in die Schweine hatten fahren lassen.

Als man den Irren wegen des Unheils, das er angerichtet hatte, zur Rede stellte, ergab sich, dass er weder von dem, was vorgefallen war, noch von allem, was sich in seiner ganzen Krankheitszeit ereignet hatte, eine Erinnerung besass. Die Leute begannen nun ausführlich zu erzählen, wie der Besessene der Schrecken der ganzen Gegend gewesen sei. Mit Steinwürfen empfing er jeden, der des Weges kam. Niemand wagte mehr die Gräber, in denen er zu Haus war, zu betreten. Schon mehrmals hatte man ihn eingefangen, mit Stricken gebunden und an Ketten angeschmiedet. Aber Ketten wie Stricke hatte er zerrieben und zersprengt. Nur den Hirten, die ihm von dem Futter ihrer Schweine gaben, war er gut gewesen.

Den Besitzern dünkte der Verstand des Irren mit dem Verlust ihrer Schweine zu hoch bezahlt. Doch keiner getraute sich die Fremdlinge verantwortlich zu machen. War es die Furcht vor den fremden Geisterbannern, die als Juden ihrer Schweinezucht nicht hold sein konnten, war es die Angst vor dem entflohenen Geisterheer, das wiederkommen konnte, sie wussten nichts besseres zu tun, als dass sie Jesus

baten, ihre Gegend so schnell als möglich zu verlassen.

Der einzige von den Leuten, der der Meinung war, dass ein gesundes Menschenhirn mehr wert sei, als die grösste Schweineherde, war der Geheilte. Nachdem er aus den Reden der Koraziner den Zusammenhang begriffen hatte, war ihm der Wunsch verleidet, in die Stadt zurückzukehren. Er fragte Jesus, ob er ihm nicht folgen dürfe.

Der Gedanke, einen Heiden unter seine Jünger aufzunehmen, lag Jesus fern. Er zeigte dem Manne einen Weg, sich für die Wohltat seiner Heilung dankbar zu erweisen:

„Geh nach Haus zu den Deinen und erzähle ihnen, was Gott an dir getan, und wie er deiner sich erbarmt hat."

Als Jesus mit den Jüngern das Boot bestieg, um nach Bethsaida zurückzukehren, standen die Leute von Korazin noch lange auf dem Klippenrande und starrten in den See hinab, der ihrer Schweine Grab geworden war.

„Wie raste doch der See zur Nacht," sprach einer zu dem andern.

„Er wollte die Hekatombe zum Opfer haben."

Im hellsten Sonnenscheine glitt das Boot unter dem Ruderschlag der Fischer über den spiegelglatten See.

Als sie ans Ufer stiessen, wo schon viele ihrer warteten, kam ein Mann eilenden Schritts dahergegangen und bahnte sich durch die Menge einen Weg zum Landungsplatz. Es war Jairus, der Vorsteher der Synagoge von Bethsaida. Kaum hatte Jesus seinen

Fuss an Land gesetzt, da flehte ihn Jairus mit bewegten Worten an:

„Meine Tochter liegt im Sterben; komm, Herr, und lege ihr die Hand auf, dass sie lebe."

Jesus blickte zu seinem Vater auf, ob er dem treuen Mann die Bitte um des Kindes Leben gewähren dürfe. Der Erhörung gewiss, hatte er sich eben mit ihm auf den Weg gemacht, als ein Knecht vom Hause des Jairus gelaufen kam.

„Was mühst du noch den Meister?" rief er Jairus zu, „deine Tochter ist gestorben."

Jesus hemmte einen Augenblick den Schritt. Sollte die Zuversicht des Herzens ihn getäuscht haben? — Nein, er brauchte keinen Schritt zurückzutun. Es mochte falscher Lärm sein, was der Knecht berichtete. Er hiess Jairus weitergehen und sagte zu dem erschrockenen Vater: „Fürchte dich nicht, glaube nur."

Dann eilte er mit ihm zu seinem Hause. Auf dem Wege gab er den Jüngern, die ihm folgten, einen Wink, zurückzubleiben. Nur Simon und die Zebedäussöhne sollten mit ihm gehen.

Schon von fern, ehe sie noch am Hause waren, hörten sie die schrillen Stimmen und das Geheul der Klageweiber.

Sie kamen zum Haus. Da standen Nachbarn und Verwandte mit traurigen Gesichtern vor der Tür. Die Klageweiber sassen auf der Schwelle. Die Frau des Jairus kam aus dem Haus heraus, lief ihrem Mann entgegen und brach in herzzerbrechendes Weinen aus.

War es nicht, als ob alles seinen Glauben Lügen

strafen wollte? Dennoch vermochte Jesus nicht von seiner Zuversicht zu lassen. Er tröstete die Mutter:

„Weine nicht, dein Kind ist nicht gestorben, es schläft nur."

Als die Klageweiber die Worte hörten, brachen sie mitten in ihrem Klaggeschrei in schallendes Gelächter aus. Jesus, von ihrem Trauerhandwerk angewidert, trieb die Weiber von der Schwelle weg und hiess sie, sich nach Haus begeben. Dann trat er mit den Eltern und Jüngern ein.

Leise öffnete Jairus die Tür der Kammer, in der das Mädchen schlief.

Das Kind war erst zwölf Jahre alt. Es lag mit wächsernem Gesicht auf seinem Bett. Das Linnen seines Totenhemdchens war nicht weisser, als die schmalen Hände, die darauf gebreitet lagen.

Jesus erschrak, als er ans Bett trat. Dann aber blickte er auf zu seinem Gott, wandte sich wieder zu dem Mädchen und sagte, freundlich wie ein Arzt, der ein krankes Kind aus dem Schlaf weckt:

„Mägdelein, stehe auf."

Der Körper lag noch regungslos. Doch sieh, die langen schwarzen Wimpern heben sich langsam von den bleichen Wangen auf. Die schwarzen Augäpfel, gleich erloschenen Kohlen, die ein Hauch berührt, fangen zu glühen an. Die zarten Adern der marmorweissen Glieder beginnen sich zu färben. Atemzüge heben das Totenhemde auf und nieder.

Jesus griff nach der Hand des Mädchens. Es richtete sich auf, verwundert, so viel Leute an seinem Bett zu sehen. Dann jauchzte es mit schwacher Stimme den Eltern zu. Es schlug die dünnen Ärm-

chen um den Hals der Mutter und bedeckte seines Vaters Hand mit Küssen. Jetzt erst fiel sein Blick auf Jesus. Es grüsste ihn mit vieler Ehrfurcht, ohne zu wissen, dass er ihr junges Leben eben von der Schwelle des Todes zurückgerufen hatte.

„Gebt ihr zu essen," sagte Jesus. Dann hob er das Kind vom Bett empor und gab es seinen Eltern.

Als die Eltern wieder ihrer Tochter Herz an ihrem Herzen schlagen fühlten, waren sie ausser sich vor Freude. Unter Tränen brachen sie in Lobgesänge aus. Auch die Jünger stimmten ergriffen ein.

Ehe Jesus das Haus verliess, gebot er mit grossem Ernst den Eltern und den Jüngern, dass sie über alles, was soeben geschehen war, das strengste Schweigen wahren sollten.

Demütig hatte Jesus an des Todes Pforte angeklopft, gewiss, dass sie der Vater öffnen könne. Auch er empfand ein Grauen vor dem dunkeln Land, aus dem noch keiner wiederkehrte. Er hatte nicht den Vorsatz, eine Tote zu erwecken, als er die Kammer im Jairushaus betrat. Der inneren Stimme folgend, war er ans Bett getreten und hatte Glauben und Kraft gespürt, die Schlafende zu wecken.

Seit dieser Stunde liess ihn die Frage nicht mehr los, ob es dem Menschen nicht gegeben sei, des Todes Herr zu werden.

Fünftes Kapitel.

Es war nicht die Absicht Jesu, in Bethsaida Rast zu machen. Wie er sich schon bei der Berufung der zwölf Jünger vorgenommen hatte, wollte er die Gegend um den See verlassen und über das ganze, noch unerreichte galiläische Gebiet die Botschaft vom Reich Gottes ausbreiten.

Als daher Jesus das Jairushaus verliess, beauftragte er Simon, die andern Jünger in das Zebedäushaus zu rufen, und trat mit Jakobus und Johannes bei den Verwandten ein.

Es war eine feierliche Stunde, als Jesus die Zwölf um sich versammelt hatte und mit ihnen von ihrer Sendung sprach. Einer Unterweisung über die Botschaft, die sie verkünden sollten, bedurften sie nicht. Sie hatten ihn fast alle, die einen kürzere, die andern längere Zeit, auf seiner Wanderung begleitet. In der Einsamkeit der Berge waren sie alltäglich um ihn gewesen und hatten ihm alles sagen können, was ihnen am Herzen lag. So sprach er nur noch über ihre Sendung.

Zunächst bestimmte Jesus Zeit und Ort, wo sie sich wiedersehen würden. Zwei Wochen vor dem Aufbruch zum Laubhüttenfest sollten sie hier in Bethsaida im Zebedäushaus zusammentreffen. Zwei und zwei von ihnen sollten zusamengehen. Er

gab ihnen die Wanderrichtung an; er nannte ihnen Städte und Ortschaften, die sie besuchen sollten. Es folgten Weisungen für ihr Verhalten auf dem Wege:

„Folgt nicht den Heidenstrassen und betretet keine Samariterstädte, vielmehr geht zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel. Vertreibt man euch aus einer Stadt, so flieht in eine andre. Wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet mit den Städten Israels nicht fertig werden, bis das Reich Gottes kommt.

„Geht und verkündiget die Botschaft: Das Reich Gottes steht vor der Tür!

„Macht die Kranken gesund, treibt die Geister aus. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch.

„Tut nicht Gold, Silber oder Kupfergeld in euren Beutel. Nehmt keine Tasche mit auf den Weg, auch nicht zwei Kleider oder Schuhe, sondern legt Sandalen an und nehmt einen Stock zur Hand.

„Wenn ihr in eine Stadt oder Dorf kommt, so erkundigt euch, ob Taufgesinnte drin sind. Bei denen kehret ein und bleibt bei ihnen, bis ihr weiterzieht. Geht nicht von einem Haus ins andere.

„Wenn ihr ins Haus kommt, sprecht: Friede sei mit diesem Hause! und wenn ein Kind des Friedens drin ist, wird euer Friede auf ihm ruhen; wenn aber nicht, so wird er wieder zu euch kehren. In dem Hause bleibt, esst und trinkt, was man euch vorsetzt; denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.

„Wenn ihr aber in eine Stadt kommt, wo sie euch nicht aufnehmen, und eure Botschaft nicht hören wollen, da geht auf den Markt und sprecht: Auch

den Staub, der sich von eurer Stadt an unsere Füsse hängte, schütteln wir ab; aber das sollt ihr wissen, dass das Reich Gottes vor der Tür steht. Wahrlich, ich sage euch, Sodom und Gomorrha wird es am Tage des Gerichts erträglicher ergehen, als solcher Stadt."

Zum Schluss stellte er ihnen die Gefahren, die ihrer warteten, vor Augen:

„Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; darum seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben. Ich gebe euch Gewalt, auf Nattern und Skorpionen zu treten, und nichts wird euch Schaden tun. Nicht ein Haar auf eurem Haupt soll euch gekrümmt werden, wenn ihr gelassen und geduldig bleibt.

„Seid aber vor den Menschen auf der Hut. Sie werden euch vor Gericht ziehen und in den Synagogen werden sie euch geisseln. Wenn sie euch aber vorführen, so macht euch keine Sorge, was ihr sprechen sollt; es wird euch in der Stunde gegeben werden. Denn nicht ihr seid es, die reden, sondern meines Vaters Geist wird aus euch reden. Der wird euch Mund und Weisheit geben, dass euren Worten niemand widersprechen kann."

Mit diesen Anweisungen entsandte Jesus seine Jünger und gab ihnen seinen Segen auf den Weg. Die Brüderpaare: Simon und Andreas, Jakobus und Johannes, und die Freundespaare: Philippus und Nathanael, Simon der Zelot und Judas der Sikarier, gingen zusammen. Mit Jakobus Alphäus Sohn ging sein Sohn Thaddäus. An der Jordanbrücke trennten sie sich. Voll Freudigkeit und Glauben an ihre

Sendung machten die Jünger sich auf den Weg. Jesus selbst, begleitet von den Brüdern Matthäus und Thomas, schlug die Richtung nach Nordwesten ein. Er wollte das Grenzgebiet durchwandern, sodann die grosse Ebene kreuzen, ins Jordantal hinabsteigen und durch die Dekapolis nach Bethsaida zurückkehren. Er hatte sich diesen Weg gewählt, weil in den Distrikten, in denen jüdische und heidnische Bevölkerung zusammenwohnte, die grösste Weisheit für die Ausrichtung der Botschaft nötig war. Dagegen lag es nicht in seiner Absicht, die Reichsbotschaft auf heidnisches Gebiet zu tragen.

Die Hoffnung Israels ging nur die Söhne des auserwählten Volkes an. Wie immer sich ganz Israel zur Botschaft stellen würde, ob es zuletzt dem Heroldsruf gehorchen oder den Rat Gottes verwerfen würde, ob seine Fürsten und der Hohe Rat sich unter Gottes Willen beugen oder die Gerichte Gottes auf ihr Haupt herabziehen würden, in jedem Fall lag die Verantwortung für die Erscheinung des Gottesreiches allein auf Israel. Zwar war es auch für Heiden möglich, Aufnahme in das Bundesvolk zu finden. Grösser denn je war in der weitverzweigten jüdischen Diaspora die Zahl der Proselyten, die sich zum Glauben Israels bekannten und ihm Ehre machten. Noch kürzlich hatte Jesus in Kapernaum dem Hauptmann, der ein Proselyt war, das Zeugnis ausgestellt, er habe solchen Glauben in Israel nicht gefunden. Doch weder Jesus, noch seine Jünger hätten daran denken können, Heiden in die Gemeinde Gottes aufzunehmen, es sei denn, dass sie zuvor durch die Beschneidung Glieder des auserwählten Volks geworden wären.

Gewiss auch die Propheten hatten im Geiste eine Zeit gesehen, da alle Völker ihre Kniee vor dem Gott auf Zion beugen würden. Schon Abraham war es verheissen, dass alle Völker durch seinen Samen gesegnet werden sollten.

Aber nicht anders war diese Zukunftshoffnung zu verstehen, als dass die Heidenvölker zur Erkenntnis des wahren Gottes kommen und Aufnahme in das Volk des Bundes finden sollten. In Israel nur konnte Gottes Reich erstehen und kein andrer, als der Tempel in Jerusalem, konnte auf Erden das Heiligtum der Anbeter des wahren Gottes sein.

Die Anweisung, die Jesus seinen Jüngern gegeben hatte, die Heidenstrassen und das Samariterland zu meiden, war auch für ihn ein unverletzliches Gebot. Matthäus, der in seiner Zöllnerzeit mit Heiden viel verkehrt hatte, wäre auch jetzt den Griechen und den Römern, die sie auf dem Wege trafen, mit Freuden nachgegangen. Er hätte den Mut gehabt nach Tyrus und nach Sidon hineinzugehen. Aber Jesus liess es ihm nicht zu: Darf ein König die Untertanen seiner Feinde unter seine Fahne rufen? Darf ein Hirt die Schafe fremder Weiden in seine Hürde treiben? Was sich der Vater für die Zeiten der Erfüllung vorbehalten hat, darf ihm niemand vor der Zeit als Raub entreissen.

Eines Tages, als sie an der Grenze des Gebiets von Sidon wanderten und unversehens in ein Syrerdorf gerieten, kam eine Frau, die, nach der Tracht zu schliessen, eine Kananäerin war, Jesus nachgelaufen und schrie hinter ihm drein:

„Herr, Davids Sohn, erbarme dich meiner."

Die Jünger sahen sich verwundert nach dem Weibe um. Wie kam eine Heidin dazu, ihren Herrn zu kennen? Was wusste sie von einem Davidssohn?

Jesus eilte weiter und achtete des Weibes nicht; die Jünger vermochten kaum Schritt mit ihm zu halten. Die Frau aber lief hinterdrein und liess nicht ab, ihm nachzuschreien. Es war umsonst, dass Jesus in eine Seitengasse bog. Kaum war er auf die Strasse zurückgekehrt, war ihm die Frau schon wieder auf den Fersen.

„Herr, Davids Sohn, erbarme dich meiner," schrie sie erst hinter ihm, dann gar an seiner Seite. Die Jünger drängten ihn, er möchte ihr zu Willen sein, auch nur schon, um sie loszuwerden:

„Sie wird nicht aufhören, uns nachzuschreien."

Jesus wandte sich zu ihnen um:

„Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel."

Den kurzen Aufenthalt, den dieser Wortwechsel verursachte, benützte die flinke Frau und warf sich Jesus in den Weg.

„Herr hilf mir, meine Tochter ist von einem Dämon schwer besessen. Komm und erbarme dich über sie."

Dabei umfasste sie seine Kniee, um ihn am Weitergehen zu hindern. Jesus machte sich los von ihr und rief ihr voller Unmut zu:

„Es ist nicht fein, dass man das Brot der Kinder nimmt und den Hunden hinwirft."

Schlagfertig erwiderte die Frau:

„Auch die Hunde essen die Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen."

Jesus war entwaffnet. Als ob er etwas an ihr gut-

zumachen hätte, beugte er sich liebevoll zu ihr herab und sagte:

„Weib, dein Glaube ist gross, dir geschehe, wie du willst."

Zum zweiten Male hatte Jesus die Erfahrung gemacht, dass der Glaube von Fremdlingen den Glauben Israels beschämte. Erst war es ein Proselyt gewesen, heut eine Heidin.

So unbedeutend der Vorfall mit dem kananäischen Weib auch scheinen möchte, man könnte von ihm eine Epoche der Religionsgeschichte datieren. Der Glaube dieser Heidin brach im Geiste Jesu Möglichkeiten Bahn, die er selbst sich zu eröffnen, niemals frei gewesen wäre. Zu den Dingen, auf die Jesus baute, gehörte die Gewissheit, dass Gott im Glauben gegenwärtig ist. Auf Wegen, die er sich selbst verboten hatte, war er in einer Heidin Gott begegnet. Auch unter Götzendienern hat Gott ein Volk: das war die Botschaft, die Jesus heut durch eines armen Weibes Mund empfing. Eine Heidin hatte eine Lücke in den Zaun gerissen, der Israels Heiligtum der Welt verschloss. Der Dammbruch, der die stärksten Deiche zerreissen sollte, die je zum Glaubensschutze einer Religion errichtet wurden, nahm heute seinen Ursprung. Ein Rinnsal aus dem Meer der Völkerwelt, dünn wie ein Fädchen, war durchgesickert in das eingedämmte Land des auserwählten Volkes.

Als die Zeit heran kam, dass Jesus an Rückkehr denken musste, um zu dem verabredeten Tage in Bethsaida zu sein, schlug er die Richtung auf die

grosse Ebene ein. Die Strasse führte ihn an Nazaret vorüber. Jesus hatte bisher vermieden, seine Vaterstadt aufzusuchen. Ein warnendes Gefühl hatte ihn abgehalten, nach Nazaret zurückzukehren. Jetzt schwankte Jesus, ob er seinem ersten Gefühl noch folgen dürfe? Sollte er vorsätzlich die Vaterstadt umgehen? Er hatte Schwestern und Schwäger dort.

Als Jesus von der Höhe des galiläischen Gebirges kam und die grosse Ebene vor sich hatte, lag seine Heimat ihm zu Füssen. Wohin die Blicke schweiften, war ihm jeder Bergrücken und jedes Tal, jedes Dörfchen und Gehöft bekannt. Es grüssten ihn die Bäume, die ihm in seinen Jugendtagen Schatten gaben. Die Quellen, die ihn tränkten, die Brunnen riefen ihn an. Mit jedem Schritt erwachten vergessene Gefühle und Erinnerungen. Jetzt tauchten Weinberge und Feigengärten auf. Die ersten Dächer winkten aus dem Grün hervor. Er setzte sich am Wegrand nieder und liess die Hirten mit den heimatlichen Herden vorüber ziehen. Die Strasse zog ihn in den Ort hinein. Da kamen Kinder und grüssten ihn. Die Leute erkannten ihn und freuten sich des Wiedersehens. Wer lebte noch von seinen Nachbarn? Wer von seinen Jugendfreunden?

Als es Abend wurde, stand Jesus vor seinem Vaterhaus. Die Kinder seiner Schwester spielten auf der Schwelle. Einer der Schwäger hatte das Haus den Brüdern abgekauft.

Von den Geschwistern wurde er freundlich aufgenommen, zuerst zurückhaltend, bald herzlicher und wärmer. Als man nach dem Mahl beisammen sass

— es war der Vorabend des Sabbats — und auch die andre Schwester mit ihrem Mann gekommen war, kam dies und das heraus, was sich die Stadt von ihm erzählte. Auch hier schon hatten sich Parteien für und wider ihn gebildet. Natürlich standen die judäischen Familien gegen ihn. Die Galiläer waren ihm geneigter und wünschten, dass er wiederkäme, um sich ein Urteil über ihn zu bilden. Nur wenige schenkten seiner Sendung Glauben, wohl auch die eigenen Geschwister nicht. Manche hielten ihn für einen Abenteurer und Betrüger. Der Synagogenvorsteher, dem die Schwestern nahe standen, war durch den Kollegen in Kapernaum vor ihm gewarnt worden.

Die Schwestern hielten es für richtig, dem Synagogenvorsteher einen Wink zu geben, dass Jesus angekommen sei. Er schickte ihnen ein paar Hähnchen für ihren Gast ins Haus und rief eilig die Führer der pharisäischen Partei zusammen. Er legte ihnen die Frage vor, ob man Jesus am nächsten Morgen in der Synagoge reden lassen solle. Die Pharisäer waren empört bei dem Gedanken. Der Vorsteher war andrer Meinung. Man müsse Jesus reden lassen, schon um unparteiisch zu erscheinen. Wenn er Ärgerniss erregen würde, werde sich schon ein Anlass finden, ihm die Tür zu weisen. Falls Kranke in die Synagoge kämen, solle man sie gewähren lassen, auf die Gefahr hin, dass sich Jesus mit Heilungen befassen und den Sabbat brechen würde.

Als die Pharisäer gegangen waren, liess der Synagogenvorsteher heimlich Leute aus dem Pöbel kommen und machte mit ihnen aus, dass sie auf ein

gegebenes Zeichen Jesus aus der Synagoge werfen sollten.

Auch das Häuflein von Erweckten in der Stadt war Jesus auf die Spur gekommen. Sie getrauten sich erst beim Dunkelwerden an die Tür zu klopfen und brachten einige Kranke mit, dass Jesus für sie beten und ihnen die Hand auflegen möchte. Sie gingen voll Dankes aus dem Haus.

Am nächsten Tag erschien Jesus zum Gottesdienst in der Synagoge. Die Ältesten hiessen ihn feierlich willkommen und luden ihn ein, auf den Ehrensitzen Platz zu nehmen. Nach den Eingangsgebeten bat der Synagogenvorsteher Jesus das Katheder einzunehmen. Der Diener legte das Buch des Propheten Jesajas auf. Als Jesus die Schrift aufrollte, fiel sein Blick auf die Stelle, die im einundsechzigsten Kapitel in den ersten Versen geschrieben steht:

„Der Geist des Herrn ist über mir,
„Denn Gott hat mich gesalbt
„Und sandte mich, den Armen Gutes zu verkünden,
„Zu heilen, die geschlagnen Herzens sind,
„Zu sagen den Gefangenen, dass sie los sein sollen,
„Den Blinden das Gesicht zu schenken,
„Und auszurufen das Gnadenjahr des Herren....

Bei diesen Worten hielt Jesus inne. Die weitern Worte, die im Texte folgen: — „und einen Tag der Rache unsres Gottes" — überflog er und liess sie ungelesen. Er liess das Buch zusammenrollen, reichte es dem Diener hin und setzte sich, um der Gemeinde die Worte des Propheten auszulegen.

„Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren", — begann er, und schon die ersten Worte erzeugten eine solche Spannung, dass es wie Kirchhofsstille auf der Versammlung lag.

Über Jesus war, bevor er anfing, ein seltsames Gefühl gekommen. Als er das Buch aufrollte und sein Blick auf die Prophetenworte fiel, war es ihm, als habe ihn ein Hauch aus einer andern Welt berührt; unerwartet trat ihm das Bild des Täufers vor die Seele. Derselbe Eindruck wiederholte sich, als er sich bei den letzten Worten vom „Gnadenjahr des Herren" getrieben fühlte, die Textesworte abzubrechen. Hatte der Täufer im Gefängnis zu Machärus seiner gedacht? — Nein, Johannes war gestorben. Sein Geist hatte ihn angerufen. Ein leuchtender Gedanke fuhr wie ein Blitz herab: War der Herold des Gottesreiches hingegangen, so war das Jahr der Gnade angebrochen; Erfüllung war die Losung dieser Stunde.

„Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren".

Aus jedem Wort seiner Rede, die anhob mit des Täufers Sendung und mit dem Preis der Seligkeiten des Gottesreiches schloss, erklang das „Heute" der erfüllten Gnadenzeit.

Die Gemeinde war aufs äusserste von der Gewalt der Rede Jesu überrascht. Die meisten meinten, ihr Landsmann sei nicht wiederzuerkennen.

„Ist das der Sohn Josephs des Zimmermanns und der Maria? Der Bruder des Jakobus, Joseph, Simon, und Judas, dessen Schwestern hier bei uns wohnen?"

Andere, die ihn von früher gut zu kennen meinten, waren erstaunt und sagten: „Woher hat er das?

Wie kommt er zu solcher Weisheit? Selbst Wunder sollen durch seine Hand geschehen!"

Alle aber waren entzückt von seiner Rednergabe und kamen überein, dass sich die Stadt zu ihrem Landsmann Glück wünschen könne.

Obwohl der Gottesdienst beendet war, machte niemand Anstalten, die Synagoge zu verlassen. Alles blieb auf den Plätzen sitzen, als ob noch etwas zu erwarten wäre. Infolge der Gerüchte, die von Kapernaum heraufgedrungen waren, hatten sich viele Kranke in der Synagoge eingefunden. Man hoffte ein Schauspiel zu erleben, wie es sich überall nach Jesu Predigten erreignet haben sollte.

Als Jesus die Kranken nicht beachtete, begannen sie mit Seufzen und lautem Stöhnen sich bemerklich zu machen. Auch die Gemeinde suchte die Kranken in den Vordergrund zu schieben. Was sie damit erreichten, war nichts andres, als dass Jesus sich erhob und sich zum Ausgang wandte.

Die Versammlung wurde unruhig. Einzelne riefen, man solle Jesus nicht hinauslassen, ehe die Kranken nicht geheilt wären. Andere fingen sich laut zu unterhalten an. Als wäre hier ein Jahrmarkt und als hätte man ein Recht darauf, die angesagte Schaustellung zu sehen, so pochten sie jetzt auf den Anspruch, Heilungen und Wunder zu bestaunen.

Als Jesus, unbekümmert um die aufgeregte Menge, der Tür zuschreitet, stellt sich ein dreister Mensch ihm in den Weg:

„Was haben wir nicht alles aus Kapernaum gehört; tue desgleichen hier in deiner Vaterstadt!"

Der drohende Ton und der Wiederhall der frechen

Worte belehrten Jesus, was er zu erwarten habe, wenn er der Menge nicht den Willen täte. Doch weit entfernt davon, die Neugierde der Leute zu befriedigen, schiebt Jesus den Menschen aus dem Wege und geht hinaus. Erst als er nahe bei der Tür ist, bleibt er noch einmal stehen und wendet sich zurück an die Gemeinde:

„Ihr könnt mir zwar den Spruch vorhalten: Arzt, hilf dir selbst. Doch viele Witwen waren in Israel zu des Elias Zeiten und zu keiner von ihnen ward der Prophet gesandt, als nach Sarepta zu einer Sidonierin. Und viele Aussätzige waren in Israel zu Elias Zeiten und keiner von ihnen wurde rein, als Naëman, der Syrer."

Niemand konnte wissen, dass Jesus in diesen Tagen durch seine eigenen Erlebnisse an die Erfahrung der Propheten erinnert worden war; doch alle empfanden seine Worte als beleidigend. Wie? Heiden sollten vor den Söhnen Israels bevorzugt werden? Syrer und Sidonier Wohltaten geniessen, die Jesus seiner Vaterstadt nicht gönnte?

Der Umschlag, der sich jetzt vollzog, wäre schwer zu begreifen, wenn nicht das Sprichwort vom Propheten, der in seiner Vaterstadt nichts gilt, nur allzu guten Grund hätte. Den Namen Jesu umgab hier nicht der Glanz, mit dem ihn anderwärts die Lust am Neuen und am Fabelhaften von vornherein umkleidete. Hier hatte Jesus dreissig Jahre seines Lebens zugebracht. War irgendwer zu einem Urteil über ihn berufen, so waren es die Bürger dieser Stadt. Sie waren seine geborenen Richter; sie hatten zu entscheiden, was an Jesus war. Man wusste zur Genüge,

dass Jesus draussen ebenso verleumdet, als bewundert war. Das Urteil über ihn stand auf des Messers Schneide. War er ein Gotteslästrer oder ein Heiliger? War er ein Abenteurer oder ein Prophet? — Sie hatten schon bewiesen, dass sie unparteiisch waren. Die Rede hatte die Erwartung übertroffen. Er brauchte nur noch seine Heilungswunder vorzuführen und alles war bereit, ihm zuzujubeln, trotz seiner Feinde, die er auch hier besass. Verweigerte er aber, die Kranken seiner Vaterstadt zu heilen, so war es ja am Tage, dass er ein Gaukler war und hier, wo man ihn kannte und ihm schärfer auf die Finger sah, entlarvt zu werden fürchtete. Und nun, anstatt sich ihrem Spruch zu unterwerfen, wagt er es noch, sich beim Versagen seiner Wunderkräfte mit einem Vorzugsrecht von Götzendienern herauszureden!

Der Vorsteher der Synagoge hatte mit stiller Freude wahrgenommen, wie das Entzücken der Gemeinde ohne sein Zutun in Verachtung umgeschlagen war. Er brauchte nur ein wenig nachzuhelfen und der Entrüstungssturm brach los. So gab er seinen Leuten das besprochene Zeichen. Sie drangen auf Jesus ein, bedrohten ihn mit Tätlichkeiten, und suchten ihn zur Tür hinauszudrängen. Ihr Beispiel machte dem verhaltenen Zorn der Menge Luft. Die Versammlung erhob sich wie ein Mann, und stiess den Verächter seiner Vaterstadt mit Schimpf und Schande aus der Synagoge aus.

Jetzt war das Pöbelvolk in seinem Element. Mit Steinen bewarfen sie den Ausgestossenen und folgten ihm johlend durch die Strassen bis vor die Stadt hinaus.

Die Pharisäer hätten es bei dieser schmählichen Verstossung wohl bewenden lassen, aber der Pöbel liess sein Opfer nicht mehr fahren. Als die Buben vor das Tor kamen und draussen vor der Stadt den Richtplatz sahen, erscholl ein Ruf:

„Hängt den Verächter, hängt ihn!"

Noch standen auf dem Richtplatz Pfähle von der letzten Hinrichtung. Die Verfolger eilten voraus, um einen auszureissen und zurechtzulegen. Die Menge, die sich eben durch das Stadttor zwängte, war zurückgeblieben.

Es war ein günstiger Umstand dass hier niemand seine Jünger kannte. In dem Tumult der planlosen Verfolgung war Thomas Jesus nachgelaufen und hatte sich hart an ihn heran gedrängt, um ihn vor Steinwürfen zu schützen. Matthäus folgte Thomas auf dem Fusse. Als sie jetzt vor dem Tore einen Vorsprung hatten, wurde Thomas von einem schweren Stein getroffen und sank zu Boden. Die Menge glaubte, Jesus sei selbst gestürzt. Sie warf sich über Thomas, um ihn aufzugreifen und mit sich auf die Richtstatt fortzureissen. Matthäus hatte schnell dem Bruder aufgeholfen. Als man erkannte, dass man einen Fremdling vor sich hatte, verwünschte man den Irrtum und liess die beiden laufen.

Jesus, der hier Weg und Steg von Kind auf kannte, war bei dem Aufhalt, den der Sturz verursachte, ohne zu wissen, was hinter ihm geschah, in einen Hohlweg eingebogen, der seitwärts in die Gärten lief. Unbemerkt erreichte er die Strasse, die zur Ebene führt.

Als Jesus einen Blick auf seine Vaterstadt zurückwarf, sah er die Pfähle auf der Richtstatt gegen den Himmel ragen.

Nicht lange währte es, so fanden sich die beiden Jünger bei ihm ein. Matthäus hatte, als er Thomas aufgeholfen hatte, die Menge an sich vorüberstürmen lassen und war dann mit dem Bruder unbehelligt aus der Stadt gegangen.

Nachdem sie, von der Aufregung erschöpft, am Weg gerastet hatten, stiegen die Wanderer zur Ebene hinab und blieben zur Nacht in einem Karawanenhof.

Am nächsten Morgen brachen sie auf und kreuzten die Ebene Jesreel. Den Tabor hatten sie zur Linken. Sie hielten die Richtung auf Skythopolis im Jordantal ein. Trotz allem, was sie gestern erduldet hatten, begannen die Jünger wieder in den Dörfern rechts und links vom Wege die Botschaft auszurufen.

Darüber ging der Tag hin.

Jesus, der still für sich gegangen war und seinen Gedanken nachgehangen hatte, wartete die Rückkehr seiner Jünger ab. Als sie am späten Nachmittage zu ihm stiessen, kam viel Volk aus den Dörfern mitgelaufen. Jesus entzog sich bald den unwillkommenen Begleitern und bog von der Strasse nach den Bergen von Gilboa ab. Auf der Höhe winkte das Städtchen Nain, das er sich für diesen Tag als Wanderziel ersah.

Gegen Abend erreichten sie das Städtchen. Als sie ans Tor kamen, drangen dumpfe Trauerweisen aus der Stadt heraus. Ein Leichenzug trat eben aus

dem Tor. Jesus blieb stehen. Er wollte das Geleit vorüberziehen lassen.

Auf der Bahre lag mit aufgedecktem Antlitz die Leiche eines jungen Mannes. Gebeugten Haupts, in dunkle Schleier eingehüllt, folgte der Bahre eine Frau. Weder Gatte noch Kinder gingen mit ihr. Eine Witwe begrub ihren einzigen Sohn.

So würde man ihn selbst hinausgetragen haben, wenn er in Nazaret nach Gottes Willen den Tod gefunden hätte. So wäre seine Mutter hinter seiner Bahre hergegangen.

Gestern hatte er ohne Furcht dem Tod ins Angesicht geblickt. Warum erschrak er heut vor ihm, da man ein fremdes Menschenkind zu Grabe trug? Hatte der Tod, dem er entronnen war, sich doch in seiner Seele eingenistet?

Jetzt eben schwankte die Gestalt der Frau vorüber. Wie sie das dunkle Tor verlässt, hebt sie den Schleier. Da fällt ihr Auge auf den toten Sohn. Die Sinne schwinden ihr. Die Füsse wollen ihr den Dienst versagen.

„Halt!", gebietet Jesus. Die Träger stehen still. Er tritt heran, die Wankende zu stützen und tröstet sie:

„Weine nicht."

Sie wendet ihr verweintes Antlitz zu ihm hin. Ist Weinen nicht ihr einziger Trost? Wer will mit Worten solchen Jammer stillen? Sie winkt den Trägern, dass sie weiterziehen.

Da bäumt der Trotz des Lebens sich in Jesus auf. Er drückt die Bahre nieder, und ergreift die Hand des Toten:

„Jüngling, ich sage dir, stehe auf!"

Die Mutter hört die Worte. Sie starrt dem Sohn ins Antlitz. Träumt oder wacht sie? Der Jüngling schlägt die Augen auf. Der Nacken hebt sich. Die Arme straffen sich. Der jugendliche Körper schnellt empor.

Die Träger sind zurückgeprallt. Dem Grabgeleite lähmt der Schreck die Zunge.

Fragend blickt sich der Jüngling in der Menge um. Er sieht die Strasse, das Tor, die Bahre. Er sieht die Mutter in Trauerkleidern und sich selbst im Totenhemd. Da fällt sein Blick auf Jesus.

„Mutter, nimm deinen Sohn" — hört er den Fremdling sagen, und alles wird ihm klar.

Die Mutter wagt noch immer kein Glied zu rühren. Da springt der Jüngling von der Bahre auf und hängt mit einem Freudenschrei an ihrem Halse.

Jesus benützte die Verwirrung. Der Schatten des Torgewölbes nahm ihn auf. Er durcheilte die Stadt und verliess sie mit den Jüngern durch das andre Tor. Als das Gerücht von der Erweckung die Leute auf die Strasse trieb, befand sich Jesus mit den Jüngern schon auf dem Wege in das nächste Dorf.

Am nächsten Tage zogen die Jünger durch die Dörfer an der Strasse zum Jordantal hinab. Ein grosses Volk kam überall zusammen, die Botschaft anzuhören. So freudig kam der Heroldsruf noch nie von ihren Lippen. Wie Flut und Ebbe strömte das Volk herbei und verlief sich wieder. Auch heute gaben Trupps von Menschen von Dorf zu Dorf den Jüngern das Geleit. Nur Jesus ging einsam seines Weges. Erst unten im Jordantale auf der Strasse, die von

Jericho heraufkommt, fanden die Jünger ihn am Wege sitzen und auf sie warten. Vor ihnen lag Skythopolis. Die Sonne warf ihre letzte Glut über die Berge in das Jordantal hinab.

Wie sie der Strasse folgen, kommt hinter ihnen eine Staubwolke geflogen. Ein Trupp Reiter, von einem Tross berittener Knechte gefolgt. Die Wanderer traten aus dem Weg. Die Kavalkade sprengt vorüber.

„Der König", flüstert Matthäus Jesus zu.

Da dreht sich einer von dem glänzenden Gefolge im Sattel um und sieht zurück. Sein Auge bleibt für einen Augenblick an Jesus hängen. Dann jagt er weiter, ohne einen Gruss zu tauschen.

„Wer war der Mann?", fragt Thomas.

„Chusa, des Königs Hausverwalter", erwidert Jesus.

Sie wandern weiter. Die Staubwolke verschwindet in den Gärten.

Am Abend war viel Leben in Skythopolis. Die Leute standen vor den Häusern und durchzogen truppweise die Strassen, meist Griechen, auch Syrer, Araber und Juden, die in der Stadt ihre besonderen Viertel hatten. Die Durchreise des Königs hatte alles herausgelockt. Am Teiche vor der Stadt war das Zeltlager des Herodes aufgeschlagen. Das Volk stand rings umher, sich das Gepränge anzusehen. Besonders war man auf die Maultiersänfte der Königin und ihrer Tochter Salome gespannt, die auf dem Weg von Jericho zurück geblieben war.

Der Tross des Königs trieb sich in den Schenken und auf dem Markt umher. Des Königs Leibwächter

und seine Pferde hatten in den Karawanenhöfen Quartier bekommen.

Auch Jesus kehrte mit den Jüngern in einem Herbergshofe ein. Auf dem Hof sassen Reiter des Königs um ein Feuer. Die Herbergsgäste gingen hin und her und blickten nach den Reitern.

Jesus liess sich im oberen Stock an der Gallerie, die um den Hof lief, ein Zimmer öffnen. Vom Weg ermüdet, legten die Jünger sich zur Ruhe. Jesus trat noch auf die Gallerie hinaus, um nach den Sternen aufzublicken.

Wie er gestützt auf das Geländer in Gedanken steht, hört er von ungefähr die Reiter, die am Feuer sitzen, mit einander reden:

„Der Täufer ist von den Toten auferstanden".

„Was redest du? Die Toten stehen nicht wieder auf."

„Ich sage dir, es ist so. Der Täufer geht im Lande um und weckt die Toten auf. Noch gestern hat er einen Toten am Tor von Nain auferweckt."

Der Herbergswirt trat ans Feuer.

„Was schwatzt ihr da vom Täufer? Leute von Nain, die heut hier waren, haben den Mann gesehen. Sie sagen, das sei Jesus von Nazaret gewesen, der den Toten auferweckt hat. Wie soll der Täufer im Land umgehen? Der liegt gefesselt in Machärus.

„Der Täufer?" erwidert ihm der Reiter, „der ist schon seit drei Tagen tot."

Die Leute auf dem Hofe waren herangetreten.

„Der Täufer tot?" ... „Wie ist das möglich?"

„Fragt den da," sagte der Reiter und wies nach seinem Kameraden, der, auf sein Schwert gestützt, ins Feuer sah.

„Du da", ruft der Wirt hinüber, „was stierst du so ins Feuer? Erzähle lieber, wie das mit dem Täufer war."

Alles nahm jetzt um das Feuer Platz und rückte an den Reitersmann heran.

„Hat man ihn geköpft?" fragt der Wirt weiter, um das Gespräch in Gang zu bringen.

Der Reiter spuckt ins Feuer.

„Geköpft und seinen abgeschlagenen Kopf auf eine Schüssel getan und des Königs Gästen vorgesetzt."

„Erzähle, erzähle", rief jetzt alles, begierig, die Schauermähr mit allen Einzelheiten anzuhören.

Der Reiter setzte sich zurecht.

„Wir hatten da unten mit den Arabern zu tun. Der König, ihr wisst ja, hatte seine erste Frau, die Tochter des Aretas, nach Machärus fortgeschickt, als er Herodias, die Frau von seinem Bruder, freite. Die Araberin wird eifersüchtig und flieht zu ihrem Vater. Der zieht ein Heer zusammen und will sich das Heiratsgut der Tochter, die Feste Machärus, wiederholen. Der König war auf der Hut und kam dem Überfall zuvor. Wir fielen die Araber aus dem Hinterhalte an und schickten sie mit blutigen Köpfen heim.

Als wir nach Machärus kommen, war da Herodias mit ihrer Tochter Salome angelangt und will des Königs Geburtstag feiern. Der König lädt sein Hofgesinde, die Hauptmänner und Edelleute, die mit ihm ausgezogen waren, zum Gastmahl ein. Ich hatte an der Tür die Ehrenwache.

Als der König und die Gäste weidlich geschlemmt und getrunken hatten, heisst er die Tochter der Hero-

dias in den Saal heraufkommen und vor den Gästen tanzen. Der Mutter war's nicht recht, aber die Tochter liess sich nicht zweimal bitten.

Als Salome ihren Tanz vollführt hat und die trunkenen Gäste sich vor Beifall nicht zu lassen wissen, schwillt dem Könige das Herz, — ich sehe noch, wie er die Tochter zu sich ruft und ihr die heissen Wangen streichelt, — und um vor den Gästen gross zu tun, verschwört er sich, er werde ihr, was sie auch bitten würde, schenken, bis zur Hälfte seines Königreichs. Die Mutter steht hinter meiner Tür. Die Tochter kommt herausgelaufen und fragt die Mutter, was sie den König bitten soll. Da höre ich die Mutter sagen, sie solle sich das Haupt des Täufers vom König schenken lassen. Das dumme Ding, statt sich Gold oder Edelsteine oder Städte oder Länder zu erbitten, läuft zurück zum König und sagt ihm vor den Gästen: Gib mir auf einer Schüssel hier das Haupt des Täufers.

Der König wurde weiss wie Kreide. Aber er schämte sich vor den Gästen, sein Wort zu brechen, winkt mir und ruft mir über die Tafel zu: „Tu, was die Königin begehrt," — er hatte wohl gemerkt, wer seiner Tochter den Rat gegeben hatte.

Ich gehe hinunter, lasse den Kerkermeister das Verliess aufschliessen. Da sitzt der Täufer. Ich greife ihm in seinen Schopf hinein, stemme das Knie ihm in den Rücken und trenne ihm das Haupt vom Rumpfe ab. Mit diesem Schwert hier. Das Blut schoss aus dem Halse wie aus einer Brunnenröhre.

Wie ich mich umsehe, steht die Königin mit einer goldenen Schüssel hinter mir und heisst mich, den

abgeschlagenen Kopf ihr auf die Schüssel legen. Dabei lacht sie, dass es von den Wänden hallt. Draussen steht schon die Tochter. Die Mutter gibt ihr die Schüssel in die beiden Hände. Sie soll das Blutgericht zum König tragen.

Ich sehe mich im Kerker um. Da liegt der Täufer ohne Kopf.

Weil da nun weiter nichts zu tun war, denke ich, du willst doch sehen, wo sie den Kopf hinbringen, und gehe der Blutspur nach, die nach dem Saale führt.

Die Königin steht wieder hinter meiner Tür. Die Tochter tritt gerade vor den König hin und setzt ihm mit einem Knicks die Schüssel auf die Tafel hin. Ich dachte, den Gästen soll der Appetit vergehen, aber mit Lachen reichen sie die Schüssel der Reihe nach herum, als ob es ein gebratener Schweinskopf wäre" ....

Jesus trat zurück. Ihm graute vor den Menschen. Da unten sassen sie und reckten ihre Hälse über das Feuer hin, um ja kein Wörtchen von der grausigen Geschichte zu verlieren.

Er öffnete die Tür und schloss sie leise hinter sich. Dann warf er sich aufs Bett.

Die Leute schwatzten noch unten auf dem Hof. Allmählich gingen sie zur Ruhe. Man hörte den Torwächter das Tor verschliessen.

Jetzt richtete sich Jesus auf und stützte das Haupt in beide Hände.

Seine Gedanken gingen wieder nach Nazaret zurück, zu jenem Morgen, da er das Buch des Propheten in der Synagoge aufschlug.

War dies der Anbruch der Erfüllungszeit? Erst war er selbst dem Tode kaum entronnen. Dann hatte er dem Tod das Leben abgerungen. Heut musste er den Täufermord erfahren.

War dies der Anfang, wie mochte das Ende sein?

Die Nacht war vorgerückt. Da schlug ein Hund im Hofe an. Man klopft ans Tor. Der Torwächter erhebt sich. Jemand wird eingelassen. Schritte kommen über den Hof, gehen die Treppe hinauf und halten vor der Tür. Es klopft.

Jesus erhob sich und öffnete. Der Torwächter hebt die Laterne hoch. Ein Mann in reichen Hofgewändern stand vor Jesus, Chusa, des Königs Hausverwalter.

Chusa schickte den Torwächter zum Hof hinunter und trat bei Jesus ein. Mit kurzen Worten erklärte er, was ihn so spät noch herführte:

„Bei der Abendtafel im Zelt des Königs war von Gerüchten aus der Stadt die Rede. Der Täufer, hiess es, ginge im Lande um und wecke die Toten auf. Der König schrak zusammen und rief über den Tisch hinüber: „Johannes habe ich enthauptet, wer ist der?" Er schickte Leute in die Stadt, um den Gerüchten nachzugehen. Die Leute kamen wieder. In der Tat sei gestern vor dem Tor von Nain ein Jüngling vom Tod erweckt worden. Leute von Nain, die man ausfragte, wussten aber nichts vom Täufer und sagten: Jesus von Nazaret habe den Toten aufgeweckt und sei heute in der Stadt gesehen worden. Der König war nur halb beruhigt. Er wandte sich zu mir, ob ich von diesem Jesus nicht einmal zu ihm gesprochen hätte? Ich bejahte es. Da befahl mir der

König, dass ich am nächsten Morgen die Stadt absuchen lassen und den Wundertäter zu ihm bringen solle. Er wolle sich überzeugen, ob es nicht der Täufer sei."

Als Chusa seinen Bericht beendet hatte, gab er Jesus den Rat, noch in der Nacht mit seinen Jüngern aus der Stadt zu gehen.

Jesus dankte dem Mann, der ihn schon einmal vor drohender Gefahr gewarnt hatte. Nachdem Chusa den Hof verlassen hatte, weckte er die Jünger und ging mit ihnen in die Nacht hinaus.

Sechstes Kapitel.

Die Leute von Bethsaida hatten Jesus schon seit drei Tagen zurückerwartet. Auch um den See herum war es bekannt geworden, dass er im Zebedäushaus erwartet würde. Tag für Tag hatte sich eine grössere Menschenmenge vor dem Hause angesammelt. Die Gerüchte von der Heilung des Aussätzigen, von der Erweckung der Jairustochter und zuletzt noch von der Auferwerkung des Jünglings vor dem Tor von Nain hatten in der Nachbarschaft des Sees den grössten Rumor gemacht und von weither Leute angelockt, die ihre Kranken herbei geschleppt hatten und von früh bis spät das Haus belagerten. Erst abends, nachdem man sich versichert hatte, dass Jesus nicht gekommen war, hatte der Haufe sich zerstreut.

Jesus war in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag mit Matthäus und Thomas zurückgekehrt. Er hatte noch drei Tage in der Dekapolis zugebracht und die Jünger gewähren lassen, auch in den Griechenstädten, in denen viele Juden lebten, die Botschaft auszurufen. Nun war der ganze Norden des Landes mit der Botschaft vom Gottesreich erfüllt, wie zuvor Judäa und das Land jenseits des Jordans durch die Täuferpredigt.

Auch heute war das Haus umlagert. Zebedäus

hatte, als Jesus eingetroffen war, das Tor verschlossen. Niemand wusste noch in Bethsaida, dass Jesus wieder da war. So hatten sie den Vormittag Ruhe im Haus.

Die Jünger waren schon seit Tagen zurückgekehrt. Ihre Freude war gross, den Meister wiederzusehen. Stolz auf ihre ersten Erfolge, brannten sie darauf, von ihren Erlebnissen zu berichten.

Wie Herolde, die ein Volk zu den Waffen rufen, waren sie von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt geeilt, ohne sich länger aufzuhalten, als die Botschaft und die Taufe der Erweckten forderte. Wo sie ein Häuflein Taufgesinnter fanden, waren sie bei ihnen eingekehrt, hatten die Kranken mit Öl gesalbt und ihnen die Hände aufgelegt. Viele Schwache waren gestärkt worden, viele Kranke von ihren Betten aufgestanden; auch Besessene waren durch ihr Wort geheilt worden. Als sie von ihren Geisteraustreibungen viel Wesens machten, unterbrach sie Jesus:

„Freut euch nicht, dass euch die Geister untertan sind, freut euch aber, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind."

Allem, was sie erzählten, folgte Jesus mit lebendigster Anteilnahme. Am meisten fesselte ihn, wenn ein Menschenschicksal durch einzelne merkwürdige Züge beleuchtet wurde. Wieviel sie in jeder Stadt und jedem Dorf getauft hatten, wollte er nicht hören. Alle Jünger hatten irgendwie Anfeindungen und Verfolgungen erlitten; aber sie machten zu seiner Freude kein Aufhebens davon. Die einen waren gegriffen und geschlagen, die andern verhaftet und gegeisselt worden; aber immer waren sie wie durch ein Wun-

der davongekommen. Fast alle trugen von Steinwürfen blaue Flecke an ihrem Leibe. In den Synagogen und vor Gericht hatten sie mit grosser Freudigkeit geredet, sodass ihre Widersacher vor ihren Zeugnissen verstummen mussten.

Eins war allen anzumerken. Sie hatten sich in ihrem Eifer zu viel zugemutet; sie waren erschöpft und hatten ihre Kräfte überanstrengt.

Die Jünger hätten noch den ganzen Tag weiter erzählen können und wären bis zum Abend nicht fertig geworden. Als die Mittagszeit herankam, wurde ihr Zusammensein durch Unruhe auf dem Hof gestört. Das Gesinde des Zebedäushauses war so schwach gewesen, heimlich Kranke in den Hof zu lassen. Als sie sich durch ihr Stöhnen bemerklich machten, ging Zebedäus hinaus, um sie fortzuschicken. Die Leute aber fielen mit bösen Worten über ihn her, und es fehlte nicht viel, so wäre er geschlagen worden, denn das Gesinde hatte schon verraten, dass Jesus im Hause sei. Jetzt wollten sie ihn sehen. Die Kranken wollten nicht zum andern Mal betrogen werden. Als Zebedäus in das Haus ging und die Tür hinter sich schloss, begannen die Leute Lärm zu machen und drohten mit Gewalt einzubrechen, wenn den Kranken nicht geöffnet würde.

Wollte Jesus der Menge nicht zu Willen sein, so blieb nichts andres übrig, als das Feld zu räumen. Die Jünger bedurften jetzt der Ruhe. Man beschloss daher, durch den Garten an den Strand zu gehen, das Boot zu besteigen und nach der alten Zufluchtstätte in den Bergen über den See zu fahren. Nur so konnten sie sicher sein, von der Menge verschont zu

bleiben. Da der Lärm auf dem Hof bedrohlich wurde, liess man alles gehen und stehen und brach auf. Salome hatte das Mahl schon auf den Tisch getragen und war unglücklich, dass es ungegessen blieb. Nicht einmal Brot hatten die Jünger mitgenommen.

Die Menge drängte sich noch auf der Strasse vor dem Zebedäushause und wartete voll Ungeduld darauf, dass sich die Tür öffnen und Jesus heraustreten würde, da kommt einer vom Strande hergelaufen, Jesus sei eben mit den Jüngern abgefahren. Die ganze Menge stürzt an das Seeufer und entdeckt sogleich das Segel auf dem Wasser. Mit Rufen und mit Tücherschwenken versucht man, das Boot zur Umkehr zu bewegen; doch vergebens.

Als sie die Menge so stürmisch winken sahen, empfanden die Jünger Schadenfreude, dass ihre List gelungen war. Während das Boot sich immer weiter vom Strand entfernte, verfolgten sie mit Spannung, was jetzt am Ufer vor sich ging. Deutlich sah man, wie die Leute in Gruppen zusammenstanden, auseinandergingen und wieder zusammentraten, als ob etwas verhandelt und beraten würde. Jetzt ballte sich die ganze Menge zu einem dichten Knäuel zusammen. Einer mit einer hellen Stimme redete. Alles war still und niemand regte sich. Von Zeit zu Zeit hörte man Beifall rufen. Plötzlich kam Bewegung in die Masse. Wie auf Befehl setzte sich der ganze Haufe in Marsch. Der Menschenstrom ergoss sich auf die Strasse, die aus dem Ort führt, und schlug die Richtung nach der Jordanbrücke ein. Der Strand entleerte sich.

Über die Absicht konnte kein Zweifel sein. Irgend-

wer hatte den Vorschlag gemacht, dem Boot zu Land zu folgen und Jesus und die Jünger einzuholen. Das Boot hatte die Richtung auf Tiberias eingeschlagen.

Keiner von den Jüngern hatte mit der Möglichkeit gerechnet, dass die Menge ihnen drei bis vier Stunden weit am Ufer folgen könnte. Jetzt legten sie sich in die Ruder, um dem schwachen Winde nachzuhelfen. Auch sie waren der Menge überdrüssig. Wenn man die Höhe von Magdala erreichte, ehe der Zug dort anlangte, war es möglich, sich hinter dem Vorgebirge ihren Blicken zu entziehen und unbemerkt zu landen. Waren sie erst in den Bergen, so meinten sie in Sicherheit zu sein.

Es hätte kaum längere Zeit erfordert, den Weg zu Fuss zurückzulegen, wenn nicht der Umstand, dass die Jordanbrücke weiter oben am Fluss gelegen war, den Landweg um ein gutes Stück verlängert hätte.

Es war ein aufregendes Schauspiel für die Jünger, vom Boot aus den Wettlauf zu verfolgen. Hinter Bethsaida war ihnen der Zug aus dem Gesicht gekommen. Nach einer Viertelstunde tauchte die Spitze der Marschkolonne am Küstenwege westlich der Jordanmündung auf. Jetzt glitt die Menschenschlange, den Biegungen des Ufers folgend und mit den Steigungen und Senkungen des Weges auf und niederrollend, am Strand entlang. Bei Kapernaum erreichte sie die Ebene von Genezaret. Von hier an, wo sich Dorf an Dorf und Gehöft an Gehöft reiht, nahm die Schlange sichtlich an Umfang und an Länge zu. Der Haufe, der beständig Zuzug erhielt, schwoll lawinenartig an.

Die Hunderte, die Bethsaida verlassen hatten, waren vor Magdala zu Tausenden geworden. Hier steigt die Strasse wieder an und windet sich um den Bergvorsprung herum. Die Schlange wurde unsichtbar, sie schien in den Berg hineinzukriechen. Zum Glück hatten die Jünger, die sich beim Rudern ablösten, schon einen solchen Vorsprung, dass sie jetzt wenden und ihren Landungsplatz, von den Verfolgern unbemerkt, erreichen konnten. Die Spitze des Zuges mochte noch eine gute Viertelstunde hinter ihnen sein. Simon verbarg das Boot im Schilf. Er hoffte, dass die Menge, während sie schon in den Bergen waren, der Strasse bis Tiberias folgen und erst dort ihres Irrtums inne werden würde.

Jesus selbst war nicht des Glaubens, dass ihr Aufenthalt verborgen bleiben würde. Zu viele mussten unter der Menge sein, die schon früher den Weg zu ihrem Zufluchtsort gefunden hatten, als dass sie nicht auf den Gedanken kommen sollten, sie dort aufzusuchen.

Auf die Höhe, die sie bald erreichten, drang kein Laut vom Uferweg herauf. Still wie ein Heiligtum lag die Bergwiese da. Jesus hiess die Jünger auf dem Versammlungsplatz bleiben und stieg zu seiner Felsenkammer in die Schlucht hinauf.

Nicht lange währte es, da kamen die ersten der Verfolger auf der Höhe an und liessen laute Freudenrufe hören, als sie die Jünger zu Gesicht bekamen. Als die Spitze des Zuges oben eintraf, schleppte sein Ende noch auf der Uferstrasse nach. Durch Engpässe und Schluchten wand sich die Menschenschlange in die Bergwildnis hinauf und rollte sich mit Behagen

auf dem Wiesengrund zusammen, als ob sie sich hier sonnen oder auf Beute lauern wolle.

Der Raum zwischen den Felsenwänden und der Terrasse über dem See, zuvor so still und weltverloren, glich jetzt einem Jahrmarkt, auf dem sich eine bunte, in allen Farben schillernde Menschenmenge drängte. Der Wirbelwind, der um den See herumgefahren war, hatte an vier- bis fünftausend Menschen hier hinaufgefegt; Männer, Frauen, Kinder, Greise, Leute jeden Berufs und Standes und armes Volk die Fülle. Kranke, Sieche, Irre brachte man angeschleppt, Blinde und Taubstumme wurden mitgeführt; Krüppel und Lahme hinkten hinterdrein. Fast schien es, als ob sie alle von einer unsichtbaren Macht getrieben seien. Ein Rausch und Taumel riss sie hin. Niemand hätte sagen können, was man hier oben wollte; nur das eine war jedermann bewusst, man wollte Jesus sehen. Sie wären in Raserei verfallen, wenn er sich auch jetzt noch ihnen entzogen hätte. Denn eine Ahnung bedrückte alle, dass Jesus sie für immer verlassen würde. Als müssten sie ein Glück, das im Entfliehen war, am flatternden Gewand erhaschen, als täte sich die Pforte eines verlorenen Paradieses zum letzten Mal vor ihnen auf.

Als auch die Nachzügler sich eingefunden hatten, gingen die Jünger in die Schlucht hinauf, um Jesus herabzurufen. Wie er die Felsentreppe mit ihnen niederstieg und aus der Ferne die ungeheure Menschenmenge sah, war Jesus tief ergriffen. Er blieb stehen und sagte zu den Jüngern:

„Die Ernte ist gross und der Arbeiter sind wenige; bittet den Herrn, dass er Arbeiter in die Ernte sende."

Die Saatzeit war vorüber. Seit des Täufers Tod war Erntezeit.

Jesus trat unter die Menge. Das alte Schauspiel wiederholte sich. Lahme und Besessene warf man ihm vor die Füsse. Blinde, Taube, Stumme suchten seine Hand oder den Saum seines Gewandes zu erhaschen. Heilende Kräfte flossen von der Berührung und den Worten Jesu aus. Blinde grüssten das Sonnenlicht. Stumme lobten Gott mit ihrer Zunge. Lahme fingen zu tanzen an. Einzelne Fälle wunderbarer Heilungen wurden mit Jubel und Lobgesang begrüsst. Hier lag ein ganzer Haufe auf den Knieen und betete. Dort drängten sich Scharen um die Jünger her. Wenn einer einen Psalm anstimmte, fielen andre ein, bis von den Felsenwänden der brausende Gesang der Menge widerhallte.

Ein Taubstummer, dem Jesus abseits von dem Lärm der Menge Gehör und Sprache wiederschenkte, kam ausser sich vor Glück zurück. Ein Strassensänger wurde durch seine Freude so begeistert, dass er zu einer bekannten Litanei einen Text improvisierte, den die Umstehenden schnell erfassten und wiederholten:

„Er hat alles wohl gemacht,
Die Tauben macht er hören,
Die Stummen macht er reden,
Die Blinden macht er sehen."

Dann wiederholte man dieselbe Strophe, bis die ganze Menschenmenge einstimmte und dieselben Worte nach derselben Litanei, in die Hände klatschend und

mit den Füssen stampfend, ohne Ende wiederholte.

Als Jesus durch die Menge ging, war er verwundert, nicht wenige zu finden, die sich erst auf der letzten Wanderung an den Grenzen von Sidon, im galiläischen Gebirge und auf der grossen Ebene ihm vorübergehend angeschlossen hatten, dann seine Spur verloren und sich nach Kapernaum durchgefragt hatten, um ihn wieder aufzufinden. Auch jetzt erst hörte er davon, dass ihn die Menge in Bethsaida schon tagelang erwartet hatte. Es schmerzte ihn, sie so enttäuscht zu haben.

Erst am späten Nachmittag hatte die Aufregung der Menge sich so weit gelegt, dass Jesus zu ihr sprechen konnte. Begierig lauschte alles seinen Worten. In dem von Felsen eingeschlossenen Raume war seine Stimme für die ungeheure Volksversammlung ohne Mühe zu verstehen. Sie hätten bis in die Nacht hinein so sitzen und ihm zuhören können.

Als die Sonne sich zum Untergange neigte, fingen die Jünger an, besorgt zu werden, wie man die Menge los werden und nach Haus schicken könne. Sie selbst waren erschöpft. Sie hatten den ganzen Tag noch nichts gegessen und nicht einmal Brot mitgenommen. Zum Glück hatte Andreas einen Knaben aufgegriffen, der Brot und Fische zu verkaufen hatte. Sie sehnten den Augenblick herbei, dass sie zur Ruhe kommen und etwas zu sich nehmen könnten.

Nur einer von den Zwölf schien von Ermüdung nichts zu spüren, Judas. Er war bald hier, bald dort, ging ruhelos von einer Gruppe zur andern, begrüsste Freunde, schüttelte die Hände mit alten Kameraden oder stand abseits, um sich mit dem und

jenem zu beraten. Wenn einzelne von Heimkehr sprachen, bewog er sie zu bleiben. Wo jemand sich zum Aufbruch schickte, hielt er ihn zurück. Geheimnisvolle Andeutungen, dass heut noch Grosses zu erwarten sei, erzeugten Neugierde und Spannung.

Unter dem Haufen waren viele, die man sonst hier oben nicht gesehen hatte. Nur der Zelot begrüsste sie; nur Judas tauschte Handschlag und Kuss mit ihnen. Es waren Anhänger der Zeloten und Mitglieder des Sikarierbundes. Die letzteren hätten dadurch auffallen können, dass sie bewaffnet waren. Doch niemand achtete darauf. Bei der Unsicherheit der Wege ging niemand gern unbewaffnet über Land. Sogar Judas und sein Freund Simon hatten von früher die Gewohnheit beibehalten, unter dem Mantel ein kurzes Schwert zu tragen. Nur auf der Botenreise hatten sie es zurück gelassen. Auch das entging der Menge, die am Munde Jesu hing, dass sich oft kleine Trupps wegstahlen, in den Bergen verschwanden und nach einiger Zeit mit Waffen in den Armen wiederkehrten, die teils verteilt, teils abseits aufgeschichtet wurden.

Was bedeutete das alles? Was ging hier vor?

Schon längst hatte sich Judas vorgesetzt, so bald die Stunde kommen würde, das heilige Volk des Höchsten zum Freiheitskampfe aufzubieten und Jesus zum Messias auszurufen. Alles sollte an diesem grossen Tag zusammenstehen, Täufer- und Jesusjünger, Erweckte, Taufgesinnte, Sikarier und Zeloten. Ganz Galiläa sollte aufstehen. Herodes sollte in Tiberias überfallen und im Verliess des Täufers eingekerkert werden; dem Kaiser der Heilige Krieg erklärt und

Jesus im Triumph nach Jerusalem geleitet werden. Judas war überzeugt, dass mit dem Tod des Täufers die Stunde des Gottesreichs geschlagen habe. Die Bluttat des Herodes war das Zeichen, das der Himmel sandte.

Schon auf der Botenreise hatte Judas den Zeloten für seinen Plan gewonnen. Nach Bethsaida zurückgekommen, hatte er die Tage vor der Ankunft Jesu dazu genützt, den Gedanken unter das Volk zu werfen, dass man Jesus zum Laubhüttenfest nach Jerusalem geleiten solle. Seine Enttäuschung war gross, als Jesus über den See entwich. Als aber jetzt, wie durch ein Gotteswunder, die tausendköpfige Menge sich in ihrem Heiligtum versammelt hatte, war er gewiss, dass Gott das alles zu seinem Ziel geleitet hatte. Noch ehe die Sonne unterging, musste Jesus zum Messias ausgerufen werden.

Judas hatte es vorgezogen, weder Simon Jonas Sohn noch die Zebedäussöhne in seine Pläne einzuweihen. Die Kundgebung musste vom Volk ausgehen. Zeloten und Sikarier waren an Heimlichkeiten und Verschwörungen gewöhnt; er konnte sich auf sie verlassen. Den Jüngern, die Jesus am nächsten standen, war in solchen Dingen nicht recht zu trauen. Er fürchtete, sie würden Jesus erst befragen. Die Entschlüsse Jesu waren unberechenbar. Die glücklichste Gelegenheit konnte ungenützt vorübergehen. Wie Judas Jesus kannte, musste der Ruf ohne sein Zutun an ihn kommen. Gerade das, was ihm wider seinen Willen widerfuhr, hatte er oftmals freudig als Ratschluss Gottes hingenommen. So würde auch heute ihm des Volkes Stimme Gottes Stimme sein.

Je näher die grosse Stunde kam, um so gefasster wurde Judas. Niemand, der ihn durch die Menge schreiten sah, hätte ahnen können, dass seine Seele einem Vulkan vor seinem Ausbruch glich. Als er zufällig Simon Jonas Sohn begegnete, nahm er ihn beiseite und erzählte ihm, als ob er selbst kaum Anteil daran nähme, dass die Menge den Wunsch habe, die Nacht hier oben zuzubringen. Simon entgegnete, dass man vielleicht eine Anzahl zuverlässiger Männer hier behalten könne, um gegen Überfälle der Herodianer auf der Hut zu sein, dass es aber unmöglich sei, aus den Dörfern noch genug Brot heraufzuschaffen, um die ganze Menge zur Nacht zu speisen. Er wolle Jesus sagen, dass er das Volk jetzt entlassen solle. Judas machte keinen Einwand, und Simon glaubte ihn einverstanden.

Da Jesus noch immer von einer grossen Menge umlagert war, trat Simon mit den andern Jüngern an ihn heran und bat ihn, er möchte jetzt ein Ende machen.

„Es ist spät," sagte Simon, „und der Platz ist abgelegen; es ist Zeit, die Leute zu entlassen, dass sie sich in den Dörfern und Gehöften etwas zu essen kaufen können."

Jesus sah nach der Sonne, die eben hinter die Berge sank, dann schweifte sein Blick über die dichtgedrängte Menge.

„Mich jammert des Volks," erwiderte er Simon, „sie sind wie Schafe, die keinen Hirten haben. Schon drei Tage haben sie auf mich gewartet und manche unter ihnen sind von weither gekommen. Wenn man sie ungegessen nach Haus gehen lässt, werden sie

umfallen auf dem Wege. Kann man nicht Brot für sie kaufen?"

„Zweihundert Denare würden nicht reichen" antwortete Philippus, „wenn jeder auch nur etwas bekommen sollte."

„Sind keine Brotverkäufer da?" warf Jesus ein.

„Es ist ein Knabe hier," sagte Andreas „der hat fünf Brote und zwei Fische, das ist alles; wir wollten sie für uns behalten, da wir selbst nichts mitgenommen haben."

„So gebt den Leuten, was ihr habt und macht, dass sie sich lagern," erwiderte Jesus kurz entschlossen und wandte sich von seinen Jüngern ab.

Die Jünger waren viel seltsames von ihrem Herrn gewöhnt. Dies aber dünkte ihnen ungereimt. Sie sollten mit fünf Broten und zwei Fischen in den Händen eine solche Menschenmenge zu Gaste laden? Wohl hatten sie sonst schon hunderte hier gespeist, und niemand war je unbewirtet fortgegangen. Aber da hatten sie sich rüsten können und hatten rechtzeitig Vorräte heraufgeschafft. Auch hatten sich die meisten ihrer Gäste selbst mit dem nötigen versehen, sodass nur die ärmsten auf sie angewiesen waren. Jetzt aber konnte niemand wissen, ob die Leute auch nur etwas mit sich hatten. Ging man auch sonst nicht über Land, ohne sich Brot einzutun, heut, wo die Leute Hals über Kopf aus den Dörfern fortgestürzt waren, ohne zu wissen, wie weit der Strom sie mit sich reissen würde, war schwerlich irgend jemand mit Wegzehrung versehen. Vergassen sie doch selbst, Brot mitzunehmen; und nun sollten sie das wenige, das sie hatten, auch noch andern geben?

Wie nun, wenn alle sich zum Mahl gelagert hatten, und sie standen mit leeren Händen da?

Gleichwohl schickten sich die Jünger auf Zureden von Judas an, herumzugehen und die Menge aufzufordern, sich zu lagern, da es Zeit zum Abendessen sei.

Jesus dachte anders als die Jünger. Wenn sein Vater ihm diese Menschenmenge hier zu Gast geladen hatte, würde er auch Fürsorge getroffen haben, dass keiner unbewirtet fortzugehen brauchte. Wenn die Jünger das ihre gaben, würden die andern ihrem Beispiel folgen und jeder, was er hatte, mit den Nachbarn teilen.

Als die Menge sich gelagert hatte, erhob sich Jesus, sprach das Dankgebet, brach die Brote und liess sie durch die Jünger denen reichen, die am nächsten sassen. Ebenso tat er mit den Fischen.

Es bedurfte keiner Mahnung. Niemand in der grossen Menge dachte daran, was er bei sich hatte, für sich allein zu verzehren. Alle tischten den Inhalt ihrer Körbe und Bündel auf. Dem Mangel des einen wurde durch den Überfluss des andern abgeholfen. Die Jünger hatten nur noch hin und her zu gehen und zu verteilen, was man ihnen reichte. Der Geist der Bruderliebe, der bei den Armen immer zu Haus gewesen war, feierte Triumphe an diesem Abend. Für alle war genug vorhanden. Niemand war leer ausgegangen. Ja, als Jesus nach dem Mahle die Brotstücke und Reste, die die Leute im Grase hatten liegen lassen, sammeln liess, füllte man noch zwölf Körbe damit an und gab sie denen mit auf den Weg, die von weither gekommen waren.

Der Eindruck, den diese Massenspeisung machte, war so ausserordentlich, dass alle in ausgelassener Stimmung waren. Die Sikarier, unter denen kommunistische Gedanken im Schwunge waren, sahen in diesem Liebesmahl ihr Ideal verwirklicht. Hier gab es keine Standesunterschiede, hier teilte jeder mit dem andern, was er hatte. Hier sass nicht Neid und Habsucht, Mangel und Überfluss an derselben Tafel; hier war ein Volk von Brüdern, das Gottes Gaben aus Gottes Hand empfing. Für sie war es zugleich das Abschiedsmahl der Freiheitskämpfer, die auszogen, das Joch der Knechtschaft zu zerbrechen. Sie stimmten Kampfgesänge und Rachepsalmen an. Die Lieder der Kriege Jahves, die Makkabäerpsalmen und der Heldensang von Debora und Sissera hallten von den Felsen wieder.

Noch niemand hatte darauf achtgehabt, dass sich gewaltige Wolkenmassen über dem See auftürmten, die der Versammlung schon zu Häupten hingen. Erst als die Glut der Abendröte einen Purpurmantel über den Himmel warf, und die Sonne bei ihrem Scheiden Opferfeuer auf allen Berggipfeln aufflammen liess, bestaunte alles das prachtvolle Schauspiel der Natur. Einige wollten Kämpferscharen in den Wolken sehen, andre meinten das Getöse von Waffen zu vernehmen, die aufeinanderschlugen.

Die Sonnenglut verblasste. Fahle Scheine von Blitzen zuckten aus der Wolkenwand. Alles schauerte zusammen, als der erste dumpfe Donner über die Wasserfläche rollte.

Jesus war den Hang hinaufgestiegen, von dem er zuvor zum Volk geredet hatte. Er wollte noch

einige Abschiedsworte sagen. Die Jünger traten zu ihm. Die Menge hatte sich erhoben und drängte sich von allen Seiten um ihn her.

Wie Jesus seine Stimme erheben will und den Arm ausreckt, wird sein Mantel von einem Windstoss erfasst und flattert in der Luft wie eine Fahne.

Im gleichen Augenblick springt einer aus der Menge vor und ruft mit einer hellen Stimme, die wie eine Fanfare schmetterte:

„Sei unser König, Davidssohn! Heil dir Messias!"

Erst Totenstille. Dann bricht mit einem Mal die ganze Menge los:

„Heil dir Messias!"

Dreimal steigt der Ruf zum Himmel auf. Dreimal hallen ihn die Felsenwände wieder. Tausend Arme lodern auf, tausend Hände flackern in der Luft und tanzen wie Feuerzungen auf der tausendköpfigen Menge.

Wäre eine Schlange aus dem Grase aufgeschossen und hätte ihre giftige Zunge ihm ins Angesicht geleckt, Jesus hätte nicht heftiger zusammenschrecken können, als da das Volk ihn zum Messias ausrief.

Alles harrte seiner Antwort. Selbst der Wind hielt seinen Atem an.

Plötzlich fährt ein Schrei aus Simons Kehle. Ein harter Griff hat ihn gepackt und von der Höhe durch die Luft geschleudert, sodass er rückwärts auf die Menge fällt. Auch die andern Jünger fühlen Stösse vor die Brust und Nackenschläge, die sie von dem Hang hinuntertreiben:

„Fort mit euch! Hinunter in das Boot! Nach Bethsaida hinüber!"

War dieser Zornausbruch Jesu die Antwort auf den Messiasruf? Oder warum schrie die ganze Menge mit einem Male auf und stob nach allen Seiten auseinander?

Ein Schlossenregen prasselte hernieder. Ein Getöse, als ob Eisenstangen über Felsen schütterten. Angstvoll schrie die ganze Menge auf. Alles suchte Zuflucht unter Bäumen, unter Felsen, in den Schluchten, in den Höhlungen der Berge. Alles flüchtete hinauf, hinunter, warf sich auf den Boden, zog die Mäntel über sich und harrte, bis der Wolkenbruch, so schnell wie er gekommen war, vorüberrauschte. Kein Feuer hätte durch den Wasserguss so schnell verschüttet werden können, als das Feuer der Begeisterung, das noch eben lichterloh in tausend Herzen brannte.

Niemand hatte recht begriffen, was geschehen war. Ehe noch der Regen niederprasselte, waren schon die Jünger fortgestürzt. Simon hatte sich am ersten durch die Menge durchgedrängt. Die andern folgten ihm. Ohne Abschiedsworte, ohne Grüsse mit Freunden und Bekannten ausgetauscht zu haben, eilten die zwölf Jünger über das schlüpfrigglatte Felsgestein den Berg hinab. Keiner wagte anzuhalten, keiner sich umzuschauen. Judas nur, der letzte, warf einen Blick auf den Versammlungsplatz zurück und sah noch, wie der Mantel Jesu um die Felsen flatterte und in der Schlucht verschwand. Grollte er dem Meister? Wollte Zorn und Verachtung in ihm aufstehen, weil der Unbegreifliche die Stunde nicht ergriffen hatte?

Nein, ein jäher Schmerz in seinem Herzen mahnte ihn daran, wie sehr er Jesus liebte. Warum dies rätselhafte Zaudern? Dies Zurückschrecken vor der Tat? Vor der Tat, die doch einmal getan sein musste?

Wie ein Häuflein armer Sünder tappten die elf andern vor ihm her. Der Zelot blieb einmal stehen, drückte ihm die Hand und ging dann weiter.

Judas bohrte seine Augen in die Dunkelheit. Sind das Helden, die da schleichen? Die Stunde wird noch schlagen. Dann wird er, der einzige, der versteht, was sein muss, nicht mehr Helfershelfer werben, sondern selbst die Tat vollbringen. Dann wird auch der, der heute seine Stunde nicht erkannte, ihm zu Willen sein.

Die Jünger kamen an die Landungsstelle. Sie stritten, ob sie warten oder überfahren sollten. Sie entschlossen sich zu warten. Dann sassen sie, unlustig zu reden, der eine hier, der andre da und lauschten in die Nacht hinein.

Nachdem der Regenguss verrauscht war, spürte die Menge, die sich wieder sammelte, seltsamerweise nichts von Enttäuschung oder Missvergnügen. So schnell ernüchtert, als begeistert, nahm sie den Fehlschlag ihrer Huldigung als eine Laune der Natur, die sie zum Lachen reizte. Jetzt lag ihnen mehr daran, sobald als möglich ihre durchnässten Kleider daheim am Herd zu trocknen, als darüber nachzudenken, was mit dem Messias werden sollte. Wie ein Bienenschwarm surrte das Stimmgewirr der Menschenmenge den Berg hinab. In der Ebene angelangt, schwärmte alles in die Dörfer und Gehöfte aus. Viele fanden in den nächsten Karawanenhöfen Unterkunft. Was nicht

aus der Ferne zugelaufen war, wanderte noch in der Nacht nach Haus.

Nur ein Haufe war zurückgeblieben. Die Sikarier waren nicht gewillt, was sie sich vorgenommen, so schnell aufzugeben. Hatte der Regenguss die Durchführung des Plans verhindert, so führte man morgen aus, was heut misslungen war. Sie zogen sich in ihre nahgelegenen Höhlenwohnungen zurück. In der Frühe dachten sie Jesus in seiner Felsenkammer aufzusuchen und die Sache mit ihm auszumachen.

Die Jünger sassen immer noch am Strande. Die Zeit war ihnen lang geworden. Sie fingen wieder an zu reden. Wie war das alles so gekommen? Wer war der Mann mit der hellen Stimme, der Jesus zum Messias ausrief? Wie hatte man sich ohne Überlegung und Beratung mitreissen lassen können? Hätten sie nicht Jesus vorher fragen müssen? Niemand wusste sich die Dinge zu erklären. Der Zelot versuchte, dies und das zu sagen, und schob zuletzt die Schuld auf die Sikarier, die zich zur Unzeit eingeschlichen hätten. Einer nur tat seinen Mund nicht auf und schwieg zu allem, was geredet wurde.

Das Gewitter war vorüber, aber der Wind bestrich noch immer mit gleicher Heftigkeit den See. Wieviel Stunden hatten sie schon hier gesessen? Jesus hätte längst zurück sein müssen. Endlich meinten alle, dass es nutzlos sei, noch länger hier zu warten. Morgen war Sabbat. Vor Tagesanbruch sollte man zu Haus sein. So war es besser, die Überfahrt nicht mehr hinauszuschieben.

Sie stiegen ein. Nur langsam kamen sie vom Ufer

los. Allmählich gewannen sie die Höhe. Es war so dunkel, dass es schwer fiel, bei dem Sturm die Richtung einzuhalten. Rings um den See war nicht ein einziges Licht zu sehen. Die Finsternis verschlang die Ufer. Simon glaubte, dass der Wind sich drehe. Oder hatte er nur schlecht gesteuert?

Als sie mitten auf dem See sein mussten, brach das Wetter von neuem los. Es war wie damals, als sie von Kapernaum nach Korazin verschlagen wurden. Vielleicht nicht ganz so schlimm, doch dünkte ihre Lage ihnen weit schrecklicher zu sein.

Die Planken ächzten und die schweren Ruder bogen sich, als ob sie brechen müssten. So sehr sie sich abarbeiteten, sie blieben doch auf demselben Fleck. Immer wieder versuchte der Wind das Boot zu drehen. Wenn Simon auch nur einen Augenblick die Gewalt über das Steuer verlor, war es aus mit ihnen. Sie suchten sich an den Gedanken anzuklammern, dass sie auch damals der Gefahr entronnen waren. Aber damals war Jesus bei ihnen. Jetzt hatte er sie ihrem Schicksal überlassen. Ein Blitz flammte auf, so grell, dass sie geblendet wurden.

Wo waren sie? Die Zebedäussöhne meinten, dass sie Bethsaida vor sich haben müssten. Thomas war gewiss, dass sie im nächsten Augenblick an den Klippen von Korazin scheitern würden.

Sie starrten in das Dunkel, um irgendwo einen Schatten von Ufergelände oder eine Berglinie zu entdecken.

Plötzlich schrie einer auf.

Was war das?

Ein Lichtschimmer, ein Segel, nein, eine Gestalt, die auf dem Wasser ging.

Deutlich zeichnete das Ding sich ab. Jetzt stand es. Jetzt schritt es vorwärts. Jetzt kam es näher.

„Das Seegespenst!" — schrie Thomas, zum Tod erschrocken, auf.

Simon liess im Schreck das Steuer fahren. Der Wind drehte das Boot herum. Fast wäre es gekentert.

Da ruft es durch die Nacht:

„Ich bin es, seid getrost."

Ein Freudenschrei antwortet aus dem Boot.

Jesus stand am Ufer.

Simon fand als der erste seine Fassung wieder. Sie waren an den Strand von Genezaret angetrieben. Der Wind hatte sich gedreht und sie ans Westufer herangedrückt.

Aus einem Meer der Angst gezogen, jauchzt Simon vor Freuden auf. Er springt mit grossen Sätzen durch das Boot, steigt auf das Vorderdeck und späht zum Ufer hin. Das Schiff tanzt unter ihm. Er schätzt die kurze Strecke ab. Nur die Brandung macht ihm Bedenken.

„Herr, lass mich zu dir kommen durch das Wasser."

„Komm," ruft Jesus.

Mit einem Sprung ist er in den Wellen. Er fühlt Grund unter den Füssen und arbeitet sich mit den Armen vorwärts. Er nähert sich dem Ufer. Da treibt ein Windstoss eine gewaltige Woge her. Sie hebt ihn in die Höhe. Zurückflutend will sie ihn in die Tiefe reissen.

„Herr, hilf mir, ich versinke," schreit er mit letzter Kraft, ehe der Wasserschwall ihm den Mund

verschliesst. Doch schon fasst ihn eine starke Hand, die ihn mit einem Ruck zum Ufer reisst:

„Kleingläubiger, was zweifelst du?"

Der Jünger lag zu Jesu Füssen und umklammerte die Kniee seines Herrn. Unter dem groben Hemd des wetterharten Mannes hämmerte sein Herz.

Die Landung machte keine Mühe. Schon legte sich der Sturm. Nur in den Jüngerherzen wogte noch die Angst. Noch lange schwankte der feste Boden unter ihren Füssen. Sie drängten sich um Jesus, ihm zu danken. Ein Engel Gottes war er ihnen in höchster Not erschienen. Jetzt, da alles vorüber war, schämten sie sich ihrer Gespensterfurcht.

Wie war Jesus mitten in der Nacht an den Strand von Magdala gekommen?

Der Königsruf des Volkes hatte Jesus mit der Gewalt dämonischer Versuchung überfallen. Das Wort „Messias", rief mit einem Zauberschlage die ganze Welt der Kindheitsträume, den Sturm und Drang der Jugendschwärmereien und das Machtbegehren seiner Mannesjahre wach. Noch zitterten die Erlebnisse der letzten Tage in ihm nach. Fast hätte er in Nazaret das Leben lassen müssen. In Nain hatte er den Tod bezwungen. Der Mord des Täufers zeigte die grosse Schicksalswende an. Die Leidenschaft, mit der das Volk sich an ihn hängte, hatte ihn nachgiebig, das Mitleid mit der herrenlosen Herde weich gemacht. Nun wollte die Woge der Begeisterung ihn empor zum Throne tragen.

War es nicht Gottes Hand, die dies so schickte? War es nicht alles so zuvor versehen?

Der Herold fiel, die Botschaft war verkündet. Elias ging und der Messias kam?

Hätte sich Jesus je durch Vorbedeutung leiten lassen, hätte Weissagung oder Schicksalsglaube seinen Schritt gelenkt, so wäre diese Stunde ein Verhängnis für die Welt geworden. Der Islam, nicht das Evangelium wäre zu dieser Zeit geboren worden.

Eine Verneigung seines Hauptes vor dem Plebiscit der Menge hätte heut tausende zum Kampf gerufen, hätte morgen Millionen in den Heiligen Krieg gestürzt. Land um Land, Reich um Reich wäre zur blutigen Arena grässlicher Menschenschlächtereien geworden, zum Ruhm des Helden und Propheten, zum Stolz der Heerführer und Grossen seines Reiches, für die die Todesschmerzen der Geopferten, die Tränen der Verwaisten, Armut und Hungersterben der verwüsteten Provinzen nichts anderes als eine Folie ihrer Eitelkeit gewesen wäre. Simon wäre der Abubekr Jesu, Johannes sein Ali geworden und Judas hätte die Lorbeeren eines Omar um sein Haupt geflochten.

So furchtbare Entscheidung war in Jesu Hand gelegt. Er konnte die Lawine ins Rollen bringen, er konnte das Steinchen von der Höhe reissen, das dem Koloss des Römerreichs an seine tönernen Füsse schlug, sein Eisen, Erz, Silber, Gold zermalmte, dass es wie Spreu auf einer Tenne wurde, die der Wind verweht. Er konnte auf den Trümmern einer Welt den Thron des Weltherrschers errichten und alle seine Feinde zum Schemel seiner Füsse machen. So war es ihm verheissen, so war es im Buch Daniel

geschrieben. So sprach die Schlange, die ihm gottgleiche Ehre und Herrlichkeit verhiess. Auch seine Seele wusste, was Macht und Grösse ist. Auch ihn lockte Waffenschimmer und Herrscherglanz. Aber grösser dünkte es ihm, der eignen Grösse Herr zu sein und Seelenwelten durch seelische Gewalten zu erobern.

Und doch so menschlich war dies Menschenherz, dass seine zuvor gefassten, schon oft erwogenen Entschlüsse, als sie in die Glut der Leidenschaften tauchten, zerschmolzen wären, hätte nicht ein gottberatener Wille seinen Hammer über sie geschwungen und sie gestählt, dass sie zu unbeugsamen Schicksalsschlüssen geschmiedet und gehärtet wurden.

In dem Augenblicke, als das Volk nach seinem König rief, als viel tausend Arme nach ihm langten, um den Davidserben auf den Davidsthron zu setzen, als ihn schauderte vor der furchtbaren Entschliessung, da wollte des Versuchers Stimme seiner Demut und seines armen Lebens spotten. Doch er verschloss sein Ohr vor des Betörers Hohn, sein Auge vor der tausendköpfigen Menge und lauschte der leisen Stimme, die im innersten Gemach der Seele zu ihm sprach:

„Mein Sohn, alles, was mein ist, das ist dein."

Die Stimme sprach so ruhig, ernst und liebevoll, dass alle Herrschergrösse, aller Weltenruhm in einen Abgrund göttlicher Befriedigung versank.

Wollte er haben, was nicht Gottes war?

Als Jesus nach eines Augenblickes Zögern das Auge wieder aufschlug und die Arme vor sich lodern, die Menge tosen und selbst die Jünger von dem

Wahn ergriffen sah, da ekelte ihn vor der widrigen Grimasse der Canaille.

Lasst Tiere sich zerfleischen, lasst Hyänen sich Schlachtfelder zur Weide wählen, lasst Kainssöhne Schädelpyramiden bauen, lasst die Cäsaren ihre Legionen zu Leichenhaufen türmen, — auf solchen Stufen steigt kein Gottessohn zum Thron.

Die halbe Nacht war hingegangen. Dem Sturm in seiner Seele war eine tiefe Stille nachgefolgt. Doch draussen heulte noch der Föhn, noch pfiff der Wind die Schlucht hinauf, noch grollten dumpfe Donner in der Ferne.

Wo waren seine Jünger?

Der Gedanke riss ihn empor. Im Augenblick war alles sonst vergessen. Er trat vor die Tür hinaus. Er hielt sich an die Pfosten, so heftig schlug der Wind herein. Er nahm den Stab zur Hand und gürtete den Mantel fester um die Lenden. Er schritt die glatten Felsenplatten abwärts nach dem Versammlungsplatz und trat heraus auf die Terrasse, wo er den See zu seinen Füssen hatte.

Ein Blitz zerriss die Nacht. In seinem Scheine sah er das Gestade und sah die Nussschale des Bootes auf den Wellen tanzen. Sie waren stark nach Westen abgetrieben. Zerbrach das Boot nicht in dem Wogenprall, so musste der Sturm sie langsam an das Ufer treiben.

Das Los der Seinen seinem Vater anbefehlend, eilte Jesus an den See hinab. Bald schritt er auf der Uferstrasse rüstig fort, erreichte Magdala. Als er den Strandweg nach Kapernaum gewonnen hatte, sah er

das Schiff zur Rechten auf den Wellen treiben. Noch wenige Schritte und er konnte sie mit seinem Ruf erreichen. Da schrie es auf im Boot. Die Antwort löste den Schreck der Jünger. Schon sprang Simon in die Brandung, schon lag er ihm zu Füssen.

Das Unwetter war vorüber. Sie stiegen wieder in das Boot. Mit schwachen Ruderschlägen fuhren sie längs des Ufers nach Kapernaum hinauf.

Als die Jünger übernächtig und ermüdet im Boot sassen, kam sie Hunger an. Sie suchten im Schiff umher und fanden nicht ein einziges Brot.

Jesus sass in Gedanken auf dem Vorderdeck des Schiffes.

Das Wiedersehen mit seinen Jüngern hatte ihn tief bewegt. Als ob er sie verloren und wiedergefunden hätte. Doch nun begann er über ihr Verhalten am letzten Abend nachzudenken. Als er sie in Gefahren wusste, dachte er milde über ihren Fehler. Jetzt, wo er wieder unter ihnen sass, beschlich ihn ein Gefühl, als ob er seinen Jüngern nicht mehr trauen könne. Sie hatten irgendwie die Hand im Spiel gehabt. Vielleicht war Simon selbst der Schuldige. Warum war keiner gekommen und hatte ihn gewarnt? Sie hatten Heimlichkeiten vor ihm gehabt. Auch jetzt noch, wo sie hätten reden müssen, blieben sie, einer wie der andre, stumm.

Er fuhr aus seinem Sinnen auf:

„Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer, der Heuchelei. Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar wird, noch heimlich, was man nicht wissen wird. Was ihr im Dunkeln sagt, wird man im Licht hören,

was ihr ins Ohr flüstert, von den Dächern rufen."

Die Jünger, die ihm ferner sassen und beim Geräusch des Ruderns nur das Wort „Sauerteig" verstanden hatten, wurden aufs neue an ihr Brot erinnert.

„Er meint, dass wir das Brot vergessen haben," sagte einer.

Das Missverständniss machte Jesus lächeln. Waren Jünger, die noch solche Sorgen drückten, heimlicher Verschwörung fähig? Was waren sie doch alle miteinander noch für Kinder!

„Ihr Kleingläubigen, was sorgt ihr euch, dass ihr kein Brot mitnahmt? Seid ihr noch immer so unverständig? Habt ihr schon vergessen, was gestern war, da ihr die tausende gespeist habt? Wieviel Brote hattet ihr da und wieviel Körbe habt ihr aufgehoben? Ich sprach nicht vom Brot, ich sprach vom Sauerteig der Pharisäer, der Heuchelei."

Sie waren das Ufer von Genezaret hinaufgefahren und hatten jetzt Kapernaum sich gegenüber. Im Dunkeln tauchten die Umrisse von Bäumen und Dächern auf. Die Stadt lag in tiefem Schlaf. Ein Hahn krähte, der zu früh erwacht war. Ein Hund schlug an. Wächter kamen an den Strand und schauten nach den Ruderschlägen aus.

Wie seltsam, dass die Stadt ihn immer wieder zu sich zog. Streckten sich Arme nach ihm aus, die ihn zurückverlangten?

Morgen war Sabbat. Die Menge, die ihm gestern gehuldigt hatte, war in der Nacht zurückgekehrt. Was für wilde Gerüchte mussten heute in der Stadt umgehen. Die Glut, die unter der Asche glomm,

konnte aufs neue aufflackern und einen Brand entzünden. Würde man glauben, dass er sich der Huldigung des Volks entzogen hatte? Würde nicht ausgesprengt werden, dass die nächtliche Verschwörung der Vorbote des Aufruhrs sei, der heut oder morgen das ganze Land in Flammen setzen konnte?

So ungern er noch einmal seinen Fuss auf den Boden setzte, der ihm fremd geworden war, es war besser, dem Unheil vorzubeugen und öffentlich zu bezeugen, dass er mit Empörern nichts zu schaffen hatte. Er wollte in die Synagoge gehen. Er wollte den Volksverführern sagen, dass sie für ihre irdischen Gelüste nichts von ihm zu erwarten hätten.

Zur Verwunderung der Jünger liess Jesus Simon an der Landungsstelle halten und sagte ihnen, dass er den Rest der Nacht mit ihnen in seiner Mutter Hause bleiben und erst am Sabbat Abend weiter fahren werde.

Siebentes Kapitel.

Die Kommission von Schriftgelehrten aus der Hauptstadt war bald nach dem Fortgang Jesu in Kapernaum eingetroffen. Ein halbes Dutzend vornehmer Judäer, alle von der pharisäischen Partei, mit einem Tross von Dienern und Lasttieren, die mit Gepäck beladen waren, kamen in die Stadt geritten und stiegen im Haus des Synagogenvorstehers ab. Zu ihrem Ärger hörten sie, dass Jesus schon die Stadt verlassen hatte. Niemand wusste, ob und wann er wiederkommen werde. Gleichwohl machten sich es die jerusalemer Herren in der Gartenstadt am schönen See bequem. Die Musse, die sie bis zur Rückkehr Jesu hatten, wollten sie benützen, um das Heiden- und Sündervolk von Kapernaum zum rechten Glauben zu bekehren.

Die Schriftgelehrten verbreiteten einen Nimbus um sich her, als ob der grosse Sanhedrin seinen Sitz von Jerusalem nach Kapernaum verlegt hätte. Das Selbstbewusstsein, das auf ihren Wangen glänzte, strahlte wie ein Licht in der Finsterniss unter dem Volk, das vom Gesetz nichts weiss. An jedem Sabbat in der Synagoge hielten sie grosse Reden und zogen die Zeit des Gottesdienstes ums doppelte hinaus. Mit der Geringschätzung des Mitleids sprachen sie von Jesus und der Nazoräersekte. Sie bedauerten den betrogenen

Betrüger nicht anzutreffen. Sie würden ihn zitiert und ohne Mühe seiner Ketzereien überführt haben. In kurzer Zeit hatten sie die einflussreichen Kreise nicht nur im judäischen, sondern auch im galiläischen Viertel für sich gewonnen. Auch auf die kleinen Leute drückte die zur Schau getragene Würde der Gesetzeslehrer.

Nur eins tat ihrem Ansehen Abbruch. Es tauchten Gerüchte auf, dass die Schriftgelehrten an dem leichten Leben, das manche von den Sündern führten, Geschmack gefunden hätten. Mochten sie denken, dass sie fern von der Hauptstadt sich Freiheiten gestatten durften, die sie sich dort versagen mussten, oder annehmen, dass ihre Ausschreitungen ihnen unter den Heiden und Sündern, zu denen sie geraten waren, nicht verübelt werden würden, es kam dahin, dass man in ehrenwerten Häusern die frommen Herren lieber gehen, als kommen sah. Dass es zu keinem öffentlichen Ärgerniss kam, verdankten sie ihren Kollegen von Kapernaum, die behilflich waren, unliebsame Zeugen aus dem Weg zu schaffen. Im Zusammenhang mit diesen Dingen wurde der Name einer gewissen Maria aus Magdala genannt.

Die Rückkehr Jesu und der Jünger sprach sich schnell herum. Als sie in der Nacht gelandet waren, hatten die Wächter sie erkannt. Schon beim Frühstück tischte der Synagogenvorsteher seinen Gästen die Nachricht auf, dass Jesus in der Stadt sei. Die Schriftgelehrten waren in der besten Laune. Sie wollten alle ihre Künste spielen lassen, um einen vollen Sieg über den Ketzer davonzutragen. An Gewaltsamkeiten

dachten die gelehrten Herren nicht. Sie hatten dem Synagogenvorsteher schon ihr Missfallen ausgesprochen, dass er die Herodianer herangezogen hatte. In Sachen des Gesetzes Justiz zu üben, war Sache des Hohen Rats. Dagegen hatten sie überall herumgeschnüffelt und alles ausgekundschaftet, was sich über Jesus und die Taufbewegung in Erfahrung bringen liess.

Gleich nach dem Frühstück machten sich die Schriftgelehrten auf und schlugen den Weg nach dem Hause Jesu ein.

Die Jünger sassen, von kurzem Schlaf gestärkt, unter den Bäumen auf dem vorderen Hof. Jesus war noch im Haus. Er liess sich vom Knecht berichten, was inzwischen vorgefallen war. Die Dinge, die ihm schon die Jünger von den jerusalemer Schriftgelehrten berichtet hatten, wollte er nicht hören.

Aber die Schriftgelehrten waren auch bei dem Knecht gewesen. Sie waren in Haus und Hof, Küche und Keller herumspaziert, hatten Schränke und Truhen geöffnet und ihre Nase in jeden Quark gesteckt. Den Knecht hatten sie ausgefragt, wie es im Hause herzugehen pflege, was für Leute hier verkehrten, was gegessen und getrunken würde; wieviel Gartenland und Acker zum Haus gehöre, was das Anwesen gekostet hätte, was für Einnahmen Jesus davon hätte, wieviel Almosen er zu geben pflege, welchen Lohn der Knecht bezöge. Als er seinen Lohn nannte, meinten die Herren, er sei zu gut bezahlt, und fragten, was der Knecht, da er doch alles hier umsonst habe, mit seinem Gelde mache. Er sagte, dass er seine alten Eltern unterstütze. „Bah," sagten die Schriftgelehrten, „die werden auch so zu leben

haben. Ob er nichts für den Tempel gäbe? Er sagte, das er die Tempelsteuer alle Jahr entrichtet habe. Sie sagten, das sei nichts. Ob ihn sein Herr nicht angehalten habe, etwas für Gott zu tun? Er sagte, er habe nichts zurückgelegt und alles, was er übrig habe seinen Eltern hingetragen.

„Sprich Korban," sagte der älteste der Schriftgelehrten, „und gib's zum Opfer, so brauchst du deinen Eltern nichts zu geben." Damit waren die Schriftgelehrten fortgegangen.

Der Knecht erzählte alles das, ohne viel Arg zu haben, und fragte Jesus, ob er tun solle, was der Gesetzeslehrer ihm gesagt habe. Er wisse aber nicht, wovon seine Eltern dann leben sollten.

„Gib deinen Eltern, was ihnen zukommt," sagte Jesus.

Der Knecht ging jetzt, den Jüngern das Frühstück hinauszutragen. Er hatte schon in der Frühe von den Nachbarn Brot geliehen und Trauben im Weinberg abgeschnitten. Er legte die Brote vor den Jüngern aus und tat jedem einen Berg Weintrauben darauf.

Als die Jünger sich zum Essen setzten, guckte ein Schriftgelehrter über die Hofmauer. Er war auf einen Prellstein an der Strasse aufgestiegen. Gleich darauf tat sich die Hoftür auf und die jerusalemer Herren traten, ohne um Erlaubniss oder Entschuldigung zu bitten, ein.

Nach den Vorschriften der Pharisäer durfte kein Frommer mit dem Mahl beginnen, ohne erst die rituellen Waschungen vorzunehmen. Die Jünger waren

das nicht gewohnt; auch Jesus hatte sie dazu nicht angehalten. Am wenigsten hätten sie heut daran gedacht, nachdem sie gestern den ganzen Tag gefastet hatten.

Als sie von den Schriftgelehrten darauf aufmerksam gemacht wurden, dass sie die Waschung unterlassen hätten, legten sie Brot und Früchte aus der Hand und besahen ihre Hände. Sie hatten die ganze Nacht im Wasser herumhantiert, aber freilich rituell waren sie nicht gewaschen.

Da trat Jesus aus dem Haus. Die Schriftgelehrten wussten auf den ersten Blick, wen sie vor sich hatten. Statt ihn zu begrüssen und sich vorzustellen, nahmen sie keine Notiz von ihm und sahen weiter dem Mahl der Jünger zu.

Jesus war stehen geblieben. Der älteste der Schriftgelehrten bemerkte sein Erstaunen über ihre Anwesenheit. So gab er sich den Anschein, als ob er hier bekannt wäre, und wandte sich an Jesus:

„Warum übertreten deine Jünger die Überlieferungen der Ältesten und essen, ohne zuvor die Hände zu waschen?"

Jesus schoss das Blut ins Gesicht. Er trat einen Schritt auf ihn zu:

„Und warum übertretet ihr Gottes Gebot um eurer Überlieferungen willen? — Gott hat gesagt: Ehre Vater und Mutter, und wer Vater und Mutter verunehrt, soll des Todes sterben. Ihr aber sagt: Sprich Korban, so brauchst du deinen Eltern nichts zu geben. So lehrt ihr die Leute Vater und Mutter verachten, und macht Gottes Gebot durch eure Überlieferung zuschanden und dergleichen tut ihr viel. Ihr Heuchler, trefflich hat Jesaias von euch gesagt:

Dies Volk ehrt mich mit den Lippen,
Aber ihr Herz ist fern von mir;
Eitel ist ihr Gottesdienst
Und lehren nichts als Menschengebote."

Der Schriftgelehrte fand nicht gleich Worte, um zu antworten; als er sich umsah, verging ihm auch die Lust dazu. Hinter seinem Rücken war eine Menge Menschen durch die Pforte, die sie bei ihrem Eintritt offen liessen, in den Hof gedrungen und hatte den Wortwechsel mit angehört.

Die Leute grüssten Jesus ehrerbietig. Er liess die Schriftgelehrten stehen und trat unter sie:

„Hört und merket alle auf: Nicht, was hineingeht in den Menschen, macht ihn unrein, sondern, was herausgeht aus dem Menschen, das verunreinigt ihn."

Die Leute lachten, weil sie die Worte Jesu wörtlich nahmen. Die Schriftgelehrten, die Jesus wohl verstanden hatten, bissen die Zähne zusammen und verliessen den Hof.

Sie brauchten sich das gefährliche Wort nicht erst aufzuschreiben, es haftete nur zu sehr im Gedächtnis. Schon einmal hatte Jesus seine Stellung zum Gesetz in einen Spruch gefasst, der seither in aller Mund war: „Der Sabbat ist des Menschen wegen da und nicht der Mensch des Sabbats wegen, also ist der Mensch Herr über den Sabbat." Heut hatte er ein Wort geprägt, das alle Reinheitsvorschriften und Speisegebote des mosaischen Gesetzes über den Haufen warf. Dergleichen Dinge lehren, hiess das Gesetz aus den Angeln heben. Solche Ketzereien vor Laienohren aussprechen, war schlimmer, als Heiden in den Tempel bringen.

Die Jünger waren unruhig, dass Jesus die grossen Herren so beleidigt hatte. Die lauerten doch nur darauf, mit ihm in Streit zu geraten. Zu was denn waren sie sonst von Jerusalem herabgekommen? Als Jesus in das Haus trat, gingen sie ihm nach.

„Hast du nicht gesehen," sagte Simon, „wie die Schriftgelehrten an deinen Worten Anstoss nahmen?"

„Blinde Blindenleiter sind sie," antwortete Jesus verächtlich. „Wenn ein Blinder den andern führt, werden sie beide in die Grube fallen."

„Wir hätten besser vor dem Mahl die Hände waschen sollen," fuhr Simon fort.

Jesus sah ihn unwillig an. Wie standen doch selbst seine Jünger unter dem Einfluss dieser Schriftgelehrten.

„Jede Pflanze, die mein Vater nicht gepflanzt hat, wird ausgerottet werden," war seine Antwort.

Simon, der die Worte Jesu schneller mit dem Herzen, als mit dem Kopf zu fassen pflegte, fragte weiter:

„Was meintest du mit dem Spruch von dem, was eingeht und ausgeht?"

Auch die andern Jünger waren sich unklar über den Sinn des Wortes.

„Seid ihr so schwer von Begriffen?" antwortete Jesus. „Versteht ihr nicht, dass nichts, was in den Mund des Menschen eingeht, ihn verunreinigt, denn es geht in den Bauch und den natürlichen Weg hinaus; was aber aus dem Mund des Menschen ausgeht, das verunreinigt ihn, denn aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Diebstahl, Falschzeugniss, Lästerung; das sind die Dinge, die

den Menschen unrein machen. Aber mit ungewaschenen Händen essen, verunreinigt ihn nicht."

Wie sie noch sprachen, brachten Leute einen Blinden ins Haus. Simon, der seine Augen immer offen hatte, machte Jesus darauf aufmerksam, dass die Schriftgelehrten noch vor dem Tor waren und selbst den Blinden eingelassen hatten.

Jesus nahm den Blinden bei der Hand und ging mit ihm durch den Garten ins Feld hinaus. Hier, wo er unbeobachtet war, fragte er den Blinden:

„Glaubst du, dass ich dir das tun kann?" — Er sagte:

„Ja, Herr."

Dann spie ihm Jesus in die Augen, legte ihm die Hand auf und fragte ihn:

„Siehst du etwas?"

Der Blinde sperrte die Augen auf und sagte:

„Ich sehe Menschen, wie wandelnde Bäume."

Darauf schickte Jesus den Blinden fort und schärfte ihm noch ein, dass er niemand in der Stadt davon erzählen solle.

Auf einem Umweg kehrte Jesus nach seinem Haus zurück. Als er die Strasse vor dem Haus hinaufsah, bemerkte er, dass die Schriftgelehrten des Orts gekommen waren und mit den jerusalemer Schriftgelehrten vor seinem Tor standen. Ein Haufe Menschen war um sie her. Die Jünger waren heraus gekommen und stritten mit den Schriftgelehrten.

Jesus blieb stehen. Da kam Johannes, der ihn von weitem hatte kommen sehen, herbeigelaufen und andre von den Jüngern folgten ihm.

„Was habt ihr da mit den Schriftgelehrten?" fragte Jesus. Johannes antwortete:

„Herr, wir sahen, wie einer in deinem Namen einen Geist austreiben wollte und wehrten ihm, weil er nicht zu uns gehört."

„Einer von den Schriftgelehrten?" fragte Jesus verwundert. — „Ihr hättet ihm nicht wehren sollen; niemand, der in meinem Namen etwas tut, wird bald Böses von mir reden. Wer nicht wider uns ist, ist für uns. — Wer war der Schriftgelehrte?"

„Derselbe," sagte Johannes, „der in der Sturmnacht dir hatte folgen wollen."

Johannes erzählte jetzt das Nähere. Es war ein Mann mit einem fallsüchtigen Knaben gekommen, der stumm war, und hatte nach Jesus gefragt. Als man ihm sagte, dass Jesus nicht zu Haus sei, hatte er die Jünger gebeten, sie möchten aus seinem Sohn den stummen Geist austreiben. Sie versuchten es, aber es gelang ihnen nicht. Darauf ging der Vater zu den Schriftgelehrten hinaus, die vor der Tür standen und bat sie, dass sie den Geist austreiben möchten. Die sagten, es sei Sabbat, da triebe man keine Geister aus. Zum Entsetzen der übrigen trat aber der junge Schriftgelehrte aus ihrer Mitte, nahm sich den Knaben vor und beschwor den bösen Geist mit den Worten:

„Ich gebiete dir im Namen Jesu, dass du von ihm ausfährst."

Der Geist blieb gegen die Beschwörung taub; die Jünger aber waren auf den Schriftgelehrten losgefahren und hatten ihm verwiesen, ihres Meisters Namen in den Mund zu nehmen.

Während Jesus kopfschüttelnd anhörte, was ihm Johannes mitteilte, kommt der Vater des besessenen Knaben hergelaufen.

„Herr," sagte er noch atemlos, „ich wollte meinen Sohn zu dir bringen, der einen stummen Geist hat. Da du nicht da warst, bat ich deine Jünger, dass sie ihn austreiben sollten, aber sie vermochten es nicht."

„Bring ihn her zu mir," sagte Jesus.

Der Vater stürzte fort, packte seinen Sohn am Kragen und kam mit ihm zurückgelaufen.

Kaum war er wieder angelangt, so bekam der Knabe einen Anfall. Er wälzte sich auf der Erde, knirschte mit den Zähnen und der Schaum trat ihm vor den Mund.

„Wie lange hat er das?" fragte Jesus teilnehmend.

„Von Kind auf," antwortete der Vater. „Oft hat der böse Geist ihn schon ins Feuer und ins Wasser geworfen, um ihn umzubringen. Wenn du etwas kannst, so hilf uns und erbarme dich unser."

„Wenn du etwas kannst? — alles ist möglich dem, der glaubt," erwiderte ihm Jesus.

Jetzt fiel der Vater auf die Kniee, rang die Hände und rief:

„Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben."

Indessen war auch der Haufe, der um die Schriftgelehrten stand, auf Jesus aufmerksam geworden. Als er die Leute kommen sah, bückte er sich schnell zu dem Knaben nieder und fuhr ihn an:

„Ich gebiete dir, du stummer Geist, dass du ausfährst und nicht wiederkommst."

Da schrie der Knabe auf, schlug mit den Gliedern um sich, machte einen Versuch aufzustehen, fiel aber rücklings auf den Boden und lag wie tot da.

Die ersten von dem Haufen, die herangekommen waren, sahen, dass der Knabe regungslos auf dem Boden lag und sagten: „Er ist tot."

Da fasste Jesus den Knaben bei der Hand. Der Knabe sprang auf, fing an zu reden und stand mit hellen Augen und gesunden Sinnen da. Der Vater drückte ihn leidenschaftlich an sein Herz. Als er Jesus danken wollte, befahl er ihm, sich sofort zu entfernen und mit seinem Sohn nach Haus zu gehen.

Die Leute, die zugesehen hatten, liefen spornstreichs zu den Schriftgelehrten und erzählten, Jesus habe den Teufel eben ausgetrieben.

Der Eindruck, den die Heilung des Besessenen machte, verdross die Schriftgelehrten. Der vornehmste von ihnen warf sich in die Brust und rief höhnend über die Menge hin:

„Im Namen des Beelzebub, des Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus."

Auch Jesus war herangekommen, um in sein Haus zu gehen. Als er die Worte hörte, wandte er sich um zu den Schriftgelehrten und sprach sie an:

„Wie kann ein Teufel den andern austreiben? Ein jedes Reich, das mit sich selbst im Streit liegt, geht zugrunde; ein Haus, das mit sich uneins ist, zerfällt.

„Wenn ich mit Beelzebub die Geister austreibe, mit wem treiben eure Söhne sie aus? Sie werden eure Richter sein. Wenn ich aber mit dem Finger Gottes Geister austreibe; so ist ja das Reich Gottes da.

„Oder meint ihr, es könne jemand einem Riesen in sein Haus fallen und ihm seine Waffen rauben, wenn er den Riesen nicht zuvor gebunden hat?

„Darum sage ich euch, alle Sünde wird vergeben, aber die Sünde wider den Geist wird nicht vergeben. Wenn einer gegen mich etwas sagt, das soll ihm vergeben sein. Wer aber wider den Geist redet, das wird nicht vergeben. Irret euch nicht. Für jedes unnütze Wort, das aus eurem Munde geht, werdet ihr Rechenschaft ablegen am Tage des Gerichts. Nach euren Worten werdet ihr gerechtfertigt, nach euren Worten werdet ihr gerichtet werden."

Die Menge war aufs äusserste erschrocken, wie Jesus mit den grossen Herren umging, und trat scheu zurück, als ob sie Jesu Angriffe missbilligte. Da ruft er in die Menge:

„Wer nicht mit mir ist, ist wider mich," — und will sich eben umwenden und in sein Haus gehen, als sich eine Frauenstimme aus dem Gedränge im Hintergrund erhebt:

„Selig der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die dich gesäugt haben!"

Jesus blickt hinüber. Da sieht er bei der Frau, die eben ihre Stimme erhoben hat, seine Mutter Maria stehen, die den Kopf zur Seite wendet und den Schleier vor ihr Antlitz zieht.

Den Schmerz bezwingend, der ihm in die Seele schneidet, giebt er der Stimme Antwort:

„Ja, selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren."

Damit tritt er in den Hof hinein und lässt die Pforte vor der Menge schliessen.

Die Jünger konnten sich noch nicht über die Geisteraustreibung beruhigen. Als sie darauf zu sprechen kamen, wurde Jesus ungeduldig:

„Ihr seid eine ungläubige Art," sagte er ihnen, „wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich mich mit euch abgeben?" — Die Jünger fragten ihn bestürzt:

„Herr, warum konnten wir ihn nicht austreiben?"

„Um eures Unglaubens willen," antwortete Jesus kurz.

Von der Synagoge klangen Hammerschläge, die zum Gottesdienste riefen, über die Dächer hin.

Die Schriftgelehrten nahmen ihre ganze Würde an und schritten, von der Menge feierlich geleitet, der Synagoge zu. Die Synagoge lag auf einer Anhöhe vor der Stadt. Der grosse Platz vor ihr, der einen weiten Ausblick über den See gewährte, war bald von Menschen angefüllt. Alles sprach davon, ob Jesus wohl zum Gottesdienst kommen würde. Niemand glaubte es recht, doch jeder wünschte es, denn alles war begierig, einen Zusammenstoss zwischen ihm und den jerusalemer Schriftgelehrten zu erleben.

Die Jünger, die Unheil fürchteten, baten Jesus, nicht hinzugehen. Er aber sah keinen Grund, von seiner Gewohnheit abzuweichen und hiess die Jünger ihn begleiten.

Als sie auf dem Weg zur Synagoge am Landungsplatz vorüberkamen, liefen eben Schiffe aus Tiberias an. Ein ungestümer Haufe von Menschen, der schon vom Schiff aus rief und winkte, kam herausgestürzt und eilte Jesus nach. Es waren die Sikarier, die am Morgen von den Bergen herabgekommen waren und am Ufer Schiffe von Tiberias hatten vorüberfahren sehen, die sie herangerufen und be-

stiegen hatten, um Jesus in Kapernaum oder, wo es sei, zu suchen.

„Wann bist du hergekommen?" überfiel der Haufe ihn mit Fragen. „Wir haben dich heut früh in den Bergen gesucht und finden dich jetzt hier! ... Wir haben gestern deine Heilungen gesehen; was tust du heut für Zeichen?" So sprachen sie auf ihn ein und machten noch viel Redens von der Speisung, an der sie gestern teilgenommen hätten.

Unwillig über ihr Geschwätz erwidert Jesus:

„Ihr sucht mich nicht, um Zeichen zu sehen, sondern, weil ihr gegessen habt und satt geworden seid."

Die Sikarier lachten. Die rücksichtslose Sprache eines Mannes, den sie zu ihrem Führer wählen wollten, focht sie nicht an. Sie hängten sich an seine Fersen und gaben ihm das Geleit zur Synagoge.

Als Jesus auf dem Platz der Synagoge ankam, wo die ganze Gemeinde schon versammelt war, wurden eben die Türen aufgetan. Die jerusalemer Schriftgelehrten sammt ihren Kollegen aus dem Ort schritten feierlich die Stufen hinan und hielten ihren Einzug in das Gotteshaus.

Als man Jesu ansichtig wurde, machte auch ihm die Menge Platz, sodass er den Schriftgelehrten folgen musste. Die Sikarier drängten nach.

Der Synagogenvorsteher, der die Gäste begrüsste, bemerkte mit Vergnügen, dass auch Jesus gekommen war und lud ihn lächelnd ein, neben den Schriftgelehrten auf den Ehrensitzen Platz zu nehmen.

Nach den Eingangsgebeten, die der Synagogenvorsteher sprach, wurde die Schriftrolle aufgelegt.

Eine Komödie begann.

Der Synagogenvorsteher forderte die jerusalemer Herren mit viel schmeichelhaften Komplimenten auf, der Gemeinde das Wort Gottes auszulegen. Sie lehnten einer nach dem andern die Ehre ab, indem sie auf Jesus wiesen und versicherten, mit Vergnügen zurückzutreten, wenn ein so berühmter Prediger in ihrer Mitte weile.

Obwohl die Absicht unverkennbar war, Anlass zu einem Streit zu schaffen, erhob sich Jesus und setzte sich auf das Katheder.

Die Lektion des Sabbats war der Abschnitt aus der Thora, der erzählt, wie das Volk Israel auf der Wüstenwanderung durch Manna, das vom Himmel fiel, gespeist wurde.

Die Schriftgelehrten hatten sich vorgesetzt, die Rede Jesu zu unterbrechen und einen Disput herbeizuführen, bei dem sie ihn durch ihre überlegene Gesetzeskenntnis vor der versammelten Gemeinde blamieren wollten.

Doch dazu kam es nicht.

Als Jesus den Schriftabschnitt gelesen und die Rolle dem Diener gegeben hatte, stand aus dem Haufen der Sikarier der Mensch mit der hellen Stimme auf, der gestern Jesus zum Messias ausgerufen hatte, und richtete an ihn die Frage:

„Unsere Väter haben Manna in der Wüste gegessen, Brot vom Himmel gab er ihnen zu essen, wie du eben gelesen hast. Was tust du?"

Jesus fühlte, dass der Augenblick gekommen sei, der über sein Geschick in Galiläa entscheiden sollte. Ein grosser Teil der Zuhörer bestand aus Leuten, die er gestern in den Bergen gespeist hatte.

Was sie von ihm erwarteten, darüber konnte nach der Frage des Wortführers kein Zweifel sein. Er sollte ihnen goldene Berge versprechen und aller Not und Armut auf der Erde ein schnelles Ende machen. Sie dachten sich das Gottesreich als ein Schlaraffenland, in dem es Brot die Fülle gab, und niemand mehr im Schweiss des Angesichts zu arbeiten brauchte.

Noch schwirrte die dreiste Frage in der Luft:

„Brot vom Himmel gab er ihnen zu essen. Was tust du?"

Jesus nahm seine ganze Kraft zusammen. Er fühlte, dass er seine Seele zum Pfande für seine Sache setzen müsse, und begann:

„Moses hat kein Brot vom Himmel gegeben", ...

Der Synagogenvorsteher sprang auf. Die jerusalemer Schriftgelehrten beugten sich weit vor, als trauten sie ihren Ohren nicht. Will er die Schrift lästern?

„Moses hat kein Brot vom Himmel gegeben," begann Jesus noch einmal, „sondern mein Vater gibt euch Brot vom Himmel. Gottes Brot ist das, das der Welt Leben gibt."

„Gib uns nur immer solches Brot," unterbrach ihn die helle Stimme.

Da wandte sich Jesus zu dem dreisten Menschen hin und sah ihm fest in seine hellen Augen:

„Ich bin das Brot des Lebens, das vom Himmel kommt. Wer zu mir kommt, der wird nicht Hunger leiden, und wer an mich glaubt, wird nicht Durstes sterben."

Der Mensch verstummte; aber einer von den Schriftgelehrten beugte sich zu seinem Nachbar hin und

sagte ihm so laut ins Ohr, dass es jeder hören konnte:

„Ist das nicht Jesus Josephs Sohn, dessen Vater und Mutter wir kennen, und der will vom Himmel gekommen sein?"

Ein Gelächter, das nur wenige unterdrücken konnten, antwortete dem Zwischenruf.

Jesus stellte die Schriftgelehrten mit seinem Blick und rief ihnen zu:

„Stört nicht mit eurem Reden!" — Dann fuhr er fort und augenblicklich war alles wieder wie gebannt von seiner Rede:

„Ich bin das Brot des Lebens.

„Eure Väter haben Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben. Wer von dem Brot isst, das vom Himmel kommt, stirbt nicht.

„Ich bin lebendiges Brot vom Himmel.

„Wer von meinem Brot isst, wird ewig leben; und das Brot, das ich der Welt zum Leben gebe, ist meine Botschaft."

Als Jesus Atem schöpfte, rief einer der jerusalemer Schriftgelehrten boshaft dazwischen:

„Seine Botschaft will er uns zu essen geben!"

Ein schallendes Gelächter gab ihm Antwort.

„Mit Worten will er uns abspeisen," nahm der Sprecher der Sikarier entrüstet die Parole auf und seine Leute fielen mit Hohngelächter ein.

Die ganze Gemeinde schäumte auf. Alles rief und schrie durcheinander. Minutenlang konnte keiner sein Wort verstehen.

Jesus hielt dem Sturme stand. Noch einmal erzwang er sich Gehör und brach der Verhöhnung seiner Worte die Spitze ab:

„Wollt ihr mein Wort nicht „essen", so habt ihr kein Leben in euch. Wer mein Wort „isst," hat Leben. Mein Wort ist Speise. Wer mein Wort verzehrt, der bleibt bei mir und ich bei ihm. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater, und ich um des Vaters willen lebe, so wird, wer mich annimmt, um meinetwillen leben."

Mit Worten, die wie in Granit gemeisselt waren, setzte Jesus seine Person für seine Sache ein. Vergebens. Das Gelächter und Geschrei der Schriftgelehrten übertönte seine Stimme.

Der erschütternde Ernst und die Stahlkraft seiner Stimme wäre schliesslich doch vielleicht der Hörer Herr geworden, wenn nicht die Schriftgelehrten zu dem einzigen Mittel gegriffen hätten, mit dem sie noch das Feld behaupten konnten. Sie brachen unaufhörlich in wieherndes Gelächter aus und fuhren so lange damit fort, bis die ganze Gemeinde und alles, was noch draussen vor der Synagoge stand, von dem Gelächter angesteckt und mitgerissen wurde.

Als Jesus weiterreden wollte, hielten sich die Schriftgelehrten die Ohren zu und fuchtelten mit ihren Armen in der Luft herum, um die Gemeinde zum Verlassen der Synagoge zu bewegen.

Der Gottesdienst musste abgebrochen werden. Alles drängte wild hinaus. Auch die Jünger und die wenigen Anhänger, die dem Hohngelächter der Schriftgelehrten nicht erlegen waren, wurden mit hinausgedrängt.

Jesus blieb auf dem Katheder, bis der Raum leer geworden war. Dann stieg er hinab und ging der Tür zu.

Draussen lachte, schrie und tobte die ganze Men-

schenmenge. Das Gejohl der Sikarier hallte von den Wänden der Synagoge wieder.

Als Jesus aus der Synagoge auf die Stufen trat, wurde es auf einmal totenstill auf dem Platz. Die Menge wich zurück und liess den Raum vor der Treppe frei.

Da trat der junge Schriftgelehrte, der heute versucht hatte, in Jesu Namen den Besessenen zu heilen, aus dem Haufen der Schriftgelehrten bis an die unterste der Stufen vor und stellte an Jesus, vor Erregung zitternd, vor der ganzen Volksgemeinde die schwärmerische Forderung:

„Bist du etwas, so lass den Himmel ein Zeichen für dich tun!"

Der ganze Haufe der Schriftgelehrten klatschte mit den Händen und rief dem Sprecher, der sich entrüstet umsah, Beifall zu.

Jesus wartete, bis es still geworden war. Dann begann er:

„Diese böse und ehebrecherische Art will Zeichen sehen. Kein Zeichen wird ihr gegeben werden, als das Zeichen des Propheten Jona. Wie Jona den Leuten von Ninive ein Zeichen war mit seiner Botschaft, so bin ich es diesem Geschlecht.

„Die Leute von Ninive werden im Gericht aufstehen und euch verurteilen, denn sie taten Busse auf die Botschaft Jonas; und hier ist mehr denn Jona.

„Die Königin von Saba wird aufstehen im Gericht und euch verurteilen, denn sie kam von den Enden der Erde her, die Weisheit Salomos anzuhören; und hier ist mehr denn Salomo."

Jetzt liess er seinen Blick über den See hinschweifen

und reckte den Arm aus nach den Städten, die an seinen Ufern lagen:

„Wehe dir, Korazin! Wehe dir, Bethsaida!

„Denn wären Taten, wie sie unter euch geschehen sind, zu Tyrus und Sidon geschehen, sie hätten längst in Sack und Asche Busse getan. Doch Tyrus und Sidon wird es erträglicher im Gericht ergehen, als euch.

„Und du, Kapernaum!

„Warst du nicht zum Himmel erhoben? Du wirst zur Hölle fahren.

„Denn, wenn in Sodom solche Dinge geschehen wären, wie in dir, es stände noch heutigen Tages. Doch, ich sage euch, dem Volk von Sodom wird es erträglicher ergehen im Gericht als euch."

Ein Schauder überlief die Menge. Niemand wagte einen Laut zu äussern. Niemand murrte. Niemand empörte sich. Die Schriftgelehrten fühlten, dass Jesu Weherufe dem Volk durch Mark und Bein gegangen waren. Wut packte sie. Als aber Jesus jetzt die Stufen herunterkam und auf sie zuschritt, traten sie zur Seite. Auch die Menge wich nach allen Seiten auseinander. Niemand grüsste ihn. Niemand folgte ihm. Ein Verfehmter ging davon.

Jesus kam nach Haus. Er trat in den Hof, der Hof war öde. Er ging in den Saal, der Saal war leer. Er rief den Knecht, er war nicht da. Das Haus war ausgestorben.

Jesus ging in sein Schlafgemach und setzte sich auf sein Bett.

Allmählich kamen die Jünger angeschlichen und warteten im Saal. Keiner von ihnen tat den Mund auf.

Noch ein Häuflein Anhänger kam dazu.

Als Jesus eintrat, sass alles gedrückt an den Wänden herum. Nur scheue Blicke streiften ihn. Nicht Kummer sprach aus ihnen, sondern Verdruss. Warum brauchte er alle Welt zu ärgern? Warum die grossen Herren aus Jerusalem beleidigen? Warum alles auf die Spitze treiben? Warum Dinge sagen, die niemand hören konnte? Nicht seine Leute hatten ihn verlassen, er hatte sie verlassen. Nicht das Volk hatte ihn verworfen, er hatte es weggestossen. Noch gestern wollte es ihn zum Messias machen, heut begrub es ihn im Hohngelächter. Wer war Schuld daran? Er selbst. Niemand sonst. Sie würden sich nicht wundern, wenn er auch sie noch von sich treiben würde.

Das sagte niemand, aber es lag auf ihren Lippen.

„Ihr seid geärgert," fing Jesus an.

Einer von den kleinen Leuten wagte sich heraus und sagte:

„Wer kann so etwas mitanhören?" — Jesus erwiderte:

„Also auch ihr wollt Brot und Zeichen? Mein Wort genügt euch nicht. Wie? Wenn ich nun dahin gehe, woher ich kam, und euch allein lasse? — Ihr denkt, was soll uns die Botschaft nützen? — Ich sage euch, der Geist gibt der Botschaft Leben; die Worte, die ich zu euch rede, sind Geist und Leben. Ihr aber hört und glaubt nicht."

„Du stösst die Leute von dir," rief jetzt ein anderer aufgeregt. Jesus antwortete ihm:

„Was mir mein Vater gibt, das kommt zu mir; und wer zu mir kommt, den stosse ich nicht hinaus; denn ich tue nicht meinen Willen, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat. Doch niemand kann zu mir kommen, wenn ihn nicht der Vater zieht. In den Propheten steht geschrieben: Sie werden alle von Gott gelehrt sein. Nur wer den Vater hört und von ihm lernt, der kommt zu mir.

„Wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubt, wird das Leben haben. Aber auch unter euch sind welche, die glauben nicht. Darum sage ich noch einmal: Niemand kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht von meinem Vater gegeben ist. Denkt nicht, dass ich euch halte. Geht nur, geht."

Die zwölf Jünger sassen in sich versunken und starrten auf den Boden. Die andern sahen sich fragend an, ob sie gehen oder bleiben sollten.

Einer, der an der Tür sass, machte den Anfang, öffnete leise und ging hinaus. Andre, die im Rücken Jesu sassen, folgten ihm und schlichen auf den Zehenspitzen fort. Als die vorderen die Tür auf- und zugehen hörten, und bemerkten, dass es im Saale leerer wurde, dachten sie auch, es sei wohl an der Zeit, zu gehen. Einige griffen nach der Hand Jesu und küssten sie. Einige bückten sich nach dem Saum seines Kleides und führten ihn an den Mund; aber alle gingen. Alle, bis auf die Zwölf.

Nach einer bangen Pause fragte Jesus:

„Wollt ihr auch gehen?"

Niemand regte sich. Alle fürchteten, es möchte einer den Anfang machen und sie würden dann mit ihm gehen.

In dem Antlitz Simons zuckte und arbeitete es. Das Blut hämmerte in seinen Schläfen. Wollte das Herz ihm aus dem Leibe springen?

Plötzlich erhob er sich, ging mit schweren Schritten auf Jesus zu und brach schluchzend vor ihm zusammen. Lange konnte er kein Wort aus der Kehle bringen. Seine Arme umklammerten die Kniee Jesu.

Endlich hob er das Haupt zu ihm empor. Dicke Tränen liefen über seine Wangen.

„Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des Lebens."

Jesus stand unbewegt und sah mit kaltem Blick auf den Jünger herab.

„Habe ich nicht euch Zwölf erwählt? Und einer von euch ist ein Teufel?"

Alle schraken entsetzt zusammen. Auch Judas, der totenbleich geworden war, rang den Gedanken nieder, dass er gemeint sein könne.

Jesus sah die Jünger prüfend an. Auch auf Simon ruhte lange sein Blick. Noch immer quälte ihn der Argwohn, dass einer von den Zwölf am letzten Abend den Funken des Aufruhrs in die Menge geworfen haben müsste.

Er machte sich von Simon los.

„Lass gut sein," sagte er und wandte sich, als ob er Stab und Mantel suche, um aus dem Haus zu gehen.

Die Jünger erhoben sich. Johannes wagte noch die Frage:

„Herr, willst du uns nicht wieder senden, die Botschaft zu verkünden?"

Jesus schüttelte das Haupt.

„Die Zeit der Botschaft ist zu Ende."

Er hiess Simon gegen Abend das Boot bereit halten. Die Zebedäussöhne sollten mit ihm überfahren.

„Wann werden wir dich wiedersehen?" fragte mit gedrückter Stimme zuletzt noch Thomas.

Jesus zögerte mit der Antwort; dann sagte er:

„Zur Zeit des Aufbruchs zum Laubhüttenfest."

Als die Jünger sahen, dass Jesus sie nicht mehr um sich haben wollte, gingen sie hinaus und vermochten ihre Tränen nicht zurückzuhalten.

Jesus stand noch im Saal. Er wollte eben in seine Kammer gehen. Da öffnete sich leise hinter ihm die Tür. Frauenschritte kamen näher. Jesus wandte sich um. Seine Mutter stand vor ihm.

Wortlos legte sie die Arme um den Nacken ihres Sohnes und verbarg ihr Haupt an seiner Brust.

Achtes Kapitel.

Jesus war am Abend mit Simon und den Zebedäussöhnen nach Bethsaida übergefahren und hatte die Nacht im Zebedäushause zugebracht. Schon vor Tagesanbruch erhob er sich und trat gerüstet zur Wanderschaft zum Haus hinaus.

Johannes, der gefürchtet hatte, dass Jesus schon in der Frühe das Haus, ohne Abschied zu nehmen, verlassen möchte, hatte kein Auge zugetan. Als er hörte, dass Jesus sich erhob, weckte er schnell das Haus. An der Tür trat er ihm entgegen und bat ihn, noch einen Imbiss zu sich zu nehmen, ehe er ginge. Dann aber flehte er ihn unter Tränen an, dass er sie mit sich gehen lassen möchte. Jakobus war schon ins Jonashaus geeilt, um Simon herzurufen. Es währte nicht lange, so stand Simon vor der Tür.

Auch Salome und Zebedäus, die von allem wussten, legten ihre Bitte ein. Nach einigem Zögern willigte Jesus ein, dass ihn Simon, Jakobus und Johannes begleiten sollten. Wohin, getraute niemand sich zu fragen.

Als Jesus mit den Jüngern den Ort verlassen hatte, schlug er die Strasse ein, die durch das obere Jordantal nach Norden führt. Das schneegestreifte Haupt des Hermons lag vor ihrem Blick.

Jesus ging meist allein. Die Jünger folgten ihm. Wenn er mit ihnen sprach, war es über gleichgültige Dinge. Sie gingen auf abgelegenen Pfaden, mieden die Dörfer und Gehöfte, nur hielten sie die ungefähre Richtung auf den Hermon ein. Sie gingen nur wenige Stunden am Tag und ruhten viel. Die Nacht verbrachten sie in Karawanenhöfen.

Was Jesus gestern in Kapernaum erlebte, war der Zusammenbruch der ganzen Arbeit, die er bisher getan hatte. Er musste von vorn anfangen, wenn dies nicht das Ende bedeuten sollte. Doch warum sollte es das? — Es war das Ende des Täuferwerks. Es war der Zusammenbruch der Taufbewegung. War nicht jetzt erst seine Zeit gekommen? Sollte sein eignes Werk nicht erst beginnen? Verklungen war der Heroldsruf des Täufers. Wie hatte er gelautet? — „Das Reich steht vor der Tür."

Wo war das Reich? — War es schon angebrochen, wie Jesus in Nazaret verkündet hatte? War es schon da, wie er noch gestern zu den Schriftgelehrten sagte?

Worauf ruhte der Glaube, dass die Zeit erfüllt war?

Für die Menge der Taufgesinnten einzig auf des Täufers Zeugnis. Diese Bürgschaft war durch des Täufers Tod vernichtet. Gab es keine andre Gewissheit? — Für das Volk keine.

Als Jesus sich die Frage stellte und prüfte, was ihm selbst den Glauben an das Gottesreich gegeben habe, leuchtete ein heller Schein in seiner Seele auf; ein Glanz von innerer Freude brach hervor.

Er bedurfte keines Menschenzeugnisses. Seine Ge-

wissheit, dass das Reich gekommen sei, war auf kein Menschenwort gegründet. Er trug das Gottesreich in seinem Herzen. Gott war in ihm. Und diese Gottesgegenwart in seinem Herzen strahlte in die ganze Schöpfung aus. Wohin er immer blickte, ob in die Welt hinein, ob in sein eignes Leben, in allem sah er seines Vaters Tun; ein Tun, so schöpferisch und weise, dass jeder Widerstand es nur erfinderischer machte. Der leisesten Berührung folgend, liess er das Wirken Gottes in das eigne überfliessen. In allem, was die Forderung der Stunde war, vertraute er dem Hüter an der Schwelle seiner Seele, der über seinem Tun und Denken wachte. Er lauschte der leisen Stimme, die ihn bei jedem Tun beriet, und folgte ihr willig, weil sie voller Einsicht war und aus tausend Möglichkeiten die beste wählte, die dem Gebot des Augenblicks entsprach. Und war er diesem Rat gefolgt, so war er sich des endlichen Erfolges rückhaltlos gewiss, auch wenn ihn tausend Widerstände kreuzten. Den Vater der Äonen als liebreichen Erzeuger des eignen Daseins kennen, das hiess ihm Gottes Sohn sein, das war Gottes Reich.

Und wenn auch niemand ihn verstand, wenn alle taub für Gottes Stimme waren und nur der Einbildung der Leidenschaften folgten, in denen sich das eitle Selbst bespiegelt, — wenn nur ein Mensch auf Erden war, der sich vom Grund seines Willens aus durch Gott gestalten liess, so war dieser Eine die Hütte Gottes auf der Erde, ein Heiligtum, von keines Menschen Hand erbaut.

„Ich bin das Brot des Lebens, ich das lebendige Brot... „Hier mehr denn Jona... mehr denn Salomo,...

als Jesus diese stolzen Worte sprechen lernte, war er der demütigste von allen Menschen; denn sein Wille war gottgewirkt und gab der Eitelkeit des Stolzes keinen Raum.

Was aber war er noch, wenn alle Titel, Würden und Hoheitsrechte, alle Herrschgewalten und Machtbefugnisse, Messiasname, Davidskrone und Cäsarenszepter wie Plunder einer Maskerade von ihm abgefallen waren? — was war er noch?

Er selbst.

War dies zu wenig?

Nichts war es und barg doch alles in sich. Denn dies sich selbst entwöhnte Ich war voll des Gotteshungers, die ganze Menschheit in sich hineinzureissen, ein Menschenreich, ein Reich der Seele aufzurichten, in dem die eigne Daseinsart zum Eigentume aller, die Menschenantlitz tragen, werden sollte, ein Reich der Freiheit, das von keinem Zwange weiss, das Macht und List verachtet, das selbst moralische Gewalt verschmäht und nur der Stimme, die im Innern spricht, die Herrschaft über den freigeborenen Menschen zugesteht.

Wie weltenfern noch lag es, dass dieser Gotteshunger Sättigung erfahren sollte. Denn Jesus war ein Einsamer. Er war es von Jugend auf gewesen. Er wäre es geblieben, wenn nicht Gott ihn mit des Täufers Werk verbunden hätte. Wie unsicher und schwankend auch die Haltung der Erweckten von Anfang an zu ihm gewesen war, wie sehr sie ihn enttäuscht und abgestossen hatten, er durfte das Vertrauen doch nicht aufgeben, dass die Taufbewegung die Walstatt seines Sieges werden sollte. Ein

Gottessame war in die Herzen ausgestreut. Die Saat war aufgegangen. Ein Hagelwetter hatte sie vernichtet. Doch schliefen nicht noch tausend Keime in der Erde, die der Tau des Himmels tränken und zur Reife bringen konnte?

Was Busse und Bekehrung wirken können, war an dem Ärgernis, das er den Menschen gab, zerschellt. Ein Glaube, der nur aus Furcht und Hoffnung geboren war, reichte noch nicht in Gott hinab. Aus verborgenen Tiefen mussten neue Quellen springen. Eine Neugeburt des Herzens, gleich der, die ihm selbst bei seiner Taufe widerfahren war, — das musste die Erfahrung seiner Jünger werden. Gott selbst musste zu ihrem Innern sprechen, nicht seine Boten nur. Nur wer von Gott gelehrt war, blieb bei ihm.

War er nur eines Jüngers erst gewiss, waren aus einem zwei oder drei geworden, waren die Zwölf ihm untrennbar in Gott verbunden und war zuletzt die Schar der Auserwählten in gleicher Gottesinnigkeit mit ihm vereint, wer wollte diese Seelenkette vom Fels der Ewigkeiten reissen?

Wie aber, wenn der Widerstand der Mächtigen in Israel sein Werk zum Scheitern brachte? Wie, wenn dem Tod Gewalt gegeben wurde, ihn und die Seinen aus dem Lande der Lebendigen hinwegzureissen? Kam solcher Schicksalsschlag von Gott, so musste auch der Tod dem Leben dienstbar werden.

Wie wenig oder viel ihm Gott aus seinem Volke schenken würde, die Frage berührte ihn nicht mehr, seit äussere Erfolge wertlos für ihn geworden waren. Waren nicht überall und immer die Vielen die

Schuldner Weniger gewesen? Je weniger der Wenigen, je mehr der Vielen, um so grösser war die Schuld der Vielen, um so schwerer das Opfer der Wenigen, doch um so grösser auch die Hoffnung, dass das Opfer der einen die andern zur Einsicht und zur Umkehr bringen würde. Hatten jemals die Propheten auf die Masse ihr Vertrauen gesetzt? Hing nicht all ihr Hoffen an einem Rest aus Israel? Und was war das Los, das sie dem Rest geweissagt hatten? — das Los der Märtyrer.

Als Jesus die Geschicke seines Volkes an seinem Geist vorüberziehen liess, traten ihm Bilder vor die Seele, eindrucksvollste Symbole, durch Prophetenwort und Dichtergeist geschaffen, die das wahre Israel in wundervoller Weise verkörperten.

Der „Knecht Gottes" des Jesajas und „der Mensch" des Daniel.

Kein andres Volk hat je sein eigenes Geschick und seine ewige Bestimmung in so erhabenen Gestalten vor sich hingestellt.

In jenen Tagen, als die Herrlichkeit des alten Reichs zertrümmert war, als die oberen Zehntausend von Israel und Juda nach Assur und nach Babylon in die Gefangenschaft geführt waren, als der Tempel siebzig Jahre in Trümmern lag, da schien es, als ob das Davidsreich für immer begraben sei und niemals eine Auferstehung sehen würde. Die breite Masse, die im Land zurückgeblieben war und ohne Gottesdienst und Priestertum verwilderte, vermischte ihr Blut mit dem Blut heidnischer Kolonisten, die das Land besiedelt hatten. Die grosse Mehrzahl derer,

die sich im fremden Land der fremden Sitte anbequemten, ihr Geld und Gut mit zähem Fleiss vermehrten, zu Ehren und zu Macht gelangten, war für ein künftiges Davidsreich verloren. Nur eine kleine Schar blieb übrig, die in der Fremde die Heimat nicht vergessen hatte, die an den Wassern Babels sass und weinte und an den Tempel und seine schönen Gottesdienste dachte. Dies arme, geringgeachtete, zertretene Volk, das sich in Sehnsucht nach seinem Gott verzehrte, das Volk der Heimkehr, verherrlichte der unbekannte Prophet, der das dreiundfünfzigste Kapitel des Jesajasbuches schrieb, in der ergreifenden Gestalt des leidenden Gottesknechtes und grub seine Schmerzenszüge unvergesslich in das Gedächtnis seines Volkes ein.

„Siehe, mein Knecht wird zu Ehren kommen
Und wird erhöht und hoch erhaben sein.
Wie sich viele entsetzt haben vor ihm,
Weil er so entstellt war — kein Mensch mehr,
Noch einem Menschenkinde gleich —
So werden viele Völker ihm huldigen
Und Könige werden vor ihm den Mund zuhalten.
Denn was ihnen nicht verkündet war, werden sie sehen.
Und was sie nicht gehört haben, werden sie vernehmen.
Aber wer glaubte unsrer Predigt?
Und wem ward der Arm des Herrn offenbar?
Er schoss auf vor ihm wie ein Reis,
Wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich.
Er hatte keine Gestalt noch Schöne, die wir hätten ansehen mögen,
Und kein Aussehen, das uns gefallen hätte.

Er war verachtet und verlassen von den Menschen,
Ein Mann der Schmerzen und vertraut mit Krankheit;
Er war so verachtet, dass wir das Angesicht vor
ihm verbargen
Und ihn für nichts geachtet haben.
Aber, er trug unsere Krankheit,
Und lud auf sich unsere Schmerzen,
Wir aber hielten ihn für den, der gestraft
Und von Gott geschlagen und gemartert wäre.
Aber er ist um unsrer Missetaten willen verwundet
Und um unsrer Sünden willen zerschlagen worden;
Die Strafe, die wir verdient hatten, liegt auf ihm,
Und durch seine Wunden sind wir geheilt.
Wir gingen alle in der Irre, wie Schafe,
Ein jeglicher sah auf seinen Weg,
Aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn.
Da er gestraft ward, demütigte er sich
Und tat seinen Mund nicht auf,
Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird,
Wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer.
Er ist durch Angst und Gericht gegangen,
Wer fragt nach seinem Lose?
Aus dem Land der Lebendigen ist er weggerissen,
Da er um die Missetat meines Volkes geplagt war.
Man gab ihm bei Gottlosen sein Grab
Und scharrte ihn wie einen Übeltäter ein.
Wiewohl er niemand Unrecht getan hat,
Noch Betrug in seinem Munde gewesen ist;
Aber es gefiel Gott, seine Krankheit zu heilen.
Wenn er seine Seele zum Schuldopfer gegeben hat,
Wird er Nachkommen sehen und lange leben,
Und seiner Hand wird glücken, was Gott wohlgefällt.

Darum, dass seine Seele gearbeitet hat,
Wird er sich laben und gesättigt werden,
Und durch seine Erkenntnis wird mein Knecht
viele gerecht machen,
Und ihre Sünden auf sich nehmen
Darum will ich ihn unter die Grossen stellen
Und mit den Mächtigen soll er Beute teilen,
Weil er sein Leben in den Tod gegeben hat
Und unter die Übeltäter gerechnet wurde,
Obschon er vieler Sünden getragen
Und für die Übeltäter gebeten hat."

Es war das hohe Lied der Leidenstreue, das der Prophet gesungen hat. Nicht ein Einzelner war in dem Bild gezeichnet, der Rest Israels, die übrigen in Jakob, die, verachtet und verkannt, durch ihre Leiden das Erbe des auserwählten Volkes für die Menschheit retteten, dies wahre Israel hat der Prophet im Bild des Knechtes Gottes dargestellt.

Jesajas Marterbild rief der Vision des Daniel.

Der Knecht Gottes, der „kein Mensch mehr war, noch einem Menschenkinde glich," vollendete den Leidenslauf. Doch als die Zeit erfüllt war, kam einer in des Himmels Wolken „wie ein Mensch," bis zu dem Hochbetagten und ward vor Gott gebracht, um Ehre, Macht und Herrschaft über alle Völker von Gott als Lohn der Leiden zu empfangen.

Im „Menschen" Daniels erkannte Jesus den „Knecht" Jesajas wieder.

Der Dichter des Danielbuches schuf seine machtvolle Vision in den Zeiten der Religionsverfolgung

unter dem Syrerkönig Antiochus Epiphanes, der den zweiten Tempel in ein Götzenhaus verwandelte und das Volk der Heimkehr mit Gewalt zum Heidentum bekehren wollte.

Im siebenten Kapitel seines Buches beschreibt er das Traumgesicht von den vier Tiermonarchien und von dem Menschenreich, das sie beerben soll.

„Ich, Daniel, sah ein Gesicht in der Nacht, und siehe, die vier Winde unter dem Himmel stürmten wider einander auf dem grossen Meer. Und vier grosse Tiere stiegen heraus aus dem Meer, eins je anders, denn das andre. Das erste wie ein Löwe ... das andere wie ein Bär ... das dritte wie ein Panther ... das vierte wie ein Drache ...

Solches sah ich, bis dass Stühle gesetzt wurden; und ein Hochbetagter setzte sich. Sein Kleid war schneeweiss und sein Haupthaar glänzte wie Wolle. Tausendmal tausend dienten ihm, und zehntausend mal zehntausend standen vor ihm. Das Gericht setzte sich, und die Bücher wurden aufgetan ...

Und ich sah in diesem Gesicht des Nachts, und siehe, es kam einer mit des Himmels Wolken, wie ein Mensch, bis zu dem Hochbetagten und ward vor ihn gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, dass ihm alle Völker, Stämme und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig und vergeht nicht und sein Königreich hat kein Ende.

Ich, Daniel, entzetzte mich davor, und solches Gesicht erschreckte mich.

Und ich ging zu einem derer, die da standen und bat ihn, dass er von dem allem mir Deutung gäbe. Und er redete mit mir und legte mir alles aus.

Diese vier grossen Tiere sind vier Reiche, die auf Erden kommen werden. Aber die Heiligen des Höchsten werden das Reich einnehmen . . . Dann soll das Reich, Gewalt und Macht unter dem ganzen Himmel dem Volk der Heiligen des Höchsten gegeben werden, und dieses Volkes Reich soll ewig sein und alle Gewalt wird ihm dienen und gehorchen.

Das war der Rede Ende."

So reich war die Gestaltungskraft des Dichters, der die Gesichte des Danielbuches schuf, dass er an seinem ersten Monarchienbilde, der grotesken Gestalt des Kolosses mit den tönernen Füssen, nicht Genüge fand. Er schickte ihm das Bild von den vier Tieren und dem Menschen nach.

Nie ist ein grösserer Gedanke von einem schaffenden Gestalter der Geschichte ausgesprochen, niemals in eindrucksvollere Symbole gekleidet worden. Noch heute ist der Dichter des Danielbuches der Vater jeder Philosophie der Geschichte, die einen letzten Sinn im Weltgeschehen sucht. Denn so begreift er den Sinn der Weltgeschichte:

Die Reiche dieser Welt, die mit Gewalt gegründet sind und der Gewalt erliegen, sind Tierreiche. Das Reich, auf das die Völker warten, ist das Menschenreich.

Ein Jude, der zu Jesu Zeit im Buch des Daniel vom Löwen, Bären, Panther, Drachen las, war nicht im Zweifel, wie er diese Bilder deuten sollte. In den vier Tieren waren die vier Weltmonarchien abgebildet, die bis zur Makkabäerzeit das Volk Israel geknechtet hatten. Der Löwe war das babylonische Reich, der Bär das Perserreich, der Panther das

Griechenreich, der Drache das Seleucidenreich. Diese Symbole waren jener Zeit so leicht verständlich, als uns die Tiersymbole geläufig sind, mit denen wir die Weltreiche unsrer Zeit zu bezeichnen pflegen. Der englische Löwe, der russische Bär, der gallische Hahn, der deutsche Adler, sprechen noch heut die Sprache Daniels. Sie sind die Monarchienbilder unsrer Zeit.

Wer die vier Tierbilder deuten konnte, verstand sogleich das Bild des Menschen.

Mit bewusster Symbolik ist der Mensch den vier Tieren entgegengesetzt, um den menschlichen Charakter des fünften Reiches mit der tierischen Natur der vier ersten Reiche zu kontrastieren. Der Mensch, der dieses Reich empfängt, ist, nach des Dichters eigner Deutung, das Volk des Höchsten, das wahre Israel. Die Heiligen des Höchsten erst sind Menschen; ihr Reich erst ist ein Menschenreich.

Der Mensch kommt von der Erde, wird auf den Wolken des Himmels vor Gott gebracht und mit der Weltherrschaft belehnt. Mit diesem Bilde wird nicht ein Vorgang, der im Himmel spielt, beschrieben. Die Krönung auf des Himmels Wolken gehört zur Bildersprache. Sie ist der Ausdruck des Gedankens, dass die Übertragung des Reichs an Israel durch Gott geschieht und nicht durch Menschenmacht. Das Volk des Höchsten herrscht von Gottes Gnaden. Der Dichter beschreibt in seinem Bilde kein überirdisches Geschehen. Er schildert die Gründung des Menschenreichs auf Erden, nicht einen deus ex machina.

Auch Jesus verstand das Danielbuch nicht anders,

als es sich selbst versteht. Wie jedem seiner Jünger und Zeitgenossen war ihm der Mensch (der Menschensohn) des Daniel: das Menschenreich, das Menschenvolk, dem Gott sein Reich beschieden hat.

Wenn Jesus seinen Jüngern, als er sie auf die Botenreise sandte, wörtlich sagte: Ihr werdet mit den Städten Israels nicht fertig werden, „bis der Mensch kommt", — so verstanden seine Jünger ohne weiteres, dass damit gemeint war: „bis das Reich kommt". Wenn Jesus ein andres Mal zu seinen Jüngern sagte: „Etliche stehen hier, die den Tod nicht schmecken werden, bis sie den Menschen kommen sehen in seinem Reich" so wird sein Gedanke richtig ausgedrückt, wenn eine andre Lesart desselben Wortes sagt: „bis sie das Reich Gottes kommen sehen."

Daraus ergibt sich, dass Jesus, wenn er vom Menschen des Daniel sprach, nicht an sich selbst gedacht hat, sondern an das „Menschenreich" und an die „Menschen", die das Reich ererben sollten. Er schloss sein eigenes Schicksal in das Schicksal der Heiligen des Höchsten ein, des Restes Israels, der durch die Täuferbotschaft zum Reich berufen war.

Am fünften Tag, nachdem sie Bethsaida verlassen hatten, kam Jesus mit den Jüngern an den Fuss des Hermons. Jetzt erst sagte er ihnen, dass er am nächsten Tag den Heiligen Berg besteigen wolle. Der Freitag ging über dem Aufstieg hin. Am Abend, als der Sabbat anbrach, war der Gipfel erreicht.

Sie waren aus der Gegend der Jordanquelle bei Cäsarea Philippi aufgestiegen. Als sie jetzt rückwärts

schauten, lag das Heilige Land zu ihren Füssen. Mit einem Blick umspannte Jesus das Königserbe seiner Väter.

Die Furche des Jordantals, die gleich einer tiefen Wunde das Land zerschneidet, war durch die Ränder der Gebirge von Galiläa und Samaria schon beschattet. Das dunkle Auge des Genezaretsees war geschlossen. Die langgestreckte Mauer der Berge von Gilead und Moab flammte in tiefem Violet. Im fernsten Süden verglomm ein letzter Schimmer der Abendsonne auf dem Spiegel des Toten Meers. Die Berge von Arabien, aus dessen Enden einst die Königin von Saba kam, verdämmerten am fernsten Horizont.

Jesus wandte dem Land der Väter seinen Rücken. Eine neue Welt lag ihm zu Füssen.

Gen Osten, wo der Saum der Wüste an den Fuss des Berges rührt, schweifte der Blick in unbegrenzte Ferne. Von dort kam Abraham, als er aus seinem Vaterland, von seiner Freundschaft und aus seines Vaters Haus zog in ein Land, das Gott ihm zeigen wollte. Dorthin war Israel und Juda in die Gefangenschaft geführt worden. Dort hatte Jona Ninive das Gericht verkündet.

Am Rand der Wüste glänzten Seen und Wasserläufe auf. Die Wasser Pharphar und Amana, die die Gärten der grossen Handelsstadt Damaskus tränken. Von dort war Naëman, der Feldhauptmann der Syrer, zum Propheten Elisa ausgezogen.

Zum Nord sich wendend, überflog jetzt Jesu Blick den Sonnentempel von Heliopolis inmitten der langgestreckten Ketten des Libanon und Antilibanon.

Als riefe ein Prophet dem andern, zog jetzt Sarepta, wohin Elias zu der Witwe floh, den Blick zum Meer hinüber. Hafenstädte und Küstenplätze reihten eine Schnur von Perlen am blauen Meeresgürtel auf. Tyrus und Sidon, Ptolemais, Cäsarea, Jaffa hoben ihr stolzes Haupt empor. Segel glitten den Häfen zu. Schiffe zogen in die Ferne, nach Griechenland und Rom, nach Spanien und Britannien. Sie trugen Glas, Geschmeide, Purpurkleider, das Korn des Landes und die Cedern des Libanon in alle Welt hinaus und brachten Waffen, römische Adler, Feldherren und Legionen zum Entgelt zurück.

Was hatte Jesus hier hinaufgetrieben?

War es, dass er das Land der Väter sehen wollte, wie einst Moses das gelobte Land, bevor er schied?

War es, dass er die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit vom höchsten Gipfel schauen und ihr Truggebilde zerreissen wollte?

Oder wollte er nur dem Himmel näher sein und die Erde unter seine Füsse treten?

Auf weltentrückter Höhe im letzten Abendglanze stand der Einsame, der Ausgestossene.

Als ob die Welt noch einmal den Zauber ihrer Schönheit sinnberückend an ihm erproben wollte, breitete die Sonne ihren farbenreichsten Teppich über die Erde aus, spannte einen flammenden Baldachin darüber und baute goldne Stufen zum Thron des Weltbeherrschers auf. Dann fing sie an zu glühen gleich einem Kelch, der sich mit purpurfarbenem Blute füllte.

Noch einmal wog der Einsame den Sonnenball in seiner Hand und liess ihn ohne Reue in die Tiefe sinken.

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen."

Die Welt zu seinen Füssen wäre sein gewesen, wenn er sie aus den Händen ihres Fürsten hätte nehmen wollen. Ihn lockte keine Krone mehr, kein Scepter und kein Purpur. Und doch umstrahlte ihn Glorienschein; sieghafter Herrscherwille leuchtete auf seiner Stirn.

Dämmernde Schatten löschten das farbige Gemälde aus. Die Nacht brach herein. Der Mond ging auf. Im Schutze einer Felswand suchten die Jünger einen Lagerplatz. Vor ihnen glänzte ein Schneefeld auf.

Jesus setzte sich zu den Jüngern.

Oft in den letzten Tagen, wenn er gebeugten Haupts vor ihnen ging, hatten sie sorgenvoll nach ihm geblickt. Jetzt lag kein Schatten mehr auf seiner Stirn. Er sass, den Rücken an die Felswand lehnend, das Antlitz nach dem Himmel aufgehoben, und sah in eine andre Welt. Das Licht des Mondes gab seinem Auge einen tiefen Glanz. Die klare Schneeluft schien seine Züge durchsichtig zu machen, als ob die Seele an die Pforten der Sinne hinausgetreten wäre.

Seine Lippen regten sich und sprachen unhörbare Worte.

Die Jünger hatten sich zum Schlafe ausgestreckt. Sie sahen auf ihren Herrn. Sie konnten ihren Blick nicht von ihm wenden.

War das des Mondes Licht, das so von seinem

Antlitz wiederstrahlte? Begann nicht eine Sonne aus seinen Augen hervorzubrechen? So rein, von solcher fleckenlosen Klarheit war dies Licht, dass sie, geblendet, seinen Anblick länger nicht ertragen konnten. Die Augenlider wurden ihnen schwer. Die müden Glieder zogen sie mit Bleigewicht herab. Sie sanken in tiefen Schlaf.

Das Haupt Simons war schwer auf seine Brust herabgefallen. Doch seine Seele blickte noch immer gespannt auf Jesus hin und schaute, wie sich die Gestalt des Herrn vor ihm verklärte.

Nicht nur das Antlitz, auch das Gewand Jesu fing zu leuchten an, als wäre es aus Licht gewirkt, viel weisser als der Schnee, so weiss, als es kein Färber auf Erden färben kann. Und sieh, jetzt hob sich die Gestalt. Sie stand nicht mehr, sie schwebte, und keine Erdenschwere konnte sie niederziehen.

Es war unmöglich, länger in das weisse Licht zu sehen. Simon senkte den Blick.

Da traten rechts und links zwei würdige Gestalten aus dem Dunkel, Greise mit langem Silberhaar und leuchtenden Talaren. Sie neigten sich vor der Gestalt in ihrer Mitte, die schwebend sich bewegte und doch am gleichen Orte blieb. Sie sanken in die Kniee. Psalmen und Lobgesänge, die den Ruhm des Herrn verkündeten, entströmten ihren Lippen.

Mit wachem Geiste und geschlossenen Auges schaute Simon dies wundersame Schauspiel an. Er wusste, wer diese Männer waren. Sie waren aus der Geisterwelt gekommen, um seinen Herrn zu grüssen. Er kannte sie, obwohl kein Bild von ihnen auf die Nachwelt kam. Er wollte sie noch inniger betrachten

und sich ihnen nahen. Da überglänzte sie das Licht, das aus der Mitte strahlte. Sie verblichen wie der Mond am Sonnenlicht und wurden durchsichtig, bis auch die Linien ihrer Umrisse ins Leere flossen.

Kaum waren sie entschwunden, da schwebte eine Wolke aus dem Himmel nieder, die ganz von goldenem Staub durchzittert war. Ihr Saum liess sich so tief herab, dass er die Stirn Jesu küsste. Und eine Stimme sprach aus der Wolke, so wahr und deutlich, dass Simon jedes Wort verstand:

„Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören."

Nachdem die Worte verklungen waren, hob sich die Lichtwolke und entschwebte nach oben.

Simon vermeinte, dass die Männer nun wieder aus dem Dunkel treten würden. Er suchte sie mit seinen Augen; aber er fand sie nicht und sah niemanden als Jesus allein. Er wollte sagen, dass Jesus ihnen rufen und sie zum Bleiben bewegen sollte. Seine Zunge fing zu stammeln an. Mit Mühe überwand er ihre Schwere.

„Hier ist gut sein, Meister," rief er. „Lass uns drei Hütten bauen, dir eine, Moses eine, und Elias eine."

Von der Anstrengung der Rede erwachte er.

Er blickte um sich und sah mit Staunen, dass es Tag geworden war. Vor ihm stand Jesus, zu seinen Seiten Jakobus und Johannes.

Simon rieb sich die Augen. Noch immer suchte er nach den Männern mit den leuchtenden Gewändern.

Hatte er das alles nur geträumt? War in Wahrheit niemand hier gewesen, als Jesus und die beiden Jünger?

Nein, der Himmel hatte sich aufgetan. Gott hatte im Gesicht zu ihm geredet und ihm die Herrlichkeit seines geliebten Sohns geoffenbart.

Als Jakobus und Johannes in ihn drangen, die wirren Worte zu erklären, die er noch schlaftrunken gestammelt hatte, erzählte er sein Traumgesicht. Sie waren nach Jerusalem mit Jesus zum Laubhüttenfest hinaufgezogen. Moses und Elias waren gekommen, Jesus zu besuchen. Er wollte sie zu bleiben bitten und ihnen Hütten bauen. Kaum Worte findend, das Wunderbare auszuzagen, beschrieb er das Gesicht; doch von der Stimme, die aus der Wolke sprach, sagte er nichts.

Mit innigem Gefallen hatte Jesus Simon angehört, doch als die andern weiter davon reden wollten, schnitt er ihre Rede ab:

„Sagt niemand etwas von dem Gesicht, bis der Mensch von den Toten auferstanden ist."

Sie stiegen vom Berg herab. Jesus war vorangeeilt. Die Jünger folgten und sprachen von der letzten Nacht.

„Was meinte er damit, dass wir nichts sagen sollten, bis der Mensch von den Toten auferstanden ist," sagte Johannes zu den andern. Simon erwiderte:

„Wenn der Mensch kommt, werden die Toten auferstehen. Alle Gerechten von Anbeginn werden aus den Gräbern gehen und mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen."

„Das liegt doch alles noch in weiter Ferne," entgegnete Jakobus. „Was muss nicht alles noch geschehen, bis das Reich kommt. Wer weiss, ob wir es noch erleben werden. Erst muss Elias kommen,

bevor der Tag des Herrn erscheint. Er muss Israel zu Gott bekehren und die zwölf Stämme aus der Zerstreuung wiederbringen."

„Das mag schon sein," versetzte Simon.

„Da wirst du lange nichts von dem Gesicht erzählen können," fuhr Johannes fort.

„Ich will ihn fragen, was er meinte," erwiderte ihm Simon und eilte voraus, um Jesus einzuholen. Die andern kamen nach.

„Du sprachst vom Auferstehen der Toten," begann Simon, als er an Jesu Seite ging, „und dass wir bis dahin nichts von dem Gesicht erzählen sollten. Aber das kann doch noch sehr lange währen. Die Schriftgelehrten sagen doch, dass Elias vor dem Tag des Menschen kommen und alles wiederbringen soll?" — Jesus antwortete:

„Wenn Elias erst kommen und alles wiederbringen soll, wie kann dann geschrieben sein, dass der Mensch viel leiden und verworfen werden muss? Aber ich sage euch, Elias ist schon gekommen und hat getan, was er sollte."

Da merkten die Jünger, dass Jesus von dem Täufer sprach. Schon einmal hatten die Alphäussöhne ihn sagen hören, dass der Täufer der Elias sei; aber sie hatten es nicht ernst genommen.

Die Jünger blieben wieder auf dem Weg zurück. Sie waren nachdenklich geworden und sprachen miteinander. Die Worte des Propheten Maleachi von dem Elias, der kommen sollte, waren also nicht so wörtlich zu verstehen, als sie es mit den Schriftgelehrten angenommen hatten. Sie hatten schon oft gemerkt, dass Jesus die Schrift ganz anders las, als

ihre Schriftgelehrten. Wenn aber Elias schon gekommen, ja schon hingegangen war, so konnte ja in kurzem alles in Erfüllung gehen; alles konnte unversehens hereinbrechen, die letzte Trübsal, das Gericht, die Totenauferstehung und das Reich.

Obwohl sie selbst es überall verkündet hatten, dass das Reich Gottes vor der Tür sei, fiel es auf einmal zentnerschwer auf ihre Seele, dass ihre Botschaft wahr und wirklich werden könnte.

Am Abend kamen sie zur Jordanquelle und in die Dörfer, die um Cäsarea Philippi lagen. Sie kehrten in einem abgelegenen Karawanenhofe ein.

Als sie gegessen hatten und in der stillen Nacht gedankenvoll ums Feuer sassen, brach Jesus das Schweigen und fragte Simon und die Zebedäussöhne:

„Wer sagen die Leute, dass ich sei?"

Simon blickte auf. Schon auf dem Wege hatte diese Frage ihn unausgesetzt beschäftigt und er hatte keine Antwort finden können. Vom König werden hatte Jesus bisher nichts wissen wollen. Als sie ihn in den Bergen zum Messias ausgerufen hatten, war er zornig geworden und hatte sie davongejagt. Oft schon hatte sich Simon ausgemalt, wie es sein würde, wenn Jesus auf dem Thron sitzen und sie, als die Grossen seines Reiches, ihn umgeben würden. Doch war nicht, seit sie Jesus folgten, die Erfüllung solcher Träume immer unwahrscheinlicher geworden? Keinen Finger hatte Jesus je gerührt, um auf den Thron zu kommen; nicht mit einer Silbe hatte er ihre Hoffnungen genährt. Wenn aber Jesus nicht der Messias war, wer dann? Und wenn ein andrer als

Messias komen sollte, wer war dann der, vor dem auch Moses und Elias ihre Kniee beugten? Es gab doch keinen, der mehr als der Messias war? Oder wollte Jesus nur jetzt noch nicht Messias sein? Würde die Stunde seiner Thronerhebung erst noch kommen?

Jakobus und Johannes, die die Frage tiefer nicht berührte, brachten der eine dies, der andre jenes vor, was sie gelegentlich gehört hatten:

„Die einen sagen, du seist Johannes der Täufer; die andern, du seist Elias oder Moses oder ein Prophet, wie andere Propheten."

„Und was sagt ihr, dass ich sei?" nahm Jesus seine erste Frage wieder auf.

Die Zebedäussöhne schwiegen und sahen Simon an.

Simon sah ins Feuer. Warum musste er jetzt eben an die lichte Wolke denken, die mit ihrem Saum die Stirn seines Herrn küsste? Warum klang die Stimme aus der Wolke ihm im Herzen wieder? Mochte auch niemand wissen, wer Jesus war, was er war, das wusste Simon, und jetzt durfte er es sagen. Er fühlte, dass das Auge Jesu auf ihn gerichtet war, er hob den Blick zu ihm und sagte in grosser Einfalt:

„Du bist der geliebte Sohn Gottes".

Ein Freudenschimmer leuchtete in Jesu Antlitz auf. Er hob das Haupt und faltete die Hände über seinem Knie:

„Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, dass du das vor Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart. Ja, Vater, so ist es wohlgefällig vor dir gewesen."

Dann wandte er sich Simon zu:

„Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und niemand kennt den Vater, als der Sohn; und niemand kennt den Sohn, als der Vater und wem er es offenbaren will.

„Selig bist du, Simon Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir: Du bist Fels, und auf Fels will ich meine Gemeinde bauen, und der Rachen der Hölle soll sie nicht verschlingen. Und ich will dir die Schlüssel des Gottesreiches geben. Was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein".

Die Zebedäussöhne waren schon durch Simons Worte und noch mehr durch Jesu Lobpreis tief ergriffen. Obwohl sie nicht gleich alles, was Jesus sagte, fassen konnten und bei den Worten, die er an Simon gerichtet hatte, Unbehagen fühlten, kam plötzlich die Gewissheit über sie, dass alle Messiasträume, auf die sie schon verzichtet hatten, nun doch noch Wahrheit werden sollten. Jesus war dennoch der Messias. Johannes bückte sich, griff nach dem Saum des Gewandes Jesu und führte es heimlich an die Lippen.

Simon war durch die Ehre, die Jesus ihm erwiesen hatte, zuerst ganz kleinlaut und beschämt gewesen, dann aber schwellte ihn ein Hochgefühl, das ihn fast schwindeln machte. Er hatte zwar auf Jesu Frage nichts andres sagen wollen, als was die Stimme ihm verkündet hatte. Über den Sinn des Gotteswortes hatte er noch gar nicht nachgedacht. Jetzt

aber fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Was konnte der Geliebte Gottes denn anders sein, als der Messias?

„Mein Herr wird König sein," so triumphierte es in ihm, „und Simon Jonas Sohn der erste Mann in seinem Reich. Das Schlüsselamt, das Amt zu binden und zu lösen, wird in meine Hand gelegt. Ich, der ungelehrte Mann und Laie, werde auf Moses Stuhl sitzen, und die Rechtsgelehrten des grossen Sanhedrin zu meinen Füssen. Die Worte meines Mundes sollen gelten wie Gottessprüche. Was ich vom Stuhl gesprochen habe, muss unfehlbar sein."

Noch malte seine Phantasie ihm stolze Bilder von seinen künftigen Ehren und Orakelsprüchen aus. Da erhob sich Jesus, um sich zur Ruhe zu begeben. Als er Simon die Hand reichte, las er auf seinem Antlitz etwas von den Träumen, denen er eben nachgehangen hatte. Mit grossem Ernste sah er ihm ins Auge. Dann sagte er zu ihm und zu den andern:

„Untersteht euch nicht, jemand zu sagen, dass ich der Messias sei."

Er ging zur Ruhe. Bald folgten ihm die Zebedäussöhne.

Simon warf noch ein paar Scheite in die Glut und blieb am Feuer sitzen.

Wie voller Widersprüche war doch sein Herr!

Am nächsten Tage schlug Jesus wieder abgelegene Wege ein. Er mied Dörfer und Gehöfte und sprach nur selten jemand an. Es war Zeit, nach Bethsaida zurückzu-

kehren und sich zum Aufbruch nach Jerusalem zu rüsten.

Auf dem Wege fing Simon davon an zu sprechen, was ihnen wohl am Fest begegnen würde, welchen Empfang die Hohen Priester, Ältesten und Schriftgelehrten ihrem Herrn bereiten würden. Die Zebedäussöhne waren sehr zuversichtlich. Viele tausende von Taufgesinnten würden auf dem Feste sein. Als Jesus sie so reden hörte, blieb er stehen.

„Wenn wir hinaufgehen nach Jerusalem," begann er, „wird alles in Erfüllung gehen, was der Prophet vom Knecht Gottes geschrieben hat, dass er viel leiden und verworfen werden muss. Denn der Mensch wird in der Sünder Hände überantwortet und getötet werden, aber nach drei Tagen wird er auferstehen."

Petrus war entsetzt. Wie? Die Gemeinde Gottes, auf den Fels gegründet, die kein Höllenrachen verschlingen würde, sollte leiden, verworfen werden und in den Tod gehen?

Er packte Jesus beim Arm, zog ihn auf die Seite und fuhr ihn an:

„Da sei Gott vor, dass so etwas geschehe!"

War Jesus seinem Todfeinde begegnet? Oder warum durchbohrten seine Blicke Simon?

„Hebe dich weg von mir, Satan, du bist mir ärgerlich!" fuhr er den Jünger an und schleuderte ihn hinter sich, sodass er ausglitt und zu Boden fiel.

Als Jesus ihm wieder aufhalf, sah er, dass Simon leichenblass geworden war. Beruhigter, doch immer noch mit tiefem Ernste verwies er ihm noch einmal seine unbedachten Worte:

„Du denkst nicht göttlich, sondern menschlich."

Dann wandte er sich zum Weitergehen.

Was war es, das Jesus so ausser sich geraten liess?

Blitzartig waren die Gedanken durch sein Haupt geschossen. War nicht doch Simon der Anstifter an jenem Abende gewesen? Lag der Versucher immer noch im Hinterhalte und lieh des Jüngers Zunge, weil er ihm anders nicht zu nahen wagte? Der Partherpfeil war gut gezielt.

War dieser Jünger ihm nicht eben erst als Unterpfand geschenkt worden, als einziges, dass seine Arbeit nicht vergeblich war? Ein Jünger, das war bisher sein ganzer Gewinn gewesen, und dieser eine Jünger versagte in dem Augenblick, wo sich der Weg des Todes vor ihm öffnete. Wenn Simon ihm nicht Treue hielt, wer dann?

Nein, er musste diesen Jünger haben und behalten. Er erbat ihn sich von Gott zurück. Er hatte schon zu viel für ihn erbeten. Wenn Gott beschlossen hätte, ihn selbst mit seiner auserwählten Schaar hinwegzunehmen, so sollte dieser Jünger auf der Erde bleiben. Der Zeuge seiner Anfechtungen sollte der Zeuge seines Todes und der Hirt seiner überlebenden Gemeinde sein.

Simon war zurückgeblieben. Er setzte sich am Wegrand nieder. Zerbrochen lag sein Leben vor ihm da. Vernichtet alle Hoffnungen. Er war verworfen. Satan hatte von ihm Besitz genommen. Bis in den Himmel war er erhoben worden, und war nun in die Hölle hinabgestossen.

In sich versunken sass er da und grub in seiner Seele, ob er den Felsengrund darin nicht wiederfinden könnte. Erst als sich sein erschüttertes Gemüt in einem Trä-

nenstrom entladen hatte, begann er wieder neuen Mut zu fassen. Er griff nach Jesu letzten Worten wie nach einem Rettungsseil.

Nein, nicht der Satan wohnte in seiner Brust. Menschlich, menschlich hatte er gedacht.

Er erhob sich wieder und ging den andern nach.

Sie waren nicht mehr fern von Hause. Die Zebedäussöhne hatten in den letzten Tagen sich eng an Jesus angeschlossen. So tief Simon gedemütigt war, so hoch flogen ihre Gedanken. Was Jesus von den Verfolgungen der Auserwählten sagte, hatten sie nicht schwer genommen. Sie wussten ja, dass eine grosse Trübsalszeit dem letzten Sieg vorhergehen sollte. Die Gerichte Gottes über Israel und die Völkerwelt sollten die Bahn frei machen für das Reich. Selbst der Gedanke, für ihren Herrn in den Tod zu gehen, schreckte sie nicht. Wo wäre Grosses je gelungen, ohne dass Gut und Blut geopfert wurde? Wenn nur ihr Meister auf den Thron erhoben wurde, wenn ihm nur Sieg und Herrlichkeit beschieden war, dann mochte kommen, was da wollte. Doch, wenn es auch durch Leiden ging, es brauchte ja nicht gleich der Tod zu sein. Das Reich stand vor der Tür. Vielleicht schon am Laubhüttenfeste konnte Jesus König sein. Es war nicht auszudenken. Jesus, der König Israels und sie, des Königs Vettern, die Nächsten an seinem Thron.

Eins nur trübte ein wenig ihre Freude. Sie sprachen zwar nicht davon, doch jeder wusste, dass der andere daran dachte. Simon sollte eine Würde haben, die die ihre in den Schatten stellte? Hatten sie das

um ihn verdient? Wen hatten sie mehr geachtet und geliebt als ihn? Keiner hatte es ihm missgönnt, dass er die Vorrechte des Alters hatte. Er war immer ein guter Kamerad gewesen und hatte sein Ansehen nicht missbraucht. Auch jetzt noch in den letzten Tagen, war er bescheiden und demütig geblieben, obwohl ihn Jesus so erhoben hatte. Aber wenn Jesus den Thron bestieg, konnte da Simon noch der erste sein? Wer war denn Simon? Doch nur ein Fischer von Bethsaida. Hatte er Aarons Blut in seinen Adern? Gehörte er zum Davidshause? War er des Königs Vetter? War seine Mutter die Schwester der Königsmutter?

Sie standen vor dem Haus. Noch niemals hatten ihre Herzen so hoch geschlagen; noch niemals sehnten sie sich so danach, die Eltern zu umarmen und sie zu Zeugen ihres Glücks zu machen.

Als Jesus schon die Pforte öffnen wollte, sah er sich noch einmal nach den Vettern um und fragte sie:

„Was dachtet ihr jetzt eben auf dem Wege?"

Sie sahen sich betroffen an und schwiegen.

Da traten die Eltern und die andern Jünger aus dem Haus heraus, um Jesus zu begrüssen, sodass sie einer Antwort überhoben waren.

Salome hatte alle an ihren Tisch geladen. Während sie draussen das Mahl bereitete, kamen ihre Söhne und setzten sich zu ihr. Sie liess sich erzählen, was sie auf der Wanderung erlebt hatten. Dem feinen Ohr der Mutter entging es nicht, dass ihre Söhne gegen Simon etwas auf dem Herzen hatten. Sie brachte auch bald heraus, dass sie Grund hatten,

sich zurückgesetzt zu fühlen, und war entschlossen, für sie einzutreten. Trotz der Zurückhaltung, mit der die Söhne davon sprachen, hatte Salome aus ihren Andeutungen den Schluss gezogen, dass Jesus jetzt nach Jerusalem gehen und sich die Davidskrone aufs Haupt setzen würde. Zwar hatten ihr die Söhne nicht verschwiegen, dass Jesus verboten habe, zu sagen, dass er der Messias sei. Das Verbot gab ihrem Glauben nur noch grössere Zuversicht. Der Gedanke an alles, was nun kommen sollte, entflammte ihren Stolz und ihren Ehrgeiz für die Söhne. Sie war mit ihnen unzufrieden. Sie hätten sofort gegen das Vorrecht Simons Einspruch erheben sollen. Sie wollte selbst mit Jesus reden. Jakobus und Johannes baten sie, davon abzustehen. Sie aber sagte, sie sollten sie nur machen lassen; sie wisse, was ihr Wort bei Jesus gelte.

Als Salome die Zurichtung des Mahls beendet hatte und in den Saal kam, um ihre Gäste einzuladen, ergriff sie ihre Söhne Jakobus und Johannes bei der Hand und trat vor Jesus hin.

„Herr", sagte sie, „ich habe eine Bitte an dich, versprich mir, dass du tust, was ich dir sage."

„Lass hören, was es ist," erwiederte Jesus.

„Versprich mir, dass, wenn du König bist, diese meine Söhne, der eine zu deiner Rechten, der andre zu deiner Linken sitzen sollen."

Die andern Jünger, die sich schon zum Mahle niederlassen wollten, waren auf den Vorgang aufmerksam geworden.

„Ihr wisst nicht, was ihr bittet," antwortete Jesus ernst den beiden Jüngern. „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken muss?" — Sie sagten:

„Wir können es."

„Den Kelch, den ich trinken muss, sollt ihr trinken; aber zu meiner Rechten und Linken zu sitzen, kann ich euch nicht geben."

Die andern Jünger, die die Bitte Salomes verstanden hatten, waren entrüstet, dass sich Jakobus und Johannes Vorrechte vor ihnen sichern wollten und machten ihrem Ärger Luft.

Nur Simon sass still für sich und schwieg.

„Simon", rief Jesus, „komm her! Und auch ihr andern kommt alle her."

„Simon," begann Jesus, „sieh, der Satan hat euch sichten wollen, wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre; und wenn du dich einmal bekehrst, so stärke deine Brüder."

Jetzt wandte er sich an alle Jünger und seine Stimme nahm einen feierlichen Klang an:

„Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker knechten und dass ihre Grossen sie unterdrücken.

„Bei euch soll es nicht so sein. Sondern, wer gross sein will von euch, sei euer Diener, und wer der erste sein will unter euch, sei aller Knecht. Denn der Mensch ist nicht dazu da, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben für die andern zum Opfer bringe."

Wo gab es in der Welt, die Jesus kannte, Herrscher, wie er sie meinte? Wo ein Reich, das statt auf Ehrsucht und Gewalt auf Dienst und Selbstverleugnung gegründet war? Hätte ein König ihm gesagt, er sei der erste Diener seines Staates, er würde ihm erwidert haben: Du bist nicht fern vom Reiche Gottes.

Hätte ein Kaiser ihm gesagt, er wolle der erste Diener seines Volkes sein, er würde ihn gesegnet und unter seine Jünger gerechnet haben.

Die Worte, die Jesus zu den Zwölfen sprach, waren das Grundgesetz der Reichsgemeinde, die er vor wenig Tagen mit drei Jüngern auf dem Hermon gegründet hatte. Sie sind noch heut die Magna Charta des Menschenreichs, das alle Weltreiche beerben soll.

INHALT DES ERSTEN BANDES.

ERSTES BUCH.

Die Anfänge.

Seite

1. Kapitel. — Bethlehem 7
2. Kapitel. — Nazaret 29
3. Kapitel. — Der Täufer 61
4. Kapitel. — Horeb 82
5. Kapitel. — Bethabara 99
6. Kapitel. — Kana 119
7. Kapitel. — Bezeta 132

ZWEITES BUCH.

Galiläa.

1. Kapitel. — Kapernaum 159
2. Kapitel. — Bethsaida 201
3. Kapitel. — Die Zwölf 228
4. Kapitel. — Die Seinen 246
5. Kapitel. — Der Tod des Täufers 274
6. Kapitel. — Der Messias 299
7. Kapitel. — Die Schriftgelehrten 327
8. Kapitel. — Hermon 351

E. DENIOL'S LIBRARY,
HAWARDEN.

Gedruckt bei De Erven Loosjes
Haarlem.